

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 114

Herausgegeben

von

Christian Peters, Jürgen Kampmann, Albrecht Geck

Bielefeld 2018

Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst verantwortlich. Trotz umfangreicher, in der Verantwortung der Autorinnen und Autoren liegender Recherchen ist es möglicherweise im Einzelfall nicht gelungen, sämtliche Urheber- und Leistungsschutzrechte an den zum Abdruck gebrachten Abbildungen zu klären. Inhaber solcher Rechte an den Werken werden hiermit gebeten, sich zur Abklärung der Nutzungen gegebenenfalls an die betreffende Autorin bzw. den betreffenden Autor zu wenden. Die rechtliche Verantwortung für die mit den Bildrechten verbundenen Fragen liegt bei den Autorinnen und Autoren.

(Layout: Erdmute Härtel-Lindemann, Bielefeld)
(Aufbereitung des Bildmaterials: Thomas Ijewski, Freudenberg)

Das Jahrbuch kann über das Institut für Westfälische Kirchengeschichte,
Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster,
bezogen werden.

2018

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche
von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des
Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Druck: Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt (Aisch)

ISSN 0341-9886

Inhalt

Editorial	11
-----------------	----

Beiträge

Christof Windhorst

Das geistliche Vermächtnis des Herforder Pfarrers Gottreich Ehrenhold Hartog: „Drey Predigten Von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“	13
---	----

Ulrike Winkler

„Ob es ein Abschiedsgruß für immer ist, steht in Gottes Hand“. Kriegserleben und Kriegserfahrung der Familie Brünger 1914–1919	69
--	----

Jürgen Kampmann

Gogarten nach Barth: Eine Petition zur Neubesetzung des systematisch-theologischen Lehrstuhls der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster 1929/1930 und deren kirchenaufsichtliche Bearbeitung	93
--	----

Woldemar Wesemann (†)

Eine kartographische Darstellung der Kirchenprovinz Westfalen auf dem Stand vom 1. April 1930. Für den Abdruck im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 2018 eingerichtet von Thomas Ijewski und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Günther	143
---	-----

Hans-Walter Schmuhl

„... daß Verteidigung des evangelischen Glaubens gegen falsche Lehre nicht Kirchenpolitik ist.“ Der Wittekindshof, die Familie Brünger und der „Kirchenkampf“	177
---	-----

Hans-Walter Schmuhl

„Kritische Tage erster Ordnung“. Der Wittekindshof, die Familie Brünger und die NS-„Euthanasie“	203
---	-----

Eva-Maria Dahlkötter

Quellen zum beginnenden Kirchenkampf und zur Nachkriegszeit in Lippstadt	229
--	-----

Jürgen Kampmann	
Der Historiolog – Lust, doch Irrweg	247

Bericht

Dietrich Kluge	
Zwei Jahrhunderte lutherisch-reformierte Unionen	257

Buchbesprechungen

Johannes Stürer, Der Röhrentruper Rezzess von 1617. Religion und Politik in Lippe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges (Paderborner Beiträge zur Geschichte 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2017, kart., 144 S. (Johannes Burkardt)	265
---	-----

Wirkungen des Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel. Studien und Quellen, hg. von Dieter Merzbacher und Wolfgang Miersemann (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 53), Harrassowitz, Wiesbaden 2015, brosch., 648 S. (Johannes Burkardt)	266
---	-----

Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 2. Das 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Stefan Gorißen, Horst Sassin und Kurt Wesoly (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur 32), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2016, geb., 864 S., zahlr., meist farbige Abb. u. Karten (Johannes Burkardt)	268
---	-----

Andreas Gaidt, Von der preußischen Garnisonschule zur Gemeinschaftsgrundschule Bonhoeffer. Zur Geschichte der evangelischen Volks- und Grundschule in Paderborn-Schloß Neuhaus. Eine etwas andere Festschrift im Auftrag des Vereins der Eltern und Förderer der Bonhoefferschule e. V., Media Print, Paderborn-Schloß Neuhaus 2017, 206 S., brosch. (Gesine Dronsz)	269
---	-----

Uta C. Schmidt (Hg.), Kirche in der Stadt. Wattenscheider Barock. Gelsenkirchener Appell. Ein bebildertes Lesebuch, Arachne, Gelsenkirchen 2017, zahlr., farbige Abb., brosch. (Norbert Friedrich)	271
---	-----

Manfred Gailus, Friedrich Weißler. Ein Jurist und bekennender Christ im Widerstand gegen Hitler, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, geb., 316 S. (Wilhelm Hüffmeier)	272
--	-----

Albrecht Geck (Hg.), Das „Dreifachjubiläum“ im Evangelischen Kirchenkreis Recklinghausen. 500 Jahre Reformation – 200 Jahre Preußische Union – 110 Jahre Evangelischer Kirchenkreis Recklinghausen (Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen 7), LIT-Verlag, Münster 2018, geb., 183 S., 14 zum Teil farbige Abb. (Martin H. Jung)	276
Andreas Lange, Lena Krull, Jürgen Scheffler (Hgg.), Glaube, Recht und Freiheit. Lutheraner und Reformierte in Lippe (Schriften des Städtischen Museums Lemgo 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2017, geb., 408 S., 144 Farbfotos und 18 Schwarz-Weiß-Fotos, 50 Bildtafeln (Wolf Tilman Marek)	278
Werner Freitag, Die Reformation in Westfalen. Regionale Vielfalt, Bekenntniskonflikt und Koexistenz, Aschendorff, Münster 2016, geb., 383 S., 32 Abb., 2 Karten in den Innenklappen (Gerhard Menk)	283
Annette Kurschus, Vicco von Bülow (Hgg.), Die Entdeckung des Individuums? Wie die Reformation die Moderne geprägt hat, Luther-Verlag, Bielefeld 2017, kart., 175 S. (Werner M. Ruschke)	286
Dagmar Freist, Glaube – Liebe – Zwietracht. Religiös-konfessionell gemischte Ehen in der frühen Neuzeit (Bibliothek Altes Reich 14), de Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, geb., 504 S. (Harald Schroeter-Wittke)	288
Werner Greiling, Holger Böning, Uwe Schirmer (Hgg.), Luther als Vorkämpfer? Reformation, Volksaufklärung und Erinnerungskultur um 1800 (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 5), Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2016, geb., 400 S. (Frank Stückemann)	291
Peter Florens Weddigen, Lesebuch, zusammengestellt von Walter Götten und Frank Stückemann (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 70), Aisthesis, Köln 2017, kart., 174 S. (Christof Windhorst)	293

Die Autorinnen und Autoren

Leitender Staatsarchivdirektor Dr. Johannes Burkardt
Kleistweg 5, 32756 Detmold

Dr. Eva-Maria Dahlkötter
Kolpingstraße 38, 59555 Lippstadt

Studienrätin Gesine Dronsz
Saarring 36, 32425 Minden

Dr. Norbert Friedrich
Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth
Zeppenheimer Weg 20, 40489 Düsseldorf

Prof. Dr. Albrecht Geck
Institut für Kirchliche Zeitgeschichte, Haus des Kirchenkreises
Limperstraße 15, 45657 Recklinghausen

Landeskirchenoberarchivrat Wolfgang Günther
Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen
Bethelplatz 2, 33617 Bielefeld

Dr. Dr. h.c. Wilhelm Hüffmeier
Leiter der Kirchenkanzlei der UEK i.R.
Lindenstraße 65, 14467 Potsdam

Pfarrer Thomas Ijewski
Krottorfer Straße 19, 57258 Freudenberg

Prof. Dr. Martin H. Jung
Universität Osnabrück, Institut für Ev. Theologie
Neuer Graben/Schloss, 49069 Osnabrück

Prof. Dr. Jürgen Kampmann
Diekweg 13, 32584 Löhne; St.-Luzen-Weg 5, 72379 Hechingen

Richter i.R. Dietrich Kluge
Paul-Engelhard-Weg 26, 48167 Münster

cand. theol. Tilmann Marek
Institut für Westfälische Kirchengeschichte
Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster

Prof. Dr. Gerhard Menk
Historisches Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen
Otto-Behaghel-Str. 10 C, 35394 Gießen

Prof. Dr. Christian Peters
Gronauweg 39a, 48161 Münster

Pfarrer i.R. Dr. Werner M. Ruschke
Herenfridgäßchen 10, 59494 Soest

Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl
Koppelweg 8, 31787 Hameln-Unsen

Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke
Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften
Warburger Straße 100, 33098 Paderborn

Pfarrer Dr. Frank Stückemann
Kirchstraße 2, 59494 Soest-Meiningsen

Woldemar Wesemann (†)

Superintendent i.R. Dr. Christof Windhorst
Bergkirchener Straße 80, 32584 Löhne

Dr. Ulrike Winkler
Marienholzstraße 20, 54292 Trier

Editorial

Einen neuen Band unseres Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte in den Druck geben und bald darauf an die Mitglieder unseres Vereines versenden lassen zu können, ist immer ein Grund zur Freude. Das gilt nicht zuletzt auch für diesen Band, der (auch wenn er rein äußerlich etwas schmaler daherkommt) Vielfältiges und auch Seltenes zu bieten hat.

Uns Herausgeber betrübt dieser an Seitenzahlen etwas geringere Umfang denn auch kaum, ist das hier Gebotene doch zusammen mit jenen Beiträgen zu sehen, die aus der von unserem Verein gemeinsam mit dem Verein für Rheinische Kirchengeschichte e.V. veranstalteten Jahrestagung in Hagen (15./16. September 2017) hervorgegangen sind und die inzwischen in einem im November 2018 erschienenen, mehr als 500 Druckseiten umfassenden Band der „Roten Reihe“ nachzulesen sind. Unsere Vereinsmitglieder können diesen Band – wofür wir sehr dankbar sind! – zu einem stark ermäßigten Preis von 14,97 Euro plus Versandkosten über das Institut für Westfälische Kirchengeschichte erwerben (Jürgen Kampmann/Christian Peters [Hgg.], 200 Jahre lutherisch-reformierte Unionen in Deutschland. Jubiläumsfeier in Hagen. Beiträge zu den wissenschaftlichen Tagungen in Hagen und Haus Villigst sowie ein Vortrag in Potsdam im September 2017 [BWFKG 46], Bielefeld 2018).

Genauer besehen fällt die vom Verein für Westfälische Kirchengeschichte in diesem Vereinsjahr eingebrachte territorialkirchengeschichtliche Ernte also ausgesprochen reichlich aus! Im vorliegenden Band gehören dazu unter anderem die Edition einer kleinen Predigtreihe des Herforder Pfarrers Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816) (Christof Windhorst) und die digitale Aufbereitung des mit großem Fleiß erarbeiteten, seltenen Kartenwerkes von Woldemar Wesemann (1891–1952), das Kirchengemeinden und Kirchenkreise in der Kirchenprovinz Westfalen auf dem Stand des 1. April 1930 in ihren räumlichen Bezügen, aber auch in ihren Feingliederungen bis hin zu den einzelnen Gottesdienststätten in einer danach niemals wieder erreichten Präzision erfasst hat. Thomas Ijewski sei für die Aufbereitung für den (farbigen!) Druck, Wolfgang Günther für die einführende Erläuterung gedankt!

Die daneben gebotenen Aufsätze sind sowohl der Zeit des Ersten Weltkrieges (Ulrike Winkler, Kriegserleben und Kriegserfahrungen der Familie Brünger) und der Weimarer Republik (Jürgen Kampmann, Hintergründe der versuchten Berufung Friedrich Gogartens nach Münster) als auch dem „Kirchenkampf“ (Hans-Walther Schmuhl, Der Wittekindshof, die Familie Brünger und der „Kirchenkampf“) und dessen Wahrnehmung und Bewertung in der Nachkriegszeit (Eva-Maria Dahlkötter, Neue Quellen zum Kirchenkampf in Lippstadt) gewidmet. Zutiefst beeindruckend wird überdies über das Einbrechen der NS-„Euthanasie“ in

die Lebenswelt des Wittekindshofes und seiner Bewohnerinnen und Bewohner berichtet (Hans-Walter Schmuhl).

Neu dürfte sein, dass in diesem Band auch eine dezidiert methodologische Diskussion geführt bzw. angestoßen wird: Sie gilt dem sogenannten „Historiolog“ und dessen praktischer Umsetzung im Verlauf der Hager Tagung des vergangenen Jahres mit der vorgeschlagenen Anwendung auf die Fragestellungen und Aufgaben der Territorialkirchengeschichte (Jürgen Kampmann). Dass unsere Leserinnen und Leser darüber hinaus auch diesmal wieder einen erhellenden Bericht (Dietrich Kluge) und einen durch Albrecht Geck sorgfältig betreuten Rezensionsteil erwarten dürfen, versteht sich gleichsam von selbst. Wir laden sehr herzlich zur Lektüre ein!

Münster, am Gedenktag der Reformation 2018

Christian Peters

Jürgen Kampmann

Albrecht Geck

Christof Windhorst

**Das geistliche Vermächtnis des Herforder Pfarrers
Gottreich Ehrenhold Hartog:
„Drey Predigten Von dem dreyfachen Stufen-Alter
im Christenthume“**

Jürgen Kampmann zum 60. Geburtstag gewidmet

Einleitung

I.

Betrachten wir zunächst die persönliche Situation von Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816), die den Hintergrund der Entstehung der Predigttrilogie „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“ bildet. Hartog war seit 1769 Pfarrer an der St. Jakobi-Kirche auf der Radewig zu Herford. Als er die Pfarrstelle übernahm, war er 31 Jahre alt; zuvor hatte er die Gemeinde im Dorf Löhne knapp sechs Jahre lang als Pastor versorgt.¹ Insgesamt war er also gut 42 Jahre als Prediger und Seelsorger tätig und stand inzwischen im 68. Lebensjahr, als die von ihm in der St. Jakobi-Kirche in Herford gehaltenen drei Predigten unter dem genannten Titel in Bielefeld 1806 im Druck erschienen.

Ein gerüttelt Maß an Erfahrung aus der Begegnung mit Menschen in sorgfältig geübter Seelsorge sowie in der daraus hervorgehenden Predigtpraxis und durch das stets fortgesetzte theologische Studium, insbesondere der biblischen Überlieferung, hatten den Prediger Hartog geprägt und waren nun ein Gütezeichen dieser – seiner ersten – Veröffentlichung einer Predigtreihe. Sie ist zugleich ein theologischer und seelsorgerlicher Spiegel für die Art und Weise, wie Gottreich Ehrenhold Hartog das Amt des Predigers und Pastors wahrgenommen hat in der Sorge um das wahre Christsein, in einem Leben der Christen als „Kinder in der Gnade“.²

¹ Die genauen Daten zu Gottreich Ehrenhold Hartog bei: Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer von der Reformationszeit bis 1945 (BWFKG 4), Bielefeld 1980, S. 184, Nr. 2331: Geboren am 8. April 1738 in Lahde, Studium in Halle (Saale) seit dem 23. Mai 1757 und Lehrer am Waisenhaus, Pfarrer in Löhne seit dem 23. Oktober 1763, in Herford-Jakobi seit dem 30. August 1769.

² Hartog, Gottreich Ehrenhold: Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume. Gehalten und auf dringendes Verlangen einiger Freunde als Andenken zum Druck befördert von G. E. Hartog, Prediger zu Herford. Bielefeld, gedruckt bei Adolph Küster, 1806; siehe Edition, unten S. 24: „In dem ich nun in der-

Hartogs Wesen und sein Wirken in diesem Sinne hatten ihm offensichtlich hohes Ansehen eingebracht. Ein Herrnhuter Diasporaarbeiter berichtete 1809, Hartogs Predigten seien „so zahlreich besucht [...], daß in der Kirche nicht ein Platz zu sehen war, wo noch ein Mensch hätte stehen können“. Es heißt, in der Radewiger Gemeinde sei es zu „einer neuen Erweckung“ gekommen.³

Von einer ganz ähnlichen Aufbruchssituation berichtet auch eine schon 1820 von Karl Weihe (1752–1829), Pfarrer in Mennighüffen (1774–1829), verfasste Lebensbeschreibung des Pfarrers Gottreich Ehrenhold Hartog.⁴ Sie ist die früheste – zuweilen von einer hagiographischen Überhöhung und Verehrung geprägte – Quelle für das „Leben und Wirken“ des offensichtlich sehr beliebten und in Minden-Ravensberg weithin bekannten Pastors Gottreich Ehrenhold Hartog, den Karl Weihe seit seiner Kindheit im väterlichen Pfarrhaus des Pfarrers Friedrich August Weihe (1721–1771, in Gohfeld seit 1751) kannte. Friedrich August Weihe, früher Pietist und Erweckungsprediger in Minden-Ravensberg, war wiederum als Nachbarpfarrer in Hartogs Löhner Zeit zu dessen väterlichem Freund und Lehrer geworden.⁵ Er half dem jungen Pastor Hartog, sich im Gemeindepfarramt zurechtzufinden, und vertrat den gesundheitlich schwachen und häufig „kränkelnden“ jungen Amtsbruder und Kollegen; denn „ein zu schnell und unvorsichtig geheilter Haut=Ausschlag ließ bey ihm eine krankhafte Disposition zurück, die ihn Zeitlebens drückte, so daß er

selben [1. Predigt] von den Kindern in der Gnade handelte“, schreibt Hartog im „Vorbericht“.

³ Vgl. Koechling, Ludwig: Minden-Ravensberg und die Herrnhuter Brüdergemeine [1. Teil], in: JVKWG 53/54 (1960/1961), S. 94-109; [2. Teil], in: JVKWG 55/56 (1962/1963), S. 69-103, hier [2. Teil], S. 77. – Windhorst, Christof: Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816). Schüler Friedrich August Weihes und Freund der Herrnhuter, in: JVKWG 105 (2009), S. 161-189, hier S. 179f.

⁴ Weihe, Karl: Gottreich Ehrenhold Hartog, der als wohlverdienter Prediger auf der Radewig in Herford nach fünfzigjähriger Amtsführung im 78sten Lebensjahre den 2ten Januar 1816 gestorben, in seinem Leben und Wirken geschildert nebst Beantwortung einiger Fragen über Pietismus, Herford 1820. – Neudruck: Weihe, Karl: Was ist Pietismus? Das Leben und Wirken des Pfarrers Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816). Hg. v. Christof Windhorst (Edition Pietismustexte 2) [EPT 2], Leipzig 2010, S. 65f. – Zu Karl Justus Friedrich Weihe s. Windhorst, Christof: Nachwort: Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816). Ein pietistisches Pfarrerverleben in der Wende zum 19. Jahrhundert, in: a.a.O., S. 107-134, hier S. 109-113. – Vgl. auch Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 542 Nr. 6736a.

⁵ „Hartog [habe] sehr viel von Weihe angenommen, und in dessen Geist und Sinn gearbeitet, [...] und doch war und blieb Hartog ganz originell, und ging seinen eigenen Gang.“ Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 58f.63f. – Vgl. Windhorst, Hartog Schüler Weihes (wie Anm. 3), S. 171. – Zu Friedrich August Weihe vgl. Brecht, Martin: Friedrich August Weihe (1721–1771). Pietistischer Pfarrer, Liederdichter und Vorläufer der Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung, in: Peters, Christian (Hg.): Zwischen Spener und Volkering. Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert (BWFGK 23), Bielefeld 2002, S. 129-200.

nie einer völligen Gesundheit genoß, und von der Schwachheit seines Körpers immer abhängig blieb.“⁶

Wir wenden uns dem Wirken Hartogs in der Jakobigemeinde auf der Radewig in Herford zu. Die von ihm gehaltenen Gottesdienste wurden von vielen Menschen gern besucht.⁷ Sie kamen aus Herford und auch aus der ländlichen Umgebung von Herford, um Hartog zu hören. Die Jakobikirche, berichtet Weihe, fasse „eine beträchtliche Anzahl Zuhörer, die sich denn auch reichlich bei ihm einfanden“, sie sei aber „nicht zu groß für seine schwache Brust und Stimme“. Die körperliche Schwäche begleitete ihn auch hier, „aber sein Kopf war sehr gesund, sein Verstand hell, seine Beurteilungskraft vortrefflich“.⁸

Bemerkenswert ist, dass von Weihe der Lebensgeschichte Hartogs die Behandlung von sieben Fragen zum Pietismus vorangestellt wird. Der Hintergrund ist, dass Hartog „wol oft als ein Pietist bezeichnet worden [sei], wodurch er sich eben so wenig beleidigt gehalten, als er es zu widerlegen versucht“ habe.⁹ Vermutlich soll sich der Leser dieser biographischen Skizze anhand der sieben vorangestellten ausführlichen Thesen zum Pietismus selbst ein Bild dazu machen können, inwieweit man Gottreich Ehrenhold Hartog dem Pietismus zu Recht zurechnen könnte.¹⁰

Karl Weihe beschreibt wiederholt, wie stark der Zulauf zu den Predigten Hartogs war.¹¹ Sie seien „im eigentlichen Verstande populär“ gewesen, was den Inhalt und den Vortrag angeht, „durchaus praktisch, den Bedürfnissen der Menschen angemessen“, und „originell“.¹² Sie sollten die Zuhörer „erleuchten“, „bessern“, „beruhigen“, die Augen öffnen, die Menschen „von der Finsternis zum Licht (bekehren), [...] „zum Reich Gottes in diesem und dem zukünftigen Leben“ erziehen, sie zur Gemein-

⁶ Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 58.60; vgl. S. 60.65.75.79.91-93. Zu Friedrich August Weihe vgl. a.a.O. S. 58-65.68. – Windhorst, Hartog Schüler Weihes (wie Anm. 3), S. 163-172. – Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 542 Nr. 6736.

⁷ Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 65f.

⁸ A.a.O., S. 82.

⁹ A.a.O., S. 11.

¹⁰ Karl Weihe schreibt dazu, er „möchte [...] zur richtigen Beurtheilung dessen, was man so gern Pietismus nennt, nur Beiträge liefern, nur Fingerzeige geben, um meine Leser auf den rechten Standpunkt zu führen, von welchem meines Bedünkens die Sache anzusehen ist, wenn man unparteiisch darüber richten will.“ A.a.O., S. 11. – Zur „Beantwortung“ der sieben „Fragen über Pietismus“ siehe a.a.O., S. 13-55. Zum Pietismus-Begriff Karl Weihes vgl. Windhorst, Nachwort (wie Anm. 2), S. 113-117. Zu „Pietismus“ bei Hartog a.a.O., S. 117-130; Windhorst, Christof: Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816). Ein westfälischer Prediger zwischen Pietismus und Erweckung, in: JWKG 109 (2013), S. 309-345; Windhorst, Christof: Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816). Ein Prediger des Wortes Gottes zwischen Pietismus und Aufklärung, in: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 25 (2018) (erschienen Bielefeld 2017), S. 334-362.

¹¹ Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 65f.75-77.84.

¹² A.a.O., S. 68.

schaft Gottes führen, ächten christlichen Sinn in ihnen erwecken.¹³ Darum verkündigte er ihnen die in Christo Jesu erschienene heilsame Gnade Gottes, zeigte aber auch, wie diese uns züchtigen müsse zu verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste“. Und das geschah „faßlich“, „natürlich“, „verständlich“, auch für „Ungebildete“ und den „gemeinen Mann“. Nach dem Urteil Weihes waren seine Predigten in allem „biblisch, das heißt nicht bloß: in Worten der Bibel verfaßt, sondern im Geist der Bibel“ bedacht und vorgetragen.¹⁴ Mit diesen wenigen Stichworten soll damit aus den umfangreichen Beschreibungen Karl Weihes die Predigtweise Hartogs angedeutet werden, die dem Bericht Weihes zufolge so viele Menschen angezogen hat. Für Hartog war es entscheidend, die Predigt jeweils aus der Praxis der Einzelseelsorge hervorgehen zu lassen, die oft in Einzelgesprächen nach dem Gottesdienst unter großer Anstrengung des Pastors im Pfarrhaus noch stattfanden.¹⁵ Aus der Seelsorge durch die biblisch orientierte theologische Arbeit zu einer frei vorgetragenen Predigt führte der kommunikative Weg Hartogs vom Prediger zum Hörer. Damit sind auch wesentliche Grunddaten und Merkmale der „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“ in den Blick genommen.

Unter dem Aspekt der skizzierten hohen Akzeptanz des Predigers Hartog ist es nach so langer Zeit von gut 36 Jahren seines Dienstes an der Jakobi-Kirche in Herford nicht verwunderlich, wenn 1806 „endlich“ wenigstens ein kleiner Predigtzyklus von drei Predigten veröffentlicht wurde, und es sollte ja alsbald noch eine Reihe anderer Predigtsammlungen folgen.¹⁶ Schon auf dem Titelblatt ist vermerkt, dass diese Predigten „auf dringendes Verlangen einiger Freunde als *Andenken* zum Druck befördert“ wurden. Und dem aufmerksamen Leser der Titelseite wird nicht entgehen, dass unter dem Titelbegriff „Christenthum“ die Worte „Gehal-

¹³ A.a.O., S. 68f.

¹⁴ A.a.O., S. 69. – Zur biblischen Bindung Hartogs vgl. Windhorst, Hartog Prediger des Wortes (wie Anm. 10), S. 338.

¹⁵ Vgl. Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 77-79.

¹⁶ Weitere Predigtsammlungen von Gottreich Ehrenhold Hartog: Predigten über die Fest- u[nd] Sonntags-Evangelien des ganzen Jahres, Bielefeld 1806. – Predigten über die Fest- und Sonntags-Evangelien des ganzen Jahres. Ein sonntägliches Erbauungsbuch, 2. Aufl., Paderborn 1836. – Sechs Predigten vom Heimweh der Kinder Gottes. Zum Theil an Himmelfahrtstagen gehalten. Zum Besten der Armen bei diesen höchst dürftigen Zeiten. Bielefeld 1807. – Zehn Predigten von den inneren Anfechtungen des wahren Christen. Zum Besten der Armen. Bielefeld 1809. – Der Christ in dreyßig Predigten nach allen seinen Lagen und Christen-Tugenden aus den Sonntags-Evangelien vom 5ten bis 26ten Sonntage nach Trinitatis in den Jahren 1808 und 1809 geschildert. Nebst einem Anhang von zwey Predigten über das Evangelium am 27ten Trinitatis: von den zehn Jungfrauen. Bielefeld 1810. – Sechs und zwanzig Paßions-Predigten über die gesammte Leidens-Geschichte unseres Herrn Jesu Christi. Th. 1-2: Das schöne Bild des Schönsten unter den Menschen-Kindern. [2]: In 14 Predigten über die sieben Worte Jesu am Kreuz, aus der Leidens-Geschichte auf Golgatha. Bielefeld 1813.

ten – als Andenken – [von] G. E. Hartog“ gesperrt gedruckt sind. Die Predigten über einen wesentlichen geistlichen und theologischen Sachverhalt im „Christenthum“ wurden demnach unter einem ganz besonderen Aspekt „Gehalten“ und so veröffentlicht: Sie sollen dem Andenken an Hartog dienen und an das von ihm verkündigte und gelehrte „Christenthum“, also an die christliche Lehre und Lebenspraxis.¹⁷ Das wiederum bedeutet, „nach der Gnade Gottes und dem Kleinod der Seligkeit zu trachten und mit Veränderung des Herzens und Wandels den Weg des Lebens zu betreten“, wie er es kurz im „Vorbericht“ der Druckausgabe der drei Predigten erläutert.¹⁸ Gern würde Hartog das allen „Anfängern im wahren Christenthum“ Weisung gebend, ermunternd, auch warnend und tröstend persönlich zusprechen, jedem in einer eigenen Predigt.¹⁹ So habe er vor der ganzen Gemeinde „von den Kindern in der Gnade“ gehandelt – in der ersten Predigt –, und das habe ihn veranlasst, an zwei weiteren Sonntagen auch „von den Jünglingen“ und danach „von den Vätern in der Gnade zu predigen“.²⁰ Diese drei Lebensalterstufen fand er im 1. Johannesbrief 2,13 und 14a vorgegeben.²¹ Er legte diese Stelle der Trilogie zugrunde, getreu der Devise, biblisch und im Geiste der Bibel zu predigen.²² Dazu gehört gewiss auch, dass Hartog nicht nur die Väter in der Gnade, sondern ausdrücklich auch die „Mütter in der Gnade“ mit einbezogen haben möchte,²³ denn diese zählen in der biblischen Überlieferung für ihn auch zu den großen Vorbildern des Glaubens: Abrahams Frau Sara, Hanna, die Frau des Tobias, Judith, Maria sowie Hanna, die Witwe in der Begleitung des Simeon bei der Darstellung des Herrn im Tempel,

¹⁷ Man kann annehmen, dass hinter diesen Gedanken die Weisung von Hebr 13,7 steht: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“

¹⁸ Siehe den „Vorbericht“ zu Theil 1: Edition, unten S. 24.

¹⁹ Vgl. ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Eine Dreistufigkeit der Lebensalter findet sich schon in der antiken Philosophie bei Aristoteles beschrieben, und sie findet sich auch in den drei Stadien oder Zeitaltern der zeitgenössischen religionsphilosophischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts bei Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) in „Die Erziehung des Menschengeschlechts“, Berlin 1780: Lessing entwickelt die Vorstellung von drei Zeitaltern des Menschengeschlechts unter dem Aspekt der Erziehung und Entwicklung der vernünftigen Moralität des Menschen: Er beschreibt erstens das Zeitalter des Alten Testaments, welches dem Kindesalter entspricht, zweitens das Zeitalter des Neuen Testaments, dem das Jünglingsalter zugeordnet ist; das dritte Zeitalter ist für ihn „die Zeit des neuen ewigen Evangeliums“ als die „Zeit der Vollendung“ des vernünftigen Menschen. S. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-erziehung-des-menschengeschlechts>, § 85 und § 86. Vgl. Müller, A[...]: [Art.] Lebensalter, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 5, Darmstadt 1980, Sp. 112–114, hier Sp. 113, sowie Hornig, Gottfried: [Art.] Lessing, Gotthold Ephraim (1729–1781), in: TRE 21 (1991), S. 20–33, hier S. 26. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, der Frage nachzugehen, ob Hartog Kenntnis von dieser Schrift Lessings hatte.

²² Vgl. Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 69.

²³ S. Edition, unten S. 41.55.63.

der seinerseits ebenfalls zu den besonderen Vorbildern der Väter in der Gnade gehört.

Hartog notiert in seinem „Vorbericht“ weiter, die erste der „Drey Predigten“²⁴ habe große Zustimmung gefunden. Er hielt sie am 2. Sonntag nach Epiphania, wie er selbst zu Beginn notiert – allerdings ohne eine Jahreszahl anzugeben. Geht man davon aus, dass er die drei Predigten an drei Sonntagen hintereinander zu Gehör bringen wollte, weil es ein zusammenhängendes Gesamtkonzept gab, die zweite Predigt jedoch wegen einer schweren Ohnmacht Hartogs, die ihn auf der Kanzel ereilte, ausfallen musste, dann war eine solche Folge von Sonntagen vor Mariae Lichtmess am 2. Februar im Januar 1804 gegeben. Wahrscheinlich hielt Hartog die erste Predigt also am 15. Januar 1804. Besondere Aufmerksamkeit habe er gefunden, weil er wegen seines Zusammenbruches auf der Kanzel die zweite Predigt am darauffolgenden Sonntag – am 22. Januar 1804 – nicht halten können: Man habe ihn „halbtot von der Kanzel“ tragen müssen. Aber schon am folgenden Sonntag – Septuagesimae, 29. Januar 1804 – habe er tatsächlich die zweite Predigt „von den Jünglingen“ gehalten, und das sei eine „unverdiente Gnade“ des Herrn gewesen. Und danach dann an Mariae Lichtmess hielt er die dritte Predigt „von den Vätern in der Gnade“.²⁵

Bei aller Glaubensfestigkeit erwies sich Hartog jedoch auch als Realist: Die schwache Gesundheit, unter der er während seiner Amtszeit immer wieder litt, und sein Alter ließen ihn besorgt sein, „daß ich nicht lange mehr den Predigtstuhl besteigen würde.“²⁶ Die Folge dieser Ereignisse war, dass die Treuen seiner Gemeinde diese „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“ als seine letzten ansahen, wie Hartog es im Vorbericht selbst festgehalten hat, und dann fortfährt, man habe ihn geradezu genötigt, „solche – zur Prüfung und Ermunterung nach meinem Tode – drucken zu lassen.“²⁷ In den Augen der treuen Glieder seiner Hörer-Gemeinde hatten diese Predigten also den Charakter eines geistlichen Testaments, ja eines Vermächtnisses bekommen. Und so hat er es selbst auch gesehen. Das unterstreichen die letzten beiden Sätze des Vorberichtes: „Hiernach muß also Absicht – Ausdruck und Inhalt dieser Predigten beurtheilet werden. Der HErr wolle denn seinen

²⁴ Zu den „Drey Predigten“ Hartogs und den hier erwähnten Ereignissen vgl. die Rezension von „Im“ [= Christian Friedrich Bröckelmann], in: Quartalschrift für Religionslehrer 4, 2. Quartal (1807), S. 143-149.160-162. – Windhorst, Nachwort, in: Weihe, EPT 2 (wie Anm. 4), S. 107-109; Windhorst, Hartog Prediger (wie Anm. 10), S. 335-341.

²⁵ Hierzu siehe auch das Gebet vor der zweiten Predigt: Edition, unten S. 39f. Nicht ganz klar zu erheben ist, ob Mariae Lichtmess wirklich am Donnerstag, 2. Februar 1804, gottesdienstlich gefeiert worden ist oder erst am Sonntag darauf.

²⁶ S. „Vorbericht“: Edition, unten S. 25.

²⁷ Ebd.

Segen darauf legen, wenn ich auch nicht mehr da bin. Amen.“ Das ist mit dem Datum des 25. Februar 1806 versehen.²⁸

II.

Was erwartet nun den Leser dieser Predigten? Es werden ihm die Menschenalter in drei Stufen vorgestellt, Kind, Jüngling, Greis, in je einer eigenen Predigt, die jeweils mit einem Gebet eröffnet wird. In drei oder vier Teilen oder Kapiteln in etwa analoger Gestaltung werden dann Gefährdung – Weisung – Ermunterung – Warnung und Trost, auch biblische Beispiele (und das immer im biblischen Kontext und Geist!) vor Augen geführt. Das geschieht auch unter den Aspekten, die die Natur bereitstellt, von der die Menschen lernen können, dass alle Dinge sich entwickeln und Wachstum haben, also in einem steten Prozess einem Ziel entgegenstreben und entgegenleben. Auf diesem Weg gibt es Störungen und Abbrüche, Anfechtungen und Versagen – theologisch gesprochen: Sünde. Das Ziel wird verfehlt; es zu erreichen, ist Gnade. Und wer unter der Gnade auf dem Weg unterwegs ist, zählt zu den Kindern der Gnade, und im Grunde bleiben sie „Kinder in der Gnade“ bis ins hohe Alter – nur in einer anderen Bedingtheit des menschlichen Lebens in einer anderen Altersstufe.

Die Leser oder Hörer werden sich bei den „Drey Predigten“ einem ausgesprochen dialogischen Predigt- oder Lesegeschehen gegenübersehen. Es besteht darin, dass Hartog in jeweils drei oder vier größeren Abschnitten dem natürlichen Leben das geistliche Leben gegenüberstellt, indem er einerseits die Erfahrungen des Lebens (und das heißt) der Natur des Menschen reichlich sprechen lässt, und andererseits die biblische Gnadenbotschaft ebenso reichlich in das Geschehen des Lebens hineingibt. Dabei werden die Hörer damit konfrontiert, dass beide Bereiche einerseits Störungen unterliegen, die jeweils schlicht benannt und zugleich krass bekannt werden,²⁹ und andererseits Förderungen durch die Gottes- und Christusliebe erfahren,³⁰ die die gedachten Stufenabgrenzungen durchkreuzen und zuweilen geradezu aufheben (können). Es ist zwar deutlich die Drei-Stufen-Orientierung Kind – Jüngling – Greis vorhanden, aber kein Altersbereich ist vom anderen als hermetisch abgeschottet gedacht: Ein Kind kann Weisheit des Alters haben – ein Greis kann kindisch

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. zur Natur des Menschen Teil 2 Abs. 1.2 und Abs. 4 der zweiten Predigt, s. unten, Edition S. 45f.49.

³⁰ Zum Beispiel die doch wohl einigermaßen zeitbedingte Begrifflichkeit bei der Liebe zu Christus, s. unten, Edition S. 30.

sein.³¹ Oder Hartog fragte (nun tatsächlich mit letztem Ernst) am Ende der dritten Predigt: „Nun wo sitzt denn hier in der Kirche ein Greis oder auch ein jüngerer Sünder, der aber eben so reif zum Tode und eben so unreif zur Seligkeit ist, der sich jetzt, da er dies hört, redlich entschließet – anzurufen – sich zu bekehren und noch retten zu lassen?“³²

Der Rettungsprozess aber vollzieht sich auf einem Weg des spannungsreichen, schöpferischen Geschehens zwischen Natur und Gnade, durch die „wir uns zu deinen Kindern umschaffen lassen“, und zwar in einem Prozess der „Erziehung“ durch den barmherzigen Gott!³³ Das aktive Handeln des Menschen wird deutlich erwartet – also: Buße zu tun, Reue zu zeigen, sich zu Gott oder Christus hinzuwenden, von ihm Rettung zu erwarten und tugendhaft zu leben oder einfach: das Heil Gottes zu glauben und in der Heiligung zu leben –, wobei zugleich theologisch ganz klar bleibt: Der Herr erweckt – und nicht der Mensch sich selbst, wie die letzten zwei Sätze der dritten Predigt es (etwas gebetsmäßig) ausrufen: „Der HErr erwecke noch viele bey dieser neuen Erweckungszeit. Ich bin alt und gehe bald von euch. O daß ich noch viele von euch möchte mit bekommen zum Thron der Herrlichkeit meines Jesu. Amen. Amen.“

III.

Den erläuterten, mehr in der persönlichen Art und Stellung Hartogs liegenden Gründen für eine Veröffentlichung der „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“ sollen schließlich noch einige Hinweise hinzugefügt werden, die die geschichtliche Situation jener Jahre (1804/1806) in Herford kurz erläutern.³⁴

³¹ „Die Gränzlinien zwischen dem dreyfachen Alter laufen oft sehr ineinander, und sind nicht immer genau zu bestim[m]en. Gott kann oft einem Kinde in diesem und jenem Stücke eine Mannes-Kraft geben, wenn ers für sein Reich brauchen will.“ S. Dritte Predigt, 2. Teil Abs. 6; s. unten, Edition S. 65.

³² S. unten S. 67.

³³ Ebd., Hartog betet: „Ja, wir danken Dir, daß Du uns hast wissen lassen, daß, wie sich ein Vater über die Kinder erbarmt, also auch Du alsdann, wenn wir uns zu deinen Kindern umschaffen lassen, mit uns bey unserm schwachen Anfange Geduld haben und an unserer fernern Erziehung zu arbeiten nicht müde werden willst.“ S. Edition S. 26.

³⁴ Vgl. Pape, Rainer: Sancta Herfordia. Geschichte Herfords von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herford 1979, S. 197-215. – Niemann, [Johann Friedrich]: Pastor Gottreich Ehrenhold Hartog, Pfarrer der Jakobigemeinde-Herford 1769–1814, ein Zeuge des Evangeliums in dürrer Zeit. Herford 1914, S. 3-8. – Stell, Hermann: Eine stürmische Zeit. Herford vor und nach 1800, in: Am Beginn einer neuen Zeit. Herford zur Jahrhundertwende – um 1800, zur Revolutionszeit – um 1848, hg. vom Herforder Verein für Heimatkunde e.V., Wolfgang Otto (Freie Hansestadt Herford 15), Leopoldshöhe 1998, S. 15-39. – Obermeyer, Erhard: Hansestadt Herford (Teil II), in: Herforder Jahrbuch 11 (1970), S. 10-45.

Die Stadt Herford³⁵ hatte sich durch den Dreißigjährigen Krieg 1618–1648 und in Folge einer Auseinandersetzung mit ihrem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der von 1640 bis 1688 regierte, im Kampf um den Erhalt der Reichsfreiheit mit einer einjährigen Belagerung der Stadt und ihrer Einnahme 1652 völlig verausgabt.³⁶ Dann war Herford infolge des Französisch-Niederländischen Krieges (1672–1679) sowie des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) durch wechselnde Besetzungen, Einquartierungen fremder Armeeteile und ständige Versorgungsverpflichtungen für zahlreiche Soldaten wirtschaftlich ganz ausgeblutet und konnte sich nicht wieder erholen. Diese wirtschaftliche Schwächung war auch dadurch verursacht, dass Kurfürst Friedrich Wilhelm der Stadt Bielefeld für eine Weiterentwicklung als Residenzstadt den Vorzug gab. Es gab keine längere Pause in der Reihe der Bedrückungen, die eine Erholung möglich gemacht hätte. Die Stadt und ihre Bürger waren verarmt. Herford lag wirtschaftlich am Boden; manche Bürger, Handwerker und Kaufleute verließen die Stadt oder wanderten aus.

In einer Reisebeschreibung eines unbekanntem Verfassers von 1783 ist zu lesen: „Herford, drei Meilen von Bielefeld entfernt, ist eine in einer niedrigen, zum Teil sumpfigen, von Faulfiebern heimgesuchten Gegend an der Werre und Aa gelegene Stadt. Der Umfang der mit auffälligen Mauern und niedrigen, zum Teil in Gärten verwandelten Wällen umgebenen Stadt beträgt 4260 Schritt. Innerhalb der Stadtmauern befinden sich viele wüste Plätze, Gärten, Wiesen und Weiden. Die Hauptstraßen sind gut gepflastert. Zum Teil sind sie mit Bäumen besetzt –. Einige Wohnungen sind gut, die meisten aber mäßig und mit angeflickten Erkern erbaut.“³⁷ Die Stadt hatte damals ohne die ihr zugehörigen Feldmarken 2.667 Einwohner und 807 mit Ziegeln gedeckte Häuser.³⁸ – Das war Herford in jenen Tagen, an denen Menschen sich die „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“ richteten, gewiss auch in Sachen ihrer realen Lebensverhältnisse zur „Ermunterung“ und zum „Trost“³⁹.

Im 17. Jahrhundert hatte es im freien Reichsstift Herford während der Regentschaft der schönen, klugen und toleranten Elisabeth von der Pfalz (1618–1680), seit 1661 Koadjutorin und von 1667 bis 1680 Fürstäbtissin, trotz aller wirtschaftlicher Schwierigkeiten der Stadt noch einmal eine kurze Blütezeit des Reichsstifts gegeben.⁴⁰ Elisabeth hatte Kontakt mit

³⁵ Für das Folgende vgl. ausführlicher Windhorst, Hartog Schüler Weihes (wie Anm. 3), S. 172-176.

³⁶ Vgl. Obermeyer, Herford (Teil II) (wie Anm. 34), S. 43f.

³⁷ Zitat aus: Stell, Zeit (wie Anm. 34), S. 15.

³⁸ Ebd.

³⁹ Hartog im „Vorbericht“ zu den „Drey Predigten“, s. unten, Edition S. 24f.

⁴⁰ Pape, Herfordia (wie Anm. 34), S. 221-223.(230); – Pape, Rainer: Das Städtische Museum Herford als Spiegel Herforder Geschichte, in: Herforder Jahrbuch 15/16 (1974/1975), S. 7-96, hier S. 68-71.

dem Philosophen René Descartes (1596–1650), der ihr schon 1644 „Die Prinzipien der Philosophie“ widmete. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) besuchte und tröstete sie, als sie im Alter erkrankte. Sie beherbergte Jean de Labadie (1610–1674), den radikalen Pietisten, mit einer Gruppe seiner Anhänger von 1670 bis 1672 in ihren Mauern, und empfing den Quäkerführer und Gründer von Pennsylvanien William Penn (1644–1718) mit einigen Anhängern 1677;⁴¹ diese waren mit ihren Glaubensgemeinschaften zu den vorhandenen verfassten Kirchen auf Distanz gegangen.

130 Jahre danach warnt Hartog in seinen Predigten sehr entschieden davor, sich von der verfassten Kirche „abzuseparieren“, als sei die Gefahr der Absonderung noch immer nicht gebannt, und in der Tat bestand sie noch dort, wo sogenannte radikalpietistische Gruppierungen sich von einer als durch sie als verweltlicht entlarvten Kirche abwendeten, um sich in neuen Konventikeln als diejenigen zu sammeln, die glaubten, den eigentlich wahrhaftigen und gültigen Anspruch des „wahren Christentums“ gegenüber dem „Babel“ der Kirche für sich erheben zu können.⁴² Die Veröffentlichung der „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter im Christenthume“ könnte folgerichtig auch als ein Widerspruch gegen einen solchen Anspruch gewertet werden, und das aus der Sicht derer, die sich in der Kirche immer wieder neu unter der Verkündigung des Wortes Gottes auf den Weg des Glaubens begeben, darin Ermahnung, Ermutigung und Festigung des Glaubens und der christlichen Lebenspraxis suchen und empfangen und als „Kinder in der Gnade“ der Vollendung entgegengehen.

Noch ein weiterer Bereich ist zu bedenken: Herford war Garnisonstadt. Das bedeutete, dass ihr und ihren Bürgern auch weiterhin hohe Belastungen zugemutet wurden. Konkret hieß das, die Soldatenströme würden nicht abreißen und bedürften auch der Versorgung. Und dazu kam ein weiterer Unruhefaktor gleichsam mit den Nachwehen der Französischen Revolution von 1789, der unmittelbar zusammenhing mit den Veränderungen, die durch die Kriegszüge im Rahmen der napoleonischen Eroberungspolitik in Europa ausgelöst wurden. Es kann ja auch dem Pastor Hartog nicht verborgen geblieben sein, dass mit Napoleon, der sich 1804 selbst zum Kaiser krönte, ein Machtpolitiker die Landkarte Europas seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ganz erheblich veränderte und neue Vasallenstaaten gründete. Nach der Annexion der linksrheinischen deutschen Gebiete führte Napoleon mit der darauf folgenden „Entschädigungs“-strategie, die der Reichsdeputationshauptschluss vom 27. April 1803 in Regensburg ermöglichte, eine völlige Veränderung uralter Rechtsverhältnisse und Lebensräume herbei durch die

⁴¹ Pape, Herfordia (wie Anm. 34), S. 224-230.

⁴² Vgl. unten in der zweiten Predigt, Teil 2, § 3 zur Absonderung, sowie Anm. 156 und Anm. 158.

Säkularisation von Kirchengebieten und Kirchengütern sowie durch die Mediatisierung von Rittern, kleineren Fürsten, Reichsstädten und -dörfern, die fortan nicht mehr reichsunmittelbar, sondern den jeweiligen säkularen Herrschaften einverleibt waren. Für zwei Millionen Menschen bedeuteten die Gebietsveränderungen eine sehr weitgehende Veränderung der Lebensverhältnisse.⁴³

In Herford bedurfte es dazu allerdings des Reichsdeputationshauptschlusses nicht mehr. Hier war schon am 15. August 1802 die Auflösung des Reichsstifts durchgesetzt worden, allerdings nicht in eilfertiger Manier vorauseilenden Gehorsams! Die Eile lag vielmehr in der Not begründet, und die Not war, dass das Reichsstift schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts (auch aufgrund von „Unregelmäßigkeiten“ durch Fälschungen von Papieren) in „untragbare“ finanzielle und wirtschaftliche Schwierigkeiten gekommen war, ja schon am Ende war, bevor es 1802 offiziell aufgehoben wurde.⁴⁴ Das war das Ende einer tausendjährigen lokalen Tradition von Christentum, ein großer Verlust für Herford.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden „viele Karten neu gemischt“. Wie sie fielen, war unbekannt, ungewiss und wahrscheinlich auch angstbesetzt auf Seiten der Menschen in Minden-Ravensberg. Was jedenfalls den für richtig und schriftgemäß erkannten und gelebten Glauben anbetraf, das musste gerade jetzt noch einmal durchdacht und durchformuliert werden, und zwar für alle Lebensalterstufen des Menschen in der „Gemeine“, und zugleich unter dem Gesichtspunkt, dass und wie sich der Glaube in einem lebendigen Entwicklungsprozess des Menschenlebens Ausdruck verschafft von der Kindheit bis zum hohen Alter. Dabei ist dies nicht nur im Sinne eines Zahlenspiels der Lebensjahre eines Menschen zu verstehen, so dass auch bemerkenswerte Verschränkungen denkbar sind: Ein Greis glaubt wie ein Kind in der Gnade – ein Kind hat Erkenntnisse wie ein Jüngling – ein Jüngling bleibt ein Kind in der Gnade wie ein Greis. Dass sie alle sich „umschaffen lassen“ zu Kindern in der Gnade, verdanken sie der „unendlichen Vater-Geduld und Langmüthigkeit in Christo JEsu.“⁴⁵ Das ist das Ziel von Gottreich Ehrenhold Hartogs Vermächtnis.

Der im Folgenden dargebotenen Transkription von Hartogs Schrift „Drey Predigten von dem dreyfachen Stufen-Alter“ liegt das Digitalisat urn:nbn:de:hbz:51:1-13435 des in der Lippischen Landesbibliothek Detmold vorhandenen Exemplars (Signatur 02-Th 2672g) zugrunde; Herrn

⁴³ Vgl. Geiss, Immanuel: Geschichte griffbereit, Bd. 4: Begriffe. Die sachsystematische Dimension der Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Gabriele Intemann und Michael Sommer, Gütersloh/München 2002, S. 642f.; Clark, Christopher: Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947. Aus dem Englischen von Richard Barth, Norbert Juraschitz und Thomas Pfeiffer, 7. Aufl., München 2007, S. 333-363.

⁴⁴ Vgl. Stell, Zeit (wie Anm. 34), S. 18f.

⁴⁵ Hartog im Gebet vor der ersten Predigt, s. unten, Edition S. 26.

Christof Windhorst

Landesarchivdirektor Dr. Johannes Burkardt danke ich für die freundliche Vermittlung.

Drey
Predigten
von
dem dreyfachen Stufen-Alter
im Christenthume.

Gehalten
und auf dringendes Verlangen einiger Freunde
als Andenken
zum Druck befördert
von

G[ottreich] E[hrenhold] Hartog,
Prediger zu Herford.

Bielefeld,
gedruckt bei Adolph Küster, 1806.

[/3] *Vorbericht.*

Da der Geist Gottes hier und hier herum jetzt mehr als in den letzten Jahren Seelen aus dem Schlummer der Sicherheit erwecket, nach der Gnade Gottes und dem Kleinod der Seligkeit zu trachten und mit Veränderung des Herzens und Wandels den Weg des Lebens zu betreten; so fand ich mich gedrungen, diesen Anfängern im wahren Christenthum, die ich nicht Gelegenheit habe, alle mündlich zu sprechen – zu fernerer Anweisung – Ermunterung – Warnung und Trost eine eigene Predigt zu halten.

In dem ich nun in derselben von den Kindern in der Gnade handelte; so gab das Gelegenheit in der folgenden Predigt auch von den Jünglingen, und so dann von den Vätern in der Gnade zu predigen.

Diesen Predigten wußte der HErr großen Eindruck zu verschaffen, theils wegen des Inhalts, welcher der damaligen Empfänglichkeit der Herzen angemessen war – theils durch den plötzlichen Zufall, den mir der HErr bey der zweyten Predigt gleich beim Anfange überkommen ließ; da ich wegen Schwindel und Ohnmächtigkeit halb todt von der Kanzel getragen werden mußte.⁴⁶

⁴⁶ Siehe oben, Einleitung S. 18, und unten, Edition S. 39.

Ob mich der HERR nun gleich nach seiner unverdienten Gnade bald wieder so weit stärkete, daß ich die angezeigten Predigten an den nächsten Sonntagen vollenden konnte, so stund doch wegen meines Alters und Schwachheit zu besorgen, daß ich nicht lange mehr den Predigt-Stuhl besteigen würde.

Man sahe deshalb diese drey Predigten gleichsam als meine letzten an, und drang in mich, solche – zur Prüfung und Ermunterung nach meinem Tode – drucken zu lassen. Hiezu machte mich der HERR sonderlich durch *den* Gedanken willig, daß Er auch das *eine* geringe anvertraute Pfund nicht im Schweiß-Tuch begraben, sondern in die Wechsel-Bank gethan wissen wollte.⁴⁷

Hiernach muß also Absicht – Ausdruck und Inhalt dieser Predigten beurtheilet werden. Der HERR wolle denn seinen Segen darauf legen, wenn ich auch nicht mehr da bin. Amen.

Den 25. Februar 1806.

Der Verfasser.

[4]/[5]

Erste Predigt

von

den Kindern in der Gnade.

[6]/[7]

Erste Predigt.

—

Am zweyten Sonntage nach Epiphania⁴⁸

—

Gütiger und gnadenvoller Gott! Der Du der rechte Vater bist über alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden – der Du aber nicht allein unser Vater – der Schöpfung, der Erhaltung und Versorgung nach – sondern auch der Wiedergeburt und Heiligung nach – seyn und uns zu deinen Gnaden-Kinder zeugen willst durchs Wort der Wahrheit, auf daß

⁴⁷ Vgl. Mt 25,24-30.

⁴⁸ 15. Januar 1804. Zur Datierung der Predigten s. oben, Einleitung S. 18.

wir würden Erstlinge deiner Creaturen⁴⁹ – damit Du den Reichthum deiner Vater-Gnade⁵⁰ nicht nur durch Mittheilung des leiblichen Guten äußerlich; sondern auch durch Mittheilung der höhern geistlichen Güter innerlich an uns erzeigen könntest! [/8]

Wir danken Dir, daß Du uns in deinem Worte hast wissen lassen, daß Du uns arme sündige Creaturen zu dieser hohen Würde aufzunehmen und zu erhöhen willig bist, wenn wir durch JESum Christum mit aufrichtiger Bereuung unsrer Sünden und mit Glauben an seine Versöhnung zu Dir kommen. Ja, wir danken Dir, daß Du uns hast wissen lassen, daß, wie sich ein Vater über die Kinder erbarmt,⁵¹ also auch Du alsdann, wenn wir uns zu deinen Kindern umschaffen lassen, mit uns bey unserm schwachen Anfange Geduld haben und an unserer fernern Erziehung zu arbeiten nicht müde werden willst.

Hochgelobet und gepriesen sey diese deine überschwängliche Barmherzigkeit.

Bewahre uns vor Verachtung und Versäumung dieser angebotenen hohen Gnade.

Ermuntere uns zur eiligen Annahme derselben, ehe die Zeit des Anerbietens verstrichen ist. Haben wir sie aber angenommen, sind wir durch deine Kraft deine Gnaden-Kinder in wahrer Wiederkehr zu Dir geworden, so stärke unsre Schwachheit, dieser empfangenen Gnade würdig zu wandeln; und bey allen Gebrechen, die wir gerne ablegen wollen, stärke unser Vertrauen zur Fortsetzung deiner unendlichen Vater-Geduld und Langmüthigkeit in Christo JEsu. Amen. [/9]

Eingang.

Geliebte Freunde!

Alles im Reiche der Natur nimmt einen kleinen Anfang und geht nur durch allmähliche Stufen zu seiner höhern Vollkommenheit.

So gehts auch mit dem Menschen. Wenn ein Kind zur Welt gebohren ist, so ist es ein Mensch; aber erst ein kleiner schwacher Mensch. Seine Füße treten schwach – die Hände greiffen schwach – die Augen sehen schwach und alle seine Bewegungen sind schwach.

Durch Pflege und Nahrung muß er erst nach und nach stärker werden. Wie lange ist er ein schwaches Kind? was gehört dazu, ehe ein Knabe ein Jüngling, und ein Jüngling ein Mann – ein starker Mann wird?

In diese drey Alter-Stufen theilt man das natürliche Alter ein.

⁴⁹ Jak 1,18.

⁵⁰ Vgl. Eph 1,7; 2,7.

⁵¹ Ps 103,13.

Im Reiche der Gnaden geht es mit dem Menschen durch eben solche Stufen.

Johannes theilt das geistliche Alter ebenfalls in drey Stufen ein.

Denn 1 Joh 2,13. schreibt er: **Ich schreibe euch Vätern, denn ihr kennt den, der von Anfang ist. Ich schreibe euch Jünglingen, denn ihr habt den Bösewicht überwunden. Ich schein euch Kindern – denn ihr kennt den Vater.**

Unter den Kindern sind alle wahre – redliche Anfänger des wahren Christenthums zu [10] verstehen, – nicht bloß Überzeugte – Gerührte, ja nicht bloß **Erweckte**, die aus dem Schlafe der Sünden aufgeschüttelt sind; sondern **Erweckte** – die das Bette der Sünde und der Sicherheit wirklich verlassen und den Weg der Gottseligkeit zu betreten angefangen haben.

Eigentlich versteht hier Johannes **Begnadigte** – die schon die Gnade Gottes ergriffen und durch den Glauben angenommen haben – denn er eignet ihnen v. 13 schon Vergebung der Sünden zu, und rühmet in obigen Worten von ihnen, daß sie den Vater bereits kennen.

Allein, wir können unter die Kinder auch **Erweckte** rechnen – denn denen steht ja die Begnadigung offen, und die fangen auch an, den Vater kennen zu lernen.

Solche Anfänger habe ich nun, Gott lob! verschiedene unter euch – nachdem der HERR den lebendigmachenden Wind seines Geistes unter euch hier herum hat wehen lassen.

Und euch ist die heutige Predigt gewidmet. Der Herr hat mir wichtig gemacht, euch ein Wort des Unterrichts – der Ermunterung und des Trostes zurufen zu müssen.

So wie ich denn heute also von den Kindern nicht überhaupt **der** Gnade (denn das sind alle Bekehrte nach allen Stufen) sondern **in** der Gnade predigen werde; so werde ich, geliebts Gott – über acht Tage von den Jünglingen in der Gnade und alsdann über vierzehn Tage von den Vätern reden. [11]

Text: Ev. Joh. 2. v. 1-11. Von der Hochzeit zu Canaan.

Thema.

Von den Kindern der Gnade.

- I. Was sie als solche Kinder Gutes an sich haben zum Unterschied von den Weltkindern.
- II. Ihre Fehler und Schwachheiten, womit sie bey allem Guten noch behaftet sind zum Unterschiede von den Jünglingen und Vätern.
- III. Das Verhalten Gottes und Jesu gegen sie – dem wir denn
- IV. einige nöthige Erinnerungen *an sie* anfügen wollen.

Erster Theil.

Was soll aber das heutige Evangelium zu dieser Materie? und wie schickt sich diese Materie zu dem Evangelio von der Hochzeit zu Cana? Wir wollen sehen. **Es wurden auch die Jünger JESU zur Hochzeit geladen.** Wer waren diese? junge Anfänger, die so eben zum Glauben an JESUM angeworben waren. Ihre Geschichte lesen wir vor unserm Evangelio im ersten Capitel Johannis von v. 37 etc.

An diesen jungen Kindern im Glauben können wir das Gute erblicken, was solche [12] Anfänger im Christenthum an sich haben, und damit die Frage des ersten Theils beantworten. Es fand sich bei ihnen

1) **eine willige und begierige Folgsamkeit gegen weitere Anweisung zur Seligkeit.** Wie eilig folgten sie dem Fingerzeige Johannis v. 36: siehe, das ist Gottes Lamm – das der Welt Sünde trägt; und folgten JESU nach v. 37. Es waren ihrer zwey, der eine wird nachher v. 40. genannt? hieß **Andreas**. Der andere wird nicht genannt? War ohnstreitig **Johannes**, der sich als der Geschicht-Schreiber aus Demuth nicht selbst genannt hat.⁵²

Eben so folgen die Kinder in der Gnade jedem guten Fingerzeige. Möchten sie nur immer einem Johanni in die Hände gerathen, der sie zu JESU – nicht zu Mose wiese. So wie es jenen beiden um einen Sünden-Versöhner zu thun war; so suchen noch heilsverlegene und bekümmerte Seelen Beruhigung über ihre Sünden. Möchten sie doch nicht bey dem Prediger stehen bleiben; sondern wie jene von Johanne gradezu zu JESU gehen, sie würden Ruhe finden für ihre Seele.⁵³ Das zweyte Gute an ihnen war

⁵² In Joh 1,35-51 werden nur vier Jünger Jesu mit Namen erwähnt: Andreas und Simon Petrus, Philippus und Nathanael, einer bleibt ungenannt. Schon zu Zeiten der Alten Kirche hat man vermutet, es könne sich wohl um den „Jünger, den Jesus lieb hatte“, also um den Evangelisten selbst, gehandelt haben, vgl. den Hinweis in der Stuttgarter Erklärungsbibel, Stuttgart 1992, zur Stelle. Für möglich halten diese Deutung auch (mit leicht unterschiedlichen Begründungen): Zahn, Theodor: Das Evangelium des Johannes ausgelegt (Kommentar zum Neuen Testament IV), Leipzig 1908, S. 126-132, und Strathmann, Hermann: Das Evangelium nach Johannes (NTD 4), Göttingen 1968, S. 51f.; etwas zurückhaltender schreibt Barrett, Charles Kingsley: Das Evangelium nach Johannes (KEK Sonderband), Göttingen 1990, S. 206: „Wenn auch nicht beweisbar, so ist doch in jedem Falle möglich, daß an einen der Söhne des Zebedäus gedacht ist. Die beiden Brüderpaare werden Mk 1,16-20 berufen.“ – Rudolf Bultmann dagegen weist darauf hin, dass „die Zebedaiden bei Joh gar nicht genannt“ werden. Sie „finden sich erst 21,2 im Nachtrag der Red.“ Daher ist festzuhalten: „Vollends ist bei der willkürlichen Annahme, der »Andere« müsse der Evangelist sein, der Wunsch des Gedankens Vater.“ Bultmann, Rudolf: Das Evangelium des Johannes (KEK 2. Abtlg.), 12. Aufl. Göttingen 1952, S. 70 Anm. 8.

⁵³ Mt 11,29.

2) **Eine große Begierde nach dem Worte Gottes.** Als jene Beide Worte des Lebens aus dem Munde Jesu hörten,⁵⁴ so fragten sie: Meister, wo bist du zur Herberge? v. 38. Auf die Antwort Jesu: kommt? sehet es – gingen sie mit und sahen und blieben denselben ganzen Tag bey ihm. v. 39. Ge-[13]wiß war in der Herberge für ihre Sinne – für ihren Mund und Zunge nichts sonderliches zu finden – denn der arme Jesus hatte und suchte nichts zuzusetzen.

Aber seine Lehren fesselten sie an Ihn. Sie konnten nicht satt werden, zuzuhören.

So ist auch den Anfängern in der Gnade keine Predigt – keine Unterredung von göttlichen Wahrheiten zu lang. Was den Kindern die Muttermilch ist, wornach sie so begierig sind – das ist ihnen die vernünftige, die geistliche lautere Milch des Evangelii. 1 Petr. 2,2.

So wie es ferner was Edles war, daß Andreas seinen Bruder Simon v. 41. und nachhin Philippus und Nathanael v. 45. zu Jesu zog;⁵⁵ so ist es auch ein edler Zug in der Denckungsart des Gnadenkinds, und macht das dritte Gute bey ihnen aus.

3) **Die Anwerbung anderer.** So wie gutgeartete Kinder, wenn sie was Gutes haben, solches nicht gern allein genießen, sondern andere gern mit Theil daran nehmen lassen; so suchen die Kinder der Gnade auch andere eben derselben Gnade theilhaftig zu machen, deren sie genießen. Da heißt es dann auch: wir haben den Meßias – den Seligmacher unsrer Seele gefunden – kommt und sehet es – probieret es auch. v. 41. u. 46.⁵⁶

Beim Nathanael finden wir v. 46.⁵⁷ auch einen schönen Zug, der allen Kindern in der Gnade eigen ist, nemlich

4) **Offenherzigkeit im Urtheilen ohne Rücksicht auf Menschen-Gefälligkeit.** [14] Was kann von Nazareth Gutes kommen?⁵⁸ Kinder reden, wie sie denken.

5) **Redlichkeit ohne Falsch.** Siehe, ein rechter Israeliter, in des Geist kein Falsch ist.⁵⁹ Und dies **ist** eine vorzügliche Eigenschaft der Kinder in der Gnade.

Sie sind in ihrer edlen Einfalt⁶⁰ unbekannt mit den Tücken und der List der Verstellung, aus bösen Absichten anders zu scheinen, als sie sind. Endlich finden wir an diesen ersten fünf Jüngern

⁵⁴ Joh 1,37: „Und die zwei Jünger hörten ihn reden und folgten Jesus nach.“ Vgl. oben Anm. 52.

⁵⁵ Joh 1,41.45.

⁵⁶ Joh 1,41.46.

⁵⁷ Joh 1,46.

⁵⁸ Joh 1,46.

⁵⁹ Joh 1,47.

⁶⁰ Unwillkürlich denkt der Leser an den formelhaft gewordenen Ausdruck „Edle Einfalt, stille Größe“, der auf Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) in dessen Schrift „Gedancken über die Nachahmung der griechischen Wercke in der Mahlerey und Bild-Hauer-Kunst“ (1755) zurückgeht und in der Zeit der „Weimarer

6) **eine zärtliche⁶¹ Liebe zu Jesu** – dem sie vest anhiengen und nicht wieder von ihm weggingen.⁶² So anhänglich lieben auch alle Kinder in der Gnade ihren Erretter und Seligmacher, und sagen: wo sollen wir hingehen – du hast Worte des ewigen Lebens.⁶³ So viel Schönes und Gutes zeigten die neu angeworbenen fünf Jünger – Andreas – Johannes – Simon – Philippus und Nathanael an sich, die JESUS mit auf die Hochzeit von Cana nahm⁶⁴ – worin ihnen die Anfänger im Christenthum ähnlich sind. Außerdem findet sich noch an diese Letzteren

7) **eine zärtliche – kindliche Liebe zu Gott, als dem Vater, der ihnen die Sünden vergiebet.** Darum schreibt Johannes den Kindern: **ihr kennet den Vater;**⁶⁵ nemlich mit zärtlicher Liebe – wie selbst ein unmündiges Kind seinen Vater kennet, der es liebkoset. [15]

Hiezu kommt denn

8) **zärtliche Liebe zu ihresgleichen** – mit denen sie gern zusammen sind als Kinder. Die schönen Eigenschaften finden sie bey ihnen mehresteils; obgleich noch Verschiedenheit des Temperaments und der äußern Lage und Erziehung bey dem einen mehr als bey dem andern.

Welch ein Unterschied von bloß natürlichen Weltkindern!⁶⁶

Freuet euch dessen, ihr Anfänger! und wissets eurem HERRN Dank, daß er euch aus lauter Gnade soweit geändert hat.

Klassik“ als Ausdruck höchster Qualität für Kunstwerke von Dichtung und Bildwerken im Geiste der Antike gebräuchlich war [Ausgabe 1885 [https://archive.org/details/gedankenberdie00wincuoft.](https://archive.org/details/gedankenberdie00wincuoft/)]. Vgl. Heinz-Mohr, Gerhard: [Art.] Einfalt, in: HWP 2 (1972), S. 394-395. – Vgl. 2 Kor 11,13; Eph 6,5; Kol 3,22.

⁶¹ Zum Verständnis des Begriffes „zärtlich“ – auch in den folgenden Abschnitten 7) und 8) – vgl. den Hinweis in DWb 31 (1956), Sp. 304: „in der empfindsamen litteraturepoche des 18. jahrh. neben und für dieses modewort [empfindsam'] gebraucht, allen empfindungen offen, zum schwärmen geneigt, eine auswirkung der seelischen freundschaftsverhältnisse; das seelische im gegensatz zum körperlichen und sinnlichen bezeichnend“. – Von daher könnte man folgern, dass mit „zärtlich“ bei Hartog eine intensive geistliche, vom „Wesen des Christenthums“ her bestimmte – besonders bei Abschnitt 8) vielleicht fast philadelphische – Beziehung im Blick ist mit der „Sammlung der wahren Kinder Gottes“, bei Hartog im wahren Christenthum allerdings innerhalb der verfassten Kirche. Vgl. hierzu den Kommentar zu „Heinrich Horche. Die wahrhaft Gläubigen müssen sich zur endzeitlichen Gemeinde vereinigen (1712)“ über den Anbruch der „Zeit von ‚Philadelphia‘“, dass „die ‚Philadelphier‘“, beeinflusst von der visionären Engländerin Jean Leade (1623/1624–1704), davon ausgingen, „dass die Zeit der Sammlung der wahren Kinder Gottes zu einer endzeitlichen Gemeinde als überkonfessioneller und außerinstitutioneller christlicher Lebensgemeinschaft nun angebrochen sei.“ In: Pietismus. Eine Anthologie von Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts. Hg.v. Veronika Albrecht-Birkner [u.a.], Leipzig 2017, S. 53.

⁶² Vgl. Joh 6,66-69.

⁶³ Joh 6,68.

⁶⁴ Joh 2,2; vgl. die Namen der Jünger in Joh 1,40-46.

⁶⁵ 1 Joh 2,14.

⁶⁶ S. hierzu oben Einleitung, S. 15f., sowie Edition, S. 36-38.49f.

Verlieret aber den Muth nicht, wenn ihr, sonderlich zu Zeiten, dies alles noch **unvollkommen** und **abwechselnd** findet. Ihr seyd schwachen Kindern gleich, die noch keine veste Tritte tun können.

Dies muß euch in der Demuth erhalten. Noch mehr aber muß dies geschehen durch die Fehler und Schwachheiten, womit ihr bey allem Guten noch behaftet seyd.

Dies darf ich euch nicht verhehlen. Das verlangt ihr auch nicht – den[n] ihr wollt gerne weiter. Wir wollen sie im 2ten Theile hören.

Zweyter Theil.

Bey Kindern in der Gnade findet sich noch

1) **mancherley Unwissenheit in geistlichen Dingen.**

a) Sie kennen Gott als den Vater, aber nicht als Vater mit der Ruthe in der [16] Hand; sie können die zustoßenden Leiden mit seiner Vaterliebe nicht reimen. Da haben sie den Zuruf nötig Ebr. 12,5 etc. Verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst – denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Er stäupet einen jeglichen Sohn – den er aufnimt.⁶⁷

b) Sie können sich in die innere Seelen-Führungen nicht finden.

*Wenn sie mehr auf ihr inwendige[s] Verderben geführt werden; so werden sie schüchtern und verzagt, und sehen es als einen Rückgang an, da es doch ein Wachsthum in der Selbstkenntnis und genauen Achtsamkeit auf die Vorgänge im Herzen ist.

**Sie sehen nicht ein, daß es durch allerley Abwechslung der Empfindungen zum bloßen Halten ans Wort und die Verheißung im Glauben gehen muß. Sie werden irre, wenn die erst Freudigkeit und Munterkeit vergeht – wenn sich geistliche Dürre und Kraftlosigkeit einfindet, und sehen das als einen Verlust der Gnade an. Sie wollen immer an der Mutter-Brust liegen und nicht vom Schooße gesetzt werden. So sind sie auch oft

c) **unwissend und verirret in der Heils-Ordnung**, und setzen die Heiligung dem Glauben vor – das heißt: sie wollen erst gute Schritte in der Heiligung thun, ehe sie Gnade und Vergebung glauben wollen, da doch diese eine freye Gnade ist für gebeugte Sünder, und nicht durch gute Werke erkauft, sondern **umsonst, umsonst** angenommen wer-[17]den muß. Sie haben den Zuruf nöthig Esa. 55, 1. etc. Wohlan alle, die ihr durstig seyd, kommt her zum Wasser, und die ihr nicht Geld (eigenen Verdienstes) habt – kommet her – kauft ohne Geld und umsonst, beide Wein und Milch⁶⁸ (die Erquickungen der Gnade).

⁶⁷ Hebr 12,5-6.

⁶⁸ Jes 55,1.

Annahme der freyen Gnade macht willig, und alsdann stark zur Heiligung. Im HErrn haben wir erst Gerechtigkeit, und dann Stärke. Es. 45. v. 24.⁶⁹

d) Sie sind oft **unbevestiget** in den Wahrheiten des Christenthums. Daher sie sich oft wägen und wiegen lassen von allerley Wind der Lehre durch Schalkheit der Menschen und Täuscherey, damit sie uns erschleichen zu verführen. Eph. 4. v. 14.

e) **Sie können oft den Willen Gottes in einzelnen Fällen nicht treffen**, und haben vorzüglich die Ermahnung nöthig Röm. 12. V. 2: Prüfet, welches da sey der gute – der wohlgefällige und vollkommene Gottes Wille.

Und so in mehreren Stücken zeigt sich viel Unwissenheit. Hiemit ist verbunden

2) **eine geistliche Unerfahrenheit** – aus welcher sie oft

* **zu offenherzig** sind gegen die Welt in Erzählung ihres innern Verderbens, welches denn die Welt mißbraucht, sowohl zu eignen Mißtrauen, als⁷⁰ Mißtrauen bey andern gegen sie zu erwecken. Ferner

** **in der Meinung stehen, andere leicht bekehren zu können**, wenn sie nur [/18] darauf anredeten und solches unzeitig und unweislich anfangen – nicht so liebeich und überzeugend als⁷¹ Andreas gegen seinen Bruder Simon und Philippus [gegen] den Nathanael war – sondern meynen, mit harten Anreden und Worten etwas auszurichten.

*** **Zu leichtgläubig sind sie gegen die Heuchler** oder gegen die, so sich nur einigermaßen gut äußern. Es fehlet ihnen noch an der Prüfungsgabe.⁷² Es geht ihnen, wie den natürlichen Kindern, die alles was glänz[t] als Gold ansehen.

**** Aus Unerfahrenheit **wittern sie auch die Gefahr nicht**, die mit manchem Umgange oder andern Dingen verbunden ist. Sie haben das: **Hütet euch vor den Menschen**⁷³ – noch nicht gelernt. Dazu kommt denn

3) **der Mangel an geistlichen Kräften**, um den oft starken Reitzungen der Sünde Widerstand zu thun – und das Gute zu vollbringen – woher denn so viel Strauchelungen vorkommen – doch inwendig mehr als äußerlich. Zu den Kinder-Fehlern gehört auch

4) **ihre Unbeständigkeit**. Sie fangen nach Art der Kinder manches heftig an und ermatten bald – sie müssen daher oft gereizt und angetrieben werden.

Sie treten die Reise nach Canaan – wie jene Israeliten, freudig an, wenn ihnen auch die Schwierigkeiten des Weges freudig vorhergesagt werden. Wenn sie aber durch die Sümpfe der Anfechtungen durchwa-

⁶⁹ Jes 45,24.

⁷⁰ Wie.

⁷¹ Wie.

⁷² Vgl. 1 Thess 5,21.

⁷³ Mt 10,17.

den⁷⁴ und über die Berge [/19] der Schwierigkeiten herüberklettern sollen – wenn Feinde – Amalekiter und Pheresiter – Amoriter und Jethiter sich entgegen stellen – wenn oft die besten Freunde und nächsten Verwandte zurücktreten, ja gar Feinde werden; so werden sie verdrossen auf dem Wege – klagen und murren – ja sie sollten bald wieder umkehren nach dem Sünden-Egypten, wenn der treue Gott sie nicht wieder bey die Hand nehme und vest hielte.⁷⁵

Dies rühret her aus ihrer

5) **Weichlichkeit in Ansehung der Leiden**, welches ein neuer Kinder-Fehler ist.

Wenn dem Kinde nur der Kopf weh thut, so weints schon und verlangt nach viel Mitleiden. O wie klagen oft die Kinder über ein kleine Kreuzchen, das ihnen der Herr auflegt. Wie leicht werden sie verzagt? Und haben den Zuruf nötig: Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.⁷⁶

Hiemit ist verbunden

6) **ihre Furchtsamkeit**, wenn die Welt drohet und trotzet, sie haben den Zuruf nötig: Fürchtet euch vor ihrem Trotzen nicht und erschrecket nicht. 1 Petr. 3,14.

Dagegen die Väter sagen: Der HErr ist mein Licht und mein Heil – warum sollte ich mich fürchten? – Der HErr ist meines Lebens Kraft – wofür⁷⁷ sollte mir grauen? Ps. 27,1.

Zu ihren Kindergebrechen gehört auch

7) ihre Verzärtelung. Der HErr soll ihnen immer ihre Liebe und willigen Gehorsam gleichsam mit Liebkosungen abkaufen. Wenn [/20] sie Gottes Wort hören oder lesen – wenn sie zum Abendmahl gehen – wenn sie beten, so erwarten sie angenehme Empfindungen des Trostes und der Freude – sonderlich, wenn sie Gott durch diesen Zucker einmal an sich gelockt hat. Das geht ihnen süß ein. Das wollen sie immer haben.

8) **Gar zu große Redseligkeit** – wenn sie froh und munter sind – wodurch sie sich denn oft und leicht von ihrem Herzen wegreden,⁷⁸ ohne daß sie es merken.

⁷⁴ Durchwaten – „durch ein nicht tiefes wasser schreiten“, DWb 2 (1860), Sp. 1709; allegorische Anspielung auch auf Ex 14,19-31; V. 22 heißt es jedoch: „Und die Kinder Israel gingen hinein, mitten ins Meer auf dem Trockenen“!

⁷⁵ Die hier genannten Ereignisse des Auszugs der Israeliten aus Ägypten finden sich in Ex 13-17. Sie werden allegorisch in Andeutungen transparent gemacht und auf die zeitgenössische Lebenserfahrung der Leser bezogen.

⁷⁶ Hebr 10,35.

⁷⁷ Vor was, vor wem, vgl. Luther 1545: „Für wem solt mir grauen?“

⁷⁸ Vgl. „sich denn oft und leicht von ihrem Herzen wegreden“ mit der Redensart „sich vom Herzen reden“ [= „sich von der Leber reden“]; Hartog könnte hier meinen: Dass einer, der im Überschwang zu viel redet, sich in seinem Reden von sich selbst weg-redet, das heißt sich von sich selbst entfernt, sich selbst, sein Selbst, verliert, seine Identität zerredet („verquatscht“) und aufgibt, ohne es zu merken; vgl. DWb 27 (1922), Sp. 3013 und Sp. 2937.

Endlich gehört hierher

9) **ihre Vergessenheit**,⁷⁹ als⁸⁰ die Jünger, die oft die Worte und Thaten Jesu vergaßen. Daher sie denn bey neuen Proben⁸¹ in neues Zagen und Unglauben geriethen.⁸²

Wie oft vergessen wir mit ihnen, daß uns Gott mehrmals in der Wüste gespeiset? uns so oft aus Noth gerettet?

Ach wie viel Fehler! wie viel Gebrechen! Indeß gilt hier auch, was schon bey dem Guten angeführt wurde⁸³ – bey dem einen finden sie sich mehr und öfter, als bey dem andern.

Wie verhält sich dann Gott und JEsus gegen solche fehlerhafte Kinder? Diese Frage beantwortet der

Dritte Theil.

Gott Lob! Als ein zärtlicher Vater. Wie sich ein Vater über die Kinder erbarmet, so erbarmet sich der HErr über die, so ihn fürchten. Ps. 103,13.

1) **Er hat Geduld mit ihnen** – wirft [21] sie nicht gleich aus seinem Hause und aus seiner Zucht⁸⁴ – legt nicht gleich alles als Bosheit aus – wie Menschen, und insonderheit die Welt-Kinder thun, und wartet auf ihren langsam kommenden Wachsthum mit Geduld. Man denke an die viertelhalbjährige⁸⁵ Geduld Jesu mit seinen Jüngern.

Diese waren und blieben schwache Kinder bis an seinen Tod – nachhin wurden sie erst Männer und Helden.

2) **Er nimmt sie aber auch dabey in seine Zucht**⁸⁶ – bestrafet ihre Unarten durch seinen Geist innerlich und durch sein Wort äußerlich – demüthiget⁸⁷ und reinget sie immer mehr von den sich äußernden Fehlern und Gebrechen. Wie treu – wie ernstlich, aber auch wie zärtlich⁸⁸ bestrafte JEsus die Unarten seiner Jünger?

O freuet und tröstet euch, ihr schwachen Anfänger! der Geduld eures Herrn; aber dankets ihm auch, daß er euch in euren Unarten nicht auf-

⁷⁹ Vergessenheit meint „das vergessen (handlung)“ und/oder „das vergessensein („zustand“), DWb 25 (1956), Sp. 422-423.

⁸⁰ Wie.

⁸¹ Anfechtungen, Versuchungen.

⁸² Wie etwa bei den Sturmstillungen, bei denen den Jüngern kein Glaube (Mk 4,35-41) oder Kleinglaube (Mt 8,23-27) attestiert wird.

⁸³ In „Erster Theil“, S. 28-31.

⁸⁴ Erziehung, Züchtigung, Ordnung.

⁸⁵ Drei Jahre ganz und das vierte halb hatte Jesus Geduld mit den Jüngern. Vgl. DWb 26 (1951), Sp. 312.

⁸⁶ Erziehung, Züchtigung, Ordnung.

⁸⁷ Demüthigen meint hier nicht moralisches Niedermachen, sondern jemanden durch den Geist und das Wort im Glauben zur Einsicht eines unrecht verfolgten Weges zu bringen, erneut den Glauben zu erwecken und Jesus demüthig als seinen Herrn anzuerkennen – etwa im Sinne von 1 Petr 5,5f.

⁸⁸ Feinfühlig; siehe auch oben Anm. 61.

wachsen lassen, sondern euch davon heilen und bessern will, und wenn er auch dazu die Ruthe der Leiden gebraucht.

Mein Kind! sagt Salomo, verwirf die Zucht des HErrn nicht und sey nicht ungeduldig über seiner Strafe. Denn welchen der Herr liebet, den strafet er; dann hat er Wohlgefallen an ihm, wie der Vater am Sohn. Spr. Sal. 3,11.12.

Besonders gebet Acht auf die innere Zucht seines Geistes und folget derselben.

3) **Er speiset und tränket sie täglich durch sein Wort**,⁸⁹ daß sie wachsen am inwen-[/22]digen Menschen; ja er erquicket sie oft süßiglich⁹⁰ mit den Tröstungen seines Evangelii – sonderlich im Anfange – nimmt sie gleichsam mit sich auf die Hochzeit, wie die Jünger im Evangelio, und läßt sie von dem besten Weine seiner Gnade trinken, damit er sie nur erst an sich gewöhne. Nachher führt er sie denn auch zu seiner Zeit mit sich zur See im Sturme und Winde.⁹¹

4) **Er offenbahret ihnen seine Herrlichkeit zur Stärkung ihres Glaubens** – wie seinen Jüngern im Evangelio v. 11.⁹²

Er hatte dem Nathanael vorher die Herrlichkeit seiner Allwissenheit sehen lassen zur Anzündung des Glaubens.⁹³ Nun ließ er ihnen auf der Hochzeit die Herrlichkeit seiner Allmacht und Güte offenbar werden, in dem er bey dem Wein-Mangel den besten Wein aus dem Wasser schuf, zur Stärkung des Glaubens.

So offenbaret er sich noch seinen Gnaden-Kindern durch Noth und Hülfe – durch Mangel und Überfluß, und weiß noch Wasser der Thränen in Wein der Freude umzuschaffen. Da lernen sie ihn den[n] recht kennen und lieben.

5) **Er leitet sie mit seinen Augen**⁹⁴ **und hält seine Hand über sie gegen und unter allerley Gefahr.** Wie ein Vater seine unvorsichtigen Kinder im Auge behält, daß sie dem Wasser und Feuer oder bösen Gesellschaften nicht zu nahe kommen. Auch läßt er sie nicht über ihr schwaches Vermögen versucht werden.⁹⁵ Und was nun das Allertröstlichste ist, [/23]

6) **Er richtet sie wieder auf, wenn sie gestrauchelt haben.**⁹⁷ So macht es JEsus an Petro.⁹⁸ Wir haben deshalb gesungen:

⁸⁹ Vgl. Jer 15,16.

⁹⁰ Süßiglich: kommt „auszersinnlich durchweg in religiös-ethischem Bereich [...], dort aber vielfach abgestuft“ vor: „freundlich, gütig“, wird „auch auf innermenschliche Beziehungen angewandt“: „innig“, „willig, gern“, DWb 20 (1942), Sp. 1345f.

⁹¹ Mk 4,35-41 parr.

⁹² Joh 2,11.

⁹³ Joh 1,45-51.

⁹⁴ Ps 32,8.

⁹⁵ Ps 139,5.

⁹⁶ Vgl. 1 Kor 10,13.

⁹⁷ Vgl. Ps 145,14; 146,8.

⁹⁸ Lk 22,31-32.

Fall ich, so wird er mich, sein Kind,
Nicht hilflos liegen lassen –
Noch mich hassen.
Ach nein – Er kommt geschwind,
mich bey der Hand zu fassen.⁹⁹

So tröstlich dieses Alles aber ist, so nehmet doch folgende Erinnerung mit euch nach Hause im

Vierten Theile.

1) **Seyd und bleibet begierig nach der lauterer Milch des Evangelii**, daß ihr durch dieselbige zunehmet. 1 Petr. 2,2.

Lasset euch von dieser Seelen-Speise durch herumgehende Irr-Geister nicht abführen. Und weil ihr **den** zum Vater anrufet, der ohne Ansehen der Person richtet, so

2) **führet euren Wandel, so lange ihr walltet, mit Furchten**. 1 Petr. 1,17.

3) **Lasset euch auch von Menschen, ja von Welt-Kindern strafen**. Wer sich gern strafen läßt, der wird weise werden, sagt Salomo Spr. 12. v. 1. Darin seyde ein Un-/[24]terschied von den Welt-Kindern, die sich nicht gern strafen lassen. Diese werden alsdenn auch euer Christenthum eher gelten lassen.

4) **Suchet zu wachsen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist – Jesu Christo**, Eph. 4,15. denn ihr dürfet nicht immer Kinder bleiben.

Die haben den rechten Geist nicht, die bey allen ihren kindischen großen Schwachheiten und Fehlern eine gleichmäßige Geduld fordern. Es muß endlich heißen: da ich ein Mann war, that ich ab, was kindisch war. 1 Cor. 13,11. Ach laßt uns ablegen die Sünde, die uns immer anklebt und träge macht. Ebr. 12,1.¹⁰⁰

5) **Verzaget indessen nicht, wenn ihr euren Wachsthum nicht täglich handgreiflich sehen und wahrnehmen könnt**. Wer kann den Wachsthum eines Kindes oder einer schnell wachsenden Kohlpflanze mit jedem Augenblick sehen? Bleibet **im Gebet – im Wort und gläubigen Anhangen an Jesu** – so wird der Wachsthum nicht ausbleiben. [/25]

⁹⁹ Aus der 6. Strophe von „Mein treuer Gott, dein gutes Werk“ von Johann Jakob Rambach, in: Neu-eingerichtetes Herfordisches Gesang-Buch, Worin alle bey dem öffentlichen Gottesdienst bräuchliche und noch andere zu solchem Zweck auserlesene Lieder enthalten: Nebst einem vollständigen geistreichen Gebet-Buche; Ausgefertiget vom Evang.-Lutherischen Ministerio in Herford. Herford, zu bekommen bey Johan Jacob Haacke. Minden, 1766. Gedruckt von Johann Augustin Enax, Königl. Preuss. Privil. Hof-Buchdrucker, S. 178, Nr. 262; ursprünglich in Rambachs „Geistreiches Hausgesangbuch“, 1735, Nr. 345, S. 407; Melodie: „Ich ruf zu Dir, Herr Jesu Christ“. Ich danke Prof. Dr. Jürgen Kampmann für den Hinweis.

¹⁰⁰ Hebr 12,1.

Anwendung.

Seht, lieben Kinder! Die ihr euch zu dieser neuen Erweckungszeit aufgemacht habt! Dies ist es, was ich euch in dieser, euch geeigneten Predigt, zur Belehrung – Ermunterung und Trost habe sagen wollen.

Aber nun ist mir zum Beschluß noch eine Bitte an euch übrig, Es ist gerade die, welche Johannes an seine Gnadenkinder noch am Schlusse unsers Text-Capitels anfüget: 1 Joh. 2. V. 28. **Und nun, Kindlein! bleibet bey ihm** – nemlich bey JEsu, als Lämmer bey Ihm, dem guten Hirten. Ach! **bleibet, bleibet** bey Ihm – **kehret ihm nimmer den Rücken wieder zu**. Dies ist noch meine Bitte. Ihr werdet nach euren Empfindungen denken: Das hat keine Noth, daß wir wieder von JEsu gehen. Seine Weide ist eine gar süße Weide. Wo sollen wir hingehen? Allein die Erweckung und Bitte, die Johannes für seine Kinder – denen er schreiben konnte, daß ihnen die Sünde vergeben sey, und daß sie den Vater kennen, nöthig fand, die muß ich für euch auch nötig finden, ich mag¹⁰¹ euch kennen oder nicht, ihr möget her seyn, woher ihr wollt. Traget ihr nicht, wie alle Adams-Kinder ein verführerisches, wankelbares Herz in euch? Lebet ihr nicht in [26] einer verführerischen Welt? Wie oft rufen die Apostel den bekehrten Christen zu: Lasset euch nicht verführen?¹⁰² Und wer läßt sich leichter verführen als Kinder? Die Erfahrung lehret, daß im Reiche der Natur die meisten Kinder wieder sterben; und die traurige Erfahrung lehret auch, daß von den neugebohrnen Kindern im Reich der Gnaden viele, viele wieder hinsterven. Jene natürliche[n] Kinder sterben in ein ewiges Leben hinein; aber wo sterben die Gnaden-Kinder hin, wenn Ihnen JEsus nicht wieder neuen Othem einblasen kann? Zittern muß uns ankommen bey der Antwort.

Wie wichtig macht deshalb auch Johannes seine Bitte? wenn er hinzusetzet: **Auf daß, wenn er offenbaret wird, nemlich an jenem Tage, wir Freudigkeit¹⁰³ haben und nicht zu Schanden werden vor Ihm in seiner Zukunft¹⁰⁴.**

Und da ist merkwürdig: Johannes macht mit seinen Gnaden-Kindern gemeinschaftliche Sache. Er will sagen: wenn ihr nicht treu bleibet, so werdet **ihr** zu Schanden werden vor ihm. O großes Unglück! aber **auch ich** werde zwar nicht für mich, aber **mit euch** zu Schanden – die ich euch zu der seligen Schaar mit zugezählet – die ich euch in meiner Fürbitte namentlich mit aufgeföhret – mit denen ich dachte, Ehre einzulegen und [27] Freude zu machen (wie denn Paulus von den bekehrten Corinthern und Philippem spricht: ihr seyd unser Ruhm – unsre Freude und unsre

¹⁰¹ Kann.

¹⁰² Vgl. zum Beispiel Mt 24,4f.11.24; 1 Kor 6,9; 2 Petr 3,17; 1 Joh 1,26.

¹⁰³ Freimütigkeit, Kühnheit, Mut, Zuversicht.

¹⁰⁴ Ankunft, Wiederkunft. 1 Joh 2,28.

Krone¹⁰⁵) und alsdann fehlen sehe, und werde also mit meiner Hoffnung an euch zu Schanden. So macht er auch gemeinschaftliche Sache mit ihnen, wenn er 2 Joh. v. 8. schreibt: Sehet euch vor, daß **wir** nicht verlieren, was **wir** erarbeitet haben. Wir haben gemeinschaftlich **gearbeitet** und Gnade **erarbeitet** – ich habe Mühe mit euch gehabt, daß aus euch etwas geworden ist zum Lobe seiner Gnade, und ihr habt hiezu ebenfalls Mühe und Arbeit angewendet – ihr habt gerungen – gebetet – gekämpft und verleugnet. Wo ihr nun, will er sagen, wieder ablasset und eure Arbeit also vergeblich ist, so ist auch **meine** Arbeit **in Rücksicht eurer** vergeblich – wenn ich auch für mich Lohn aus Gnade bekomme, so bekomme ich doch keinen **vollen** Lohn. Deshalb setzt er hinzu: **sondern vollen Lohn empfangen**¹⁰⁶ – wenn ich euch nicht vor meinem HErn vorführen kann, will er sagen, so ist mein Lohn nicht völlig, sondern nur halb.

Seht! liebe Kindlein! dies ist denn auch noch meine Bitte zum Schluß meiner Predigt: laßt mich in Absicht eurer nicht zu Schanden werden. O gönnet mir **vollen** Lohn. [/28]

Ach, HErr JEsu! Wie werde ich mich freuen, und Deinem Namen danken, wenn ich dereinst mit Dir sagen kann: die Du mir gegeben hast, die habe ich – **bewahret**, darf ich Armer nicht sagen, aber die habe ich **behalten** und ist keiner von ihnen verloren gegangen.¹⁰⁷

Erfülle diese Deine – meine und ihre Freude zum ewigen Preise Deines Seligmacher-Namens. Amen. Amen. [/29]

¹⁰⁵ Vgl. 2 Kor 1,4; Phil 4,1; 1 Thess 2,19f.

¹⁰⁶ 2 Joh 8 (Luther 1545): „sehet euch fur / das wir nicht verlieren / was wir erarbeitet haben / Sondern vollen Lohn empfangen.“

¹⁰⁷ Joh 17,12.

Zweyte Predigt

von

den Jünglingen in der Gnade.

[/30] [/31]

Zweyte Predigt.

Am Sonntage Septuagesimä.¹⁰⁸

Treuer und lebendigmachender GOTT! An Dir haben wir einen GOTT, der da hilft, und einen HERRN HERRN, der vom Tode errettet.¹⁰⁹

So haben Dich von je her viel Hülfbedürftige erfahren – so habe ich Dich in meiner Schwachheit oft, und so auch noch vor 8 Tagen erfahren, da Du für gut fandest, mich auf dieser Stelle plötzlich dem Tode nahe zu führen; aber nach Deiner großen Barmherzigkeit mich demselben noch nicht übergabest; sondern noch zu diesem Leben wieder stärktest und so bald und mächtig gestärket hast, daß ich schon heute diese Stelle wieder betreten und Dein Wort verkündigen kann.¹¹⁰

Ja, Du bist ein GOTT, der da hilft, und ein HERR HERR, der vom Tode errettet.¹¹¹

Hochgelobet sey Dein großer und herrlicher Name!¹¹²

Ich kann nun mit David ausrufen: Sey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der HERR thut dir Gutes!¹¹³ – der dein Leben vom Verderben errettet¹¹⁴ – deinen Fuß vom Gleiten¹¹⁵ – deine Augen von Thränen¹¹⁶. [/32]

Laß mich nun auch mit diesem Deinem Knechte den Vorsatz hinzusetzen: **ich will wandeln vor Dir, im Lande der Lebendigen wandeln**¹¹⁷ –

¹⁰⁸ 29. Januar 1804.

¹⁰⁹ Vgl. Hos 13,14; 1 Kor 15,55-57; 2 Tim 1,10.

¹¹⁰ Hartog hatte am Sonntag „vor 8 Tagen“ (22. Januar 1804) zu Beginn der zweiten Predigt einen Schwächeanfall erlitten, so dass man ihn von der Kanzel nach Hause tragen musste; s. oben, Einleitung S. 18. – Zum Gesamtzusammenhang dieser Episode vgl. Windhorst, Hartog Prediger (wie Anm. 10), S. 335-341.

¹¹¹ Ps 68,21.

¹¹² Vgl. Ps 35,28; 40,17; 70,5; 72,18f.; Apg 19,17.

¹¹³ Ps 116,7.

¹¹⁴ Ps 103,4.

¹¹⁵ Ps 116,8; 121,3.

¹¹⁶ Ps 116,8; Apk 21,4.

¹¹⁷ Ps 116,9.

nicht müßig – nicht unthätig seyn, weder für mich, noch für meine Gemeine und Zuhörer – nein **wandeln**, und zwar **im Lande der Lebendigen** – nicht nur der leiblich, sondern auch der geistlich Lebendigen. Dazu wollest Du mich denn mächtig stärken, und also zu der leiblichen auch die geistliche Stärkung hinzuthun. Kröne mein Amt, so ich heute gleichsam von neuem anfangen, mit neuem Segen, solange ich noch gewürdigt werden soll, dasselbe zu führen und Dein köstliches Evangelium zu verkündigen. Thue dies denn auch in diesen demselben gewidmeten Stunden um deiner Treue – Liebe und Gnade willen. Amen.

Meine jetzt mir doppelt theuren und lieben Freunde und Zuhörer!

Was Paulus einmal an seine Corinther schrieb: **Durch Hülfe Eurer Fürbitte bin ich vom Tode erlöset.** 2 Cor. 1,10.11.¹¹⁸ Das mag¹¹⁹ ich auch heute wol¹²⁰ zu euch sagen; ja ihr habt für mich gebetet. Ihr sahet vor 8 Tagen¹²¹ meine – Tod verkündigende – Gestalt – ihr sahet mich wegtragen – ihr wolltet den Riß noch nicht – ihr hattet noch Liebe gegen mich. Ihr Beter betetet für mich – für meine Erhaltung – wie ihr oft gethan, und nicht vergeblich gethan habt. [/33]

Auch jetzt habt ihrs nicht vergeblich gethan.

Durch Hülfe eurer Fürbitte komme ich jetzt wieder zu euch.

Habt Dank für diese unverdiente Liebe, und vereiniget denn euren Dank mit dem meinigen gegen **den**, von dem alle Hülfe kommt, die auf Erden geschieht.¹²²

Sollen wir denn aber zusammenbleiben; so wollen wir auch nicht vergeblich zusammenbleiben.

Ihr wisset: am Neu-Jahrstage, da ich von der Auskaufung der Zeit predigte, machten wir das Bündniß: dies neu angetretene Jahr recht sorgfältig zu unserm ewigen Heil anzuwenden – noch an uns und andern viel Gutes zu wirken und wirken zu lassen, und es zu **dem** Ende als das letzte Gnaden-Jahr anzusehen, wie es denn gewiß manchem unter uns das letzte seyn wird.

Noch vor Verfließung des ersten Monats fand der HErr für nöthig, uns daran zu erinnern, und von neuem zu diesem Ernst aufzuschütteln.

¹¹⁸ 2 Kor 1,10f. (Luther 1545): „Welcher vns von solchem Todte erlöset hat / vnd noch teglich erlöset / Vnd hoffen auff jn / er werde vns auch hinfurt erlösen / durch hülfte ewer Furbit fur vns / Auff das vber vns / fur die Gabe / die vns gegeben ist / durch viel Personen / viel Dancks geschehe.“

¹¹⁹ Kann.

¹²⁰ Gut, durchaus.

¹²¹ 22. Januar 1804; s. oben, Anm. 110, und Einleitung, S. 18.

¹²² Ps 121,2; 124,8; Jdt 9,3: „Denn alle Hülffe die vorzeiten und hernach je geschehen ist / die hastu gethan“.

Als ich im Bette lag, bedauerte ich, daß ihr, die ihr gekommen waret, die vor 8 Tagen angezeigte Materie zu hören, nichts gehöret hättet.

Aber ich mußte auch in diesem Stücke, so wie in viel andern, die dritte Bitte: **HErr**, [34] **Dein Wille geschehe**, bis an welche ich auf der Kanzel nur habe kommen können, fortbeten.

Und dann machte mir der HErr wichtig: Ihr hättet zwar gar nichts **gehöret**; aber desto mehr **gesehen** – etwas gesehen, das euch mehr Eindruck und Förderung erschaffen könnte, als die beste längste Predigt.

Gott muß es auf allerley Art anfangen, uns zum **Ernst** zu wecken und darin zu erhalten.

Bewahret denn die empfangenen Eindrücke, und lasset euch von neuem zurufen: Eile, und errette deine Seele!¹²³

Heute will ich den[n] nachholen, was ich vor 8 Tagen predigen wollte, aber nach dem Willen des Herrn nicht sollte und konnte – nemlich, nachdem ich vorher die Kinder in der Gnade beschrieben, euch nun die Jünglinge in der Gnade zu schildern.

O möchten doch viel daseyn, die ihr Bild darin fänden!

O möchten wir doch erst rechte Kinder in der Gnade seyn, die zu diesem höhern Grade des Christenthums hinaufsteigen könnten!

Wir wollen uns an den anzugebenden Kennzeichen prüfen, was und wie weit wir sind, und uns erwecken, weiter und dem Ziele näher zu kommen. [35]

Text: 1 Joh. 2. v. 14.

Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr stark seyd – und das Wort Gottes bey euch bleibet und den Bösewicht überwunden habt.

Thema.
Von den Jünglingen in der
Gnade.

- I. Mit was vor Vorzügen sie vor den Kindern in der Gnade gezieret sind?
- II. Zu was vor Fehlern sie leicht versucht werden?
- III. Einige Anmerkungen in Rücksicht des Jünglings-Alters.

Erster Theil.

Jünglinge in der Gnade – wohin auch Jungfrauen – Männer und Frauen in der Gnade gehören, sind solche, die im Christenthum weiter sind, als Kinder und Anfänger; aber noch nicht so weit, als die Väter in der Gnade.

¹²³ Vgl. Gen 19,22.

Diesen legt Johannes im Text drey Vorzüge bey:

1) **Sie sind stark**, nemlich stärker, als die Kinder. Der Jünglinge Preiß, sagt Salomo Sp. W. 20,29,¹²⁴ ist Stärke, und graues Haar der Alten Schmuck. Sie sind stärker

a) **in der Erkenntniß**. Sie sind keine Kinder mehr am Verstande. Eph. 4,14. [/36]

(1) Sie erkennen Gott auch als **Vater** mit der Ruthe in der Hand.¹²⁵ Sie sprechen: Ob er gleich schlägt – und Kreuz auflegt – bleibt doch sein Herz gewogen. Er meynt es gut, wenns auch wehe tut. Sie erkennen

(2) **Jesum als den mitleidigen¹²⁶ Hohenpriester** beym Gefühl ihres tiefen Verderbens und bey ihren Fehltritten – sie flüchten nicht vor Ihm, sondern nahen sich zu seinem Gnadenstuhl,¹²⁷ daß sie neue Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, da ihnen nun Hülfe noth ist. Sie erkennen

(3) **die weise Regierungs-Art Gottes** in seinen oft verborgenen und vor der Vernunft rätselhaften Wegen.

Sie können es besser zurechte legen, wenn z. E.¹²⁸ Gott seinen liebsten Kindern ein Leiden nach dem andern zuschicket und es den Gottlosen in der Welt wohl gehen läßt. Ihre Vernunft will sich oft daran stoßen, wie es dem Assaph so ging;¹²⁹ aber alsdann gehen sie mit Assaph ins Heiligtum, Ps. 73. v. 17. Da bekommen sie Aufschluß – wenn sie aufs Ende sehen.

(4) **Die Schrift ist ihnen offener**, da sie länger darin geforschet.

(5) **Sie sind auch vester in ihrer Erkenntnis**, daß sie sich nicht, wie die Kinder, wägen und wiegen lassen von allerley Wind der Lehre. Eph. 4,14. So haben sie auch

(6) **mehr Prüfungs-Gabe in Absicht der Heuchler.**¹³⁰ Sie sind oft durch guten Schein betrogen worden und lernen nun mehr [/37] achten, auf die wesentlichere Kennzeichen des Christenthums, ob sie gleich ihre Liebe das Beste hoffen läßt, wenn diese auch nur erst schwach sind.

¹²⁴ Spr 20,29. Hartog zieht seine Abkürzung „Sal. Sp. W.“ = „Salomos Sprüch Worte“ oder „Salomos Sprüche [der] Weisheit“ aus den einleitenden Versen: „Djs sind die Sprüch Salomo des Königs Israel / Davids son, Zu lernen Weisheit vnd Zucht / verstand / klugheit/ gerechtigkeit / recht an [ohne] schlecht.“

¹²⁵ Vgl. Ps 89,33.

¹²⁶ Mitfühlenden.

¹²⁷ Vgl. Röm 3,25; Hebr 4,16.

¹²⁸ Zum Exempel (Beispiel).

¹²⁹ Die Asaph zugeschriebenen Psalmen (Ps 73-83) finden sich im „Dritten Buch“ der Psalmen (Ps 73-99). Sie handeln von dem Menschen im Widerstreit zwischen der Anfechtung und dem „Dennoch des Glaubens“, zwischen der Gottlosigkeit der Menschen und der Herausforderung des eigenen Glaubens (vgl. besonders Ps 73, 12f.23-26). Vgl. auch 2 Chr 29,30: Die Lieder Asaphs in den Psalmen gehören offensichtlich schon zum Tempelkultus.

¹³⁰ Vgl. 1 Thess 5,21: alles prüfen mit dem Blick auf die Heuchler, gemäß der apostolischen Weisung, allen bösen Schein – Heuchelei – zu meiden (1 Thess 5,22).

So wie nun aber Jünglinge in der Gnade in ihrer Erkenntniß und Einsicht stärker sind; so sind sie es auch

b) **in freymüthiger Bekenntniß der Wahrheit**, wozu die Kinder noch zu schüchtern sind. Eben so auch

c) **in muthiger Bekämpfung des Bösen** so wol **in ihnen**, daß sie ihr Fleisch kreutzigen samt den Lüsten und Begierden¹³¹ als auch **außer ihnen** in der Welt an ändern – das sie möglichst zu hindern suchen trotz dem Widerstand. Sie greifen in die Dornen, wenn sie auch stechen. Ihre Jünglings-Stärke zeigen sie ferner

d) **in Unerschrockenheit vor und in der Gefahr**. Sie scheuen nicht so leicht Gefahr als die Kinder – und darin haben sie einen Vorzug vor ihnen; ja sie wagen sich oft zu dreiste hinein, und darin sind sie nicht so vorsichtig als die Väter. Diese Unerschrockenheit zeigt sich oft

e) **im muthvollen Kampf eines guten Werks**, trotz allen Schwierigkeiten. Muthig entschloß sich David als Jüngling zu dem Zweykampf mit jenem Hohnsprecher des Gottes Israel – dem Goliath – entbrannt durch den Eifer für die Ehre seines Gottes, und wie herrlich gelang es ihm, die Ehre Gottes zu retten!¹³² [/38]

Dies alles ist der erste Vorzug, den Johannes im Text den Jünglingen beylegt: **Sie sind stark**.¹³³ Der zweyte ist:

2) **Das Wort Gottes bleibt in ihnen**. Das ist das Wort, aus welchem sie wieder gebohren sind, und das **bleibt** in ihnen¹³⁴ – denn es hat tiefe Wurzel geschlagen. Davon haben sie die Kraft, daß sie nicht sündigen. Wer aus Gott gebohren ist, der sündigt nicht – und kann nicht sündigen, denn sein Saame bleibt bey ihnen. So spricht aber dieser Johannes C. 3,9.¹³⁵ Es bleibt in ihnen

a) **das Wort der Lehre** und des Unterrichts in den biblischen Wahrheiten – das sie wie Maria – in ihren Herzen behalten und bewegen,¹³⁶ und nicht, wie Kinder, bald vergessen. Wie oft vergaßen nicht die Jünger den Unterricht JEsu von seinem nicht weltlichen[,] sondern geistlichen Reiche hier auf Erden. Es bleibt in ihnen

b) **das Wort der Gebote**. Dies brauchen sie theils **zum Spiegel** ihrer Mangelhaftigkeit.¹³⁷ Sie sehen, wie sie seyn sollen und wie sie nicht sind, und da wenden sie ihr Angesicht keineswegs davon – denn sie wollen ihre Mängel gern sehen; theils brauchen sie es **zur Regel**, nach welcher sie ihr Inneres und Äußeres – ihr Thun und Lassen einrichten¹³⁸; theils zum

¹³¹ Gal 5,24.

¹³² Vgl. 1 Sam 17,39-58.

¹³³ 1 Joh 2,4.

¹³⁴ Vgl. 1 Joh 2,14b.

¹³⁵ 1 Joh 3,9.

¹³⁶ Vgl. Lk 2,19.

¹³⁷ Das Gebot als Gesetz führt zur Einsicht der Sünde.

¹³⁸ Das Gebot im tertius usus legis als Weisung für das christliche Leben.

Schwerdt gegen die Reitzungen der Sünde, als David – der Ps. 119. v. 11. sagt: Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, daß ich nicht wider dich sündige. Daher nennt es Paulus auch ein [/39] Schwerdt des Geistes, Eph. 6,17. z. E. gegen die einschmeichelnde, unordentliche Welt-Liebe und deren Augen-Lust – Fleisches-Lust – hoffärtiges Wesen brauchen sie den Befehl, der auf unsern Text v. 15. folgt: Habt nicht lieb die Welt – noch was in der Welt ist, als da ist Augen-Lust – Fleisches-Lust – hoffärtiges Wesen¹³⁹. Endlich bleibet in ihnen

c) **das Wort der Verheißung** – das sie im einfältigen Glauben als Heilsbegierige annehmen, als wodurch sie eben stark werden. Deswegen empfiehlt Petrus dort diese Seelenspeise, 1 Petr 2,2., daß ihr, spricht er, durch dieselbige zunehmet¹⁴⁰. Jünglinge haben insgemein eine gute Eßlust, und durch Speise und Trank erhalten und vermehren sie ihre Jünglings-Kraft. Daher kommts denn

3) daß sie auch den Bösewicht überwinden.

Dieser ist keiner anders, als der Fürst aus der Hölle – den Jesus schlechthin **den Feind** – den Erz-Feind, und auch Paulus einen **Bösewicht** nennet, Eph. 6,16., weil er nicht nur in sich selbst böse ist, sondern auch nichts, als Böses auszurichten sucht, und solches als sein HauptWerk betreibt.

Auf diesen weist Johannes im Text gleichsam mit Fingern – jenen Erz-Bösewicht habt ihr überwunden in seinen Abhaltungen vom Guten und Versuchungen und Reitzungen zum Bösen. Ihr habt ihn schon als **Kinder** überwunden und euch durch ihn von der Bekehrung nicht abhalten lassen – denn er nimpt [/40] gern das Wort vom Herzen, daß man nicht glaube und selig werde. Luc. 8,12.¹⁴¹ Aber auch schon als **Jünglinge**, da er euch mit starken Versuchungen äußerlich und innerlich zugesetzt hat, um euch wieder in seine Stricke zurückzubringen.

Ihr habt indeß dem Teufel widerstanden, daß er von euch geflohen, Jac. 4,7.; ja ihr habt den Schild des Glaubens ergriffen und damit ausgelöschet die feurigen Pfeile der innern Versuchungen und Anfechtungen des Bösen. Eph. 6,16.

Wie den natürlichen Jünglingen das Streiten eigen ist, wozu sie Muth und Kraft fühlen; so eignet es Johannes auch den geistlichen Jünglingen zu, und will, daß sie ihre Jünglings-Kraft darin beweisen. Schöne Abbildung, die Johannes im Text von den Jünglingen giebt! Sie sind vorzüglich stark im Guten – das Wort Gottes bleibet in ihnen, und sie haben den Bösewicht überwunden und überwinden ihn noch täglich.

¹³⁹ 1 Joh 2,16.

¹⁴⁰ 1 Petr 2,2: „Vnd seid girig nach der vernünfftigen lautern Milch / als die jtz gebornen Kindlein / Auff das jr durch dieselbigen zunemet.“ (Luther 1545).

¹⁴¹ Lk 8,12: „Die aber am Wege sind / das sind die es hören / Darnach kommt der Teufel vnd nimpt das wort von jrem hertzen / Auff das sie nicht gleuben / vnd selig werden.“ (Luther 1545).

Schöne Vorzüge vor den noch schwachen Kindern in der Gnade!

Haben denn aber die Jünglinge keinen Fehler? Ja – sie haben eben so wol als die Kinder ihre Schwachheiten.

Außer den Sünden, die allen Adams-Kindern anhangen, haben sie noch von besonderen Fehlern Versuchungen – ich sage, sie haben davon Versuchungen und können leicht dazu gebracht werden, wenn sie sich nicht in acht nehmen – nicht als wenn sie dergleichen wirklich [41] an sich tragen. Gegen diese Jünglings-fehler wollte ich euch nun gern warnen. Ich will sie euch daher im zweyten Theile bekannt machen.

Zweyter Theil.

Zu demselben gehören nun folgende:

1) **Selbst-Erhebung und Eigendünkel**

Denn da sie sich stärker fühlen – andere hinter sich zurücksehen – von andern gerühmt – geschätzt – um Rath gefragt und auf allerley Weise gehoben werden – da sie Seelen gewinnen – Gesellschaften erbauen – mit Salbung beten können und für Anführer gelten; ach wie leicht kann sich da erst heimliche Selbstgefälligkeit und Bespiegelung in seinen Vorzügen – hernach Erhebung über andere – wol gar Verachtung anderer **einschleichen** und nach und nach sich **festsetzen**.

Ich sage: **einschleichen**, ohne daß sie es merken – denn wissentlich lassen sie diesem geistlichen Hochmuth keinen Raum. Aber dies ist ein Feind, der gerade da, wenn sie viel Gutes reden – thun und stiften, sie gleichsam von hinten beschleicht und ihnen Schaden thut.

Kenntzeichen davon sind – wenn man die Warnungen anderer für unnöthig, ja gar für beleidigend hält – wenn man glaubt, andere könnten viel eher in Sünde fallen, als wir, und wenn man sich vor allem Fall sicher zu seyn glaubt und sich dadurch blenden läßt, daß man sich **jetzt** seiner aufrichtigen Gesinnung bewußt ist. [42]

Gerade so gings Petro, den man unter den übrigen Jüngern wol¹⁴² für einen Jüngling in der Gnade halten kann. So gings ihm, als ihn JESUS wegen der Verleugnung warnete.¹⁴³

O laßt euch **zurufen**: Du stehest durch den Glauben – sey nicht stolz, sondern fürchte dich. Röm. 11,20. Imgleichen haltet vest, vest an der Demuth. 1 Petr. 5,5.

Mit dem ersten Fehler ist oft verbunden

2) die **Vermessenheit**. – Da Jünglinge sich leicht im Gefühl ihrer Stärke **ohne Beruf**¹⁴⁴ **auf eigene Kraft** in geistliche Gefahr begeben.

¹⁴² Durchaus.

¹⁴³ Mk 14,27-31, besonders V. 30.

¹⁴⁴ Ohne Berufung, aus eigenem Antrieb.

Auf seine Kraft sich verlassend ohne Gebet und ohne Beruf, begab sich Petrus in die Gesellschaft der Gerichtsdiener und Knechte im Pallaste des Hohenpriesters und kam zu Falle.¹⁴⁵ So trifft oft ein, was Salomo sagt, wer sich in Gefahr giebt, kommt darin um.¹⁴⁶

Ach Seelen! wenn ihr unter die Welt geht – so wisset, ihr setzet den Fuß auf Feindes Boden. Prüfet, ob ihr Beruf dazu habt, und wenn das ist, so rüset euch mit Gebet und Wachsamkeit.¹⁴⁷

Wenn ihr aus den Umständen nicht einen besonderen Wink vom HERRn habt; so laß euch die Hoffnung nicht unter die Welt verleiten: ihr wolltet für euren HERRn etwas gewinnen und Beute machen¹⁴⁸ – ihr könntet leicht, anstatt Beute zu **machen**, selbst eine Beute **werden** für die Welt.

3) **Absonderung von der Gemeine** [/43] ist auch ein Abweg, auf welchem Jünglinge leicht verleitet werden können. Sie meynen oft, da sie das Wort **in ihnen bleibend** hätten, wie Johannes sagt,¹⁴⁹ so hätten sie **des äußeren Hörens** nicht mehr nöthig, da doch JESus und die Apostel das Hören nebst dem Thun so sehr anpreisen.¹⁵⁰

Sie meynen, da sie innerlich den HERRn JESum als das Brot des Lebens genössen und also Abendmahl im Herzen hielten, so wäre das äußere nicht mehr nothwendig, da doch JESus seinen Jüngern, die ihn auch im Herzen hatten und behalten sollten, auch das **äußere** Abendmahl nicht

¹⁴⁵ Mk 14,66-72.

¹⁴⁶ Sir 3,27.

¹⁴⁷ Vgl. Mk 14,38!

¹⁴⁸ Beute machen: Menschen für den Glauben gewinnen, erwecken. Dahinter könnte die Vorstellung stehen, dass die Erweckten dem Unglauben (vielleicht auch: dem Teufel oder der Welt) abgejagt werden oder abgejagt worden sind. In einem brieflichen Bericht schreibt der Prediger-Kandidat Christian Ludwig Seyd (1744–1825), der Gottreich Ehrenhold Hartog während dessen pfarramtlicher Dienstzeit in Löhen-Dorf (1763–1769) gelegentlich vertreten hat, über die Erweckungsvorgänge in jenem Dorf „wegen Kürze der Zeit“ zusammenfassend in einem Brief vom 25. Mai 1786: „Nur so viel schreibe ich Ihnen: Mein Jesus kriegt Leute, große Beute. Es scheint, als ob alles wollte aufwachen“, zitiert in: Peters, Christian: Ganz Vlotho scheint sich aufzumachen. Zehn Aktenstücke zu den durch Friedrich August Weihe (1721–1771) angestoßenen Erweckungen in Vlotho, Exter und Lippstadt, in: JWKG 103 (2007), S. 75-108, hier S. 85; vgl. Windhorst, Hartog Prediger (wie Anm. 10), S. 327f.

¹⁴⁹ 1 Joh 2,14b. – S. oben I, 2), a) bis c), S. 43f.

¹⁵⁰ Mt 7,21.24; Röm 10,17; 12,1-2.10-15; Kol 3,12-17; 2 Tim 3,16f.; Jak 2,17. Dieser kleine Absatz stößt die thematische Richtung des hier folgenden Abschnittes 3) an: Der vermeintlich bleibende Wortbesitz – gedacht zugleich als bleibender Geistbesitz – verweist auf die erhöhte Gefahr des Spiritualismus, der meint, nicht mehr auf das Hören des Wortes und die Abendmahlsgemeinschaft angewiesen zu sein. Absonderung und Separatismus sind die Folge – eine stete Gefahr und Begleiterscheinung des Pietismus seit seinen Anfängen in Frankfurt (Main) in der Auseinandersetzung zwischen Philipp Jacob Spener und Johann Jakob Schütz. Vgl. Deppermann, Andreas: Johann Jakob Schütz und die Anfänge des Pietismus, Tübingen 2002, S. 180-206.

etwa **empfohlen**, sondern **befohlen** und gesagt: **Thut es zu meinem Gedächtniß**.¹⁵¹

Sehen sie das große Verderben der Christenheit und wie der große Haufe sich **aus dem bloß äußerlichen** Kirchen- und Abendmahl-gehen – **mit Zurücksetzung des Innern** – betrüglische Stützen der falschen Hoffnung zur Seligkeit macht – so können sie sich leicht – sonderlich durch Verführung anderer, verleiten lassen auf die andere Seite zu fallen und **mit Zurücksetzung alles Äußern** bloß an dem Innern zu hängen – da es doch hier heißt: Das eine muß man thun und das andere nicht lassen. So wollen einige auch nicht von dem äußerlichen Beten halten – sondern nur von dem innern – da doch JESUS mündlich gebetet und zu seinen Jüngern, da er ihnen ein Gebet lehren wollte, sagt: wenn ihr betet, so **sprechet** etc.¹⁵² [44]

Ach laßt euch nicht verführen von solchen, zwar oft gutmeynenden, aber irrenden Brüdern.

Sollten wir scheel sehen, daß unser HERR so gütig ist,¹⁵³ uns diese äußerlichen Hilfs-Mittel nicht bloß zu gönnen, sondern auch zu befehlen?¹⁵⁴

Haben wir schwache sinnliche Menschen nicht solcher äußerer sinnlicher Unterstützung nicht nöthig? Dürfen wir uns wol stark genug dünken, solcher entbehren zu können?

Will euch der Gedanke oder die Vorspiegelung anderer von der öffentlichen Kirchen-Versammlung abhalten, weil sie aus lauter geistlich-todten Menschen bestehen: o so laßt doch die Liebe reden. Sollten denn gar keine geistlich lebendige Seelen darin seyn? Gesetzt, ihr kennetet keinen; hoffet nicht die Liebe alles?¹⁵⁵

Ist es denn eine an sich sündliche Gesellschaft? Wird denn nicht Wort Gottes darin gesungen – gebetet und geprediget? Habt ihr nicht selbst eure erste Erkenntniß – eure erste Rührung und Weckung daraus geholet? O seydt nicht undankbar gegen diese Anstalt Gottes – der ihr das erste Licht zu verdanken habt. Noch weniger macht euch der Sünden derer theilhaftig, die die Kirche, das Haus des HERRN, mit niederträchtigen und schimpflichen Namen belegen – sie ein Babel schelten.¹⁵⁶

¹⁵¹ 1 Kor 11,24,25; Lk 22,19.

¹⁵² Lk 11,2(-4); vgl. Mt 6,5-13.

¹⁵³ Mt 20,15.

¹⁵⁴ Nämlich das hörbar gesprochene Gebet, vgl. Anm. 152.

¹⁵⁵ 1 Kor 13,7.

¹⁵⁶ Hartog richtet sich gegen Personen und Gemeinschaften des sogenannten „radikalen Pietismus“, die die verfasste Kirche für geistlich tot hielten und sich von ihr trennten. Sie sahen in ihr das endzeitliche „Babel“, die „apokalyptische Hure“ (Apk 18,10; vgl. Apg 14,8; 17,5). – Vgl. hierzu: Schneider, Hans: Der radikale Pietismus im 18. Jahrhundert, in: Geschichte des Pietismus im achtzehnten Jahrhundert, hg. v. Martin Brecht und Klaus Deppermann (Geschichte des Pietismus 2), Göttingen 1995, S. 107-197, besonders S. 141f.; vgl. Schmidt, Martin: Pietismus (Urban-Taschenbuch 145), Stuttgart 1972, S. 39. Lehmann, Hartmut: Absonderung und neue Gemeinschaft, in: Glaubenswelt und Lebenswelten, hg. v. Hartmut Lehmann (Ge-

Es ist wahr: der HErr JESus sagt dort zu den unbekehrten Juden: Mein Haus ist ein Bet-Haus – ihr habts gemacht zur Mör-[/45]dergrube.¹⁵⁷ Er erklärt es aber doch an sich für ein Bet-Haus. Er wies keinen davon weg, ob solches gleich von vielen durch Sünde und Laster entweiht wurde. Er wollte nur die Sünde hinaus schaffen und hinausgeschafft wissen. Er ging gleich darauf selbst in den Tempel und lehrete darin. Luc. 19,47.

Petrus und Johannes, jene Apostel des HErren, ob sie gleich wußten, wie der Tempel von so viel heuchlerischen Betern gemißbraucht wurde, gingen doch hinaus, in demselben zu beten, Ap[ostel-]Gesch[ichte] 3,1., dachten nicht: wir können wol zu Hause und im Herzen beten. Nein, sie verachteten den Tempel nicht stolz, so lange sie ihn hatten und nutzen konnten.

Ich sage: so lange sie i[h]n hatten; denn freylich in der Folge, da sie in alle Welt gingen zu lehren, konnten sie es nicht, und da der Tempel nachhin zerstört wurde, da mußten, wie JESus dort vorher sagte, die wahren Anbeter allein im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4,24. Dies ist und bleibt allerdings die Haupt-Sache; allein JESus hat damit nicht verboten, in gottesdienstlichen Häusern zusammen zu kommen, wenn man sie haben kann.

O sondert euch von der Kirchen-Gemeinschaft nicht ab, da ihr sie haben könnt.¹⁵⁸ Es heißt auch hier: wer sich absondert, der thut was ihm

schichte des Pietismus 4), Göttingen 2004, S. 487-497. – S. hierzu auch unten Anm. 158.

¹⁵⁷ Lk 19,46.

¹⁵⁸ Warnung und Bitte sind dringend. In Herford könnte die Erinnerung an den zwei-jährigen beunruhigenden Aufenthalt des Jean de Labadie und der Labadisten mit der Ausweisung dieser höchst spiritualistischen Sekte im Juni 1672 sowie die Anwesenheit von Quäkern (William Penn) in den 1670er Jahren, also zur Zeit der sehr toleranten und hoch gebildeten Elisabeth von der Pfalz (1618–1680) als Äbtissin der Freien Reichsabtei Herford, auch bei Hartog noch den Hintergrund für die starke Besorgnis gegenüber neuer Absonderung und Trennung von der Kirchengemeinschaft und vom Tisch des Herrn bilden. Und gewiss hatte er auch Kenntnis von zeitgenössischen Konventikelbildungen und Separationen – nicht nur im Siegerland. Vgl. Pape, Herfordia (wie Anm. 34), S. 224-230. – Peters, Christian: Pietismus in Westfalen, in: Geschichte des Pietismus 2. Der Pietismus im 18. Jahrhundert, hg. v. Martin Brecht und Klaus Deppermann, Göttingen 1995, S. 358-371, hier S. 362-364. – Steinseifer, Bernd: Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Freudenberg, in: Freudenberg. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des früheren Amtes, hg. v. Bernd Steinseifer, Kreuztal 2006, S. 235-324, hier S. 289-299. Zur Frage des „radikalen Pietismus“ vgl. den Sammelband: Der radikale Pietismus. Perspektiven der Forschung, hg. v. Wolfgang Breul, Marcus Meier und Lothar Vogel (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 55), Göttingen 2010, besonders dort die einführenden Aufsätze zu der Problematik von „radikal“ und „Separation“ von Brecht, Martin: Der radikale Pietismus – die Problematik einer historischen Kategorie. Ein Plakat, a.a.O., S. 11-18; Wallmann, Johannes: Kirchlicher und radikaler Pietismus. Zu einer kirchlichen Grundunterscheidung, a.a.O., S. 19-43 (S. 22-28 zu Labadie/Labadismus, auch für Westfalen!); Lehmann, Hartmut: Die langfristigen Folgen der kirchlichen Ausgrenzung des radikalen Pietismus, a.a.O., S. 45-55.

gelüftet und setzet sich wider alles, was gut ist, wie Salomo sagt Spr. Sal. 18, v. 1. [/46]

Eben so wenig sondert euch vom Abendmahl ab aus der Ursache, weil viele unwürdig hinzugehen. Dies giebt euch kein Recht, diese Anordnung des HErren hinten zu setzen. In der Corintischen Gemeine gab es viel unwürdige Gäste beym Abendmahl. Wie eifert Paulus nicht gegen solche in dem 11ten Capitel seines **ersten** Briefes? Er warnt sie sogar mit der Drohung: **Wer unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht**, v. 29.¹⁵⁹ Wäre da nicht der Ort gewesen, den rechtschaffenen Seelen das Abendmahl mit solchen unlautern zu verbieten? Aber nicht **ein** Wort davon.

Der unwürdige Gast eben so wenig als der unbekehrte Prediger, kann euch beym Abendmahl weder was geben noch was nehmen. O seht nicht auf andere. Paulus spricht v. 28: Der Mensch prüfe **sich selbst**, und also esse er von diesem Brodte und trinke von diesem Kelche.

Freylich wird uns eine Absonderung anbefohlen 2 Cor. 6. v. 17: Gehet aus von ihnen – rühret kein Unreines an – sondert euch ab – aber wie aus dem Vorhergehenden v. 14.15.16. zu sehen: **von der Sünden-Gemeinschaft**; darum stehet dabey: **rührte kein Unreines an**.

Zu den Fehlern, zu welchen Jünglinge leicht verleitet werden können, gehöret ferner

4) **unzeitiger oft fleischlicher Ei-[/47]fer**. Die Ehre ihres HErren liegt ihnen an – es geht ihnen wie dem David – der Psalm 119. v. 53. sagte: Ich bin entbrannt über die Gottlosen, die dein Gesetz verlassen – und an Muth fehlt es ihnen nicht.

Da mischet sich denn zwischen das geheiligte Feuer oft wildes Natur-Feuer. Sie hauen, wie Petrus, mit dem Schwerdt hinein¹⁶⁰ – brauchen harte beleidigende Worte und Anreden.

Aber damit hauen sie denn oft, wie Petrus, ihrem Gegner das Ohr ab,¹⁶¹ daß er nichts mehr hört und annimmt. O hütet euch – hütet euch vor fleischlichen Eifer. Dem HErren JESu, dessen Ehre ihr vertheidigen wollt, macht ihr damit schlechte Ehre. Denket an Petrum und was der Herr zu ihm sagte.¹⁶²

Endlich müssen Jünglinge in der Gnade, wenn sie zugleich in natürlichen Jünglings-Jahren stehen, noch vor einer gefährlichen Sünde gewarnt werden, nemlich vor der

¹⁵⁹ 1 Kor 11,29.

¹⁶⁰ Joh 18,10.

¹⁶¹ Joh 18,10.

¹⁶² Joh 18,11.

5) **fleischlichen Wollust**¹⁶³. Paulus fand sogar dem jungen Thimotheo – ob er gleich ein Lehrer war – nöthig, zuzurufen: Fleuch die Lüste der Jugend; jage aber nach der Keuschheit.

2 Tim. 2,22.

Das Christenthum führt viel Vertraulichkeit und Zärtlichkeit¹⁶⁴ mit sich im Umgang mit denen, die gleicher Gnade und gleicher Gesinnung mit uns theilhaftig sind geworden. [/48]

Wie leicht kann diese Zärtlichkeit im Umgang mit dem andern Geschlechte ausarten und sich was fleischliches hineinmischen, wenn man in seinen besten Jahren steht? Darum ermahnen die Apostel auch zur **keuschen** Liebe untereinander.¹⁶⁵ Darum fliehet – fliehet alle Gelegenheit, wo auch nur euer Herz befleckt werden könnte. Fliehet die Einsamkeit mit Personen vom andern Geschlechte, wo ihr davon Gefahr merket. Verleugnet lieber manche euch nützliche Erbauung. O suchet nicht Erbauung, wo ihr leicht Zerstörung finden könntet – des Anstoßes nicht zu gedenken, den der gar zu vertraute Umgang mit Personen vom andern Geschlechte den Welt-Kindern gibt, die gern Arges denken.

Dies wären dann die vornehmsten Klippen, an welchen Jünglinge in der Gnade Schiffbruch leiden könnten und wovor sie sich zu bewahren Ursach haben, welches sie auch durch die ihnen bereits von Gott geschenkte Gnaden-Kräfte gut können. So sey nun stark, mein Sohn! ruft dort Paulus dem Timotheo zu – **durch die Gnade Gottes in Christo JEsu**. 2 Tim 2,1.

Nun laßt mich noch einige Anmerkungen hinzufügen im 3ten Teile unserer Betrachtung. [/49]

Dritter Theil.

1) **Keiner ist ein Jüngling oder Mann in der Gnade geworden, der nicht zuvor ein Kind war.** Folglich

a) **ihr Welt-Kinder!** ihr irret gewaltig und boshaft, wenn ihr entweder einen vollkommenen Mann¹⁶⁶ oder gar keinen Christen glauben wollt – Ist man denn gleich Meister?

b) **Ihr Kinder in der Gnade!** verzaget nicht, wenn ihr das nicht könnt, was ihr andere, Stärkere thun sehet.

¹⁶³ Zu „fleischlicher Wollust“ vgl. Windhorst, Christof: Von der Wollust zur Gottseligkeit. Katechetische Gemeindegarbeit des pietistischen Pfarrers Christoph Matthäus Seidel zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Zeitumstände: Bildung und Mission. Festschrift für Jörg Ohlemacher zum 65. Geburtstag. Hg. v. Michael Herbst, Roland Rosenstock und Frank Bothe (Greifswalder theologische Forschungen 16), Frankfurt (Main) 2009, S. 45-70, hier S. 46-50.

¹⁶⁴ Empfindsamkeit, Sorgfalt, Zartgefühl; vgl. DWb 31 (1956), Sp. 309.

¹⁶⁵ Phil 4,8; 1 Tim 5,22; Tit 2,4f.; 1 Petr 3,2.

¹⁶⁶ Eph 4,13.

c) **Ihr Stärkeren!** keiner verachte einen Anfänger. Lasset uns unter einander uns mit dulddender brüderlicher Liebe tragen – miteinander aufwachsen und herzlich thun.

2) **Es läuft bey den Jünglingen noch oft viel kindliche Schwachheit unter**, ehe sie gesetzters Wesens werden – wie es in der Natur auch oft so gehet.

3) **Jünglinge können oft zwischendurch matt und kraftloß werden.** Auch der stärkste Jüngling in der Natur kann krank werden. Jesaja sagt Cap. 40. v. 30. Die Knaben werden matt, und die Jünglinge fallen; aber, setzt er hinzu v. 31. die auf den HERRn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler etc.¹⁶⁷

4) **Jünglinge können gar um alle ihre Jünglings-Kraft, ja gar um ihr geistlich Leben kommen.** Wie gings dem sonst muntern David, als er Auge und Herz nicht be-[/50]wachte, da er vom Dache seines Hauses die Bathseba erblickte?¹⁶⁸ dreyvierthel Jahr war er geistlich todt – man hörte keinen Lob-Psaln von ihm – und da ihm Gott wieder an sein Herz kam, waren es lauter Jammer und Klage-Psalmen bis ihn Gott wieder begnadigte; darum, wer stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle, 1 Cor. 10,12. Seyd veste und unbeweglich, 1 Cor. 15,58. Wachtet – stehet im Glauben – seydt männlich und seydt stark, 1 Cor 16,13. Und woher die Kraft? Seyd stark **in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke**, Eph 6,1.¹⁶⁹

Schluß-Vers.

Ein jeder bete:

Amen! es geschehe Amen!
Gott versiegle dies in mir,
Daß ich so in JEsu Namen
Meinen Glaubens-Kampf vollführ
JEsu gebe Kraft und Stärk'
Und vollführe selbst das Werk,
Daß ich bete – kämpf und ringe
Und also zum Himmel dringe.¹⁷⁰
Amen!

[/51]

¹⁶⁷ Jes 40,30-31.

¹⁶⁸ 2 Sam 11.

¹⁶⁹ Richtig Eph 6,10: „Zv letzt / meine Brüder / seid starck in dem HERRn / vnd in der macht seiner stercke.“ (Luther 1545).

¹⁷⁰ 10. Strophe des Chorals „Schaffet, schaffet, Menschenkinder“ des Liederdichters und Juristen Ludwig Andreas Gotter (1661–1735), s. Herfordisches Gesangbuch 1766 (wie Anm. 33), S. 303f. Nr. 429; Str. 1 lautet hier „Schaffet doch, ihr Menschenkinder!“ 10. Str. (S. 304) mit kleinen Abweichungen am Schluss der Strophe: „Jesus gebe Kraft und Stärk' / Und regiere selbst das werk, / Daß ich wache, bete, ringe“, [...]. Zu Gotter vgl. Herbert Lölkes, [Art.] Gotter, Ludwig Andreas, in: Wolfgang Herbst (Hg.), *Wer ist wer im Gesangbuch?* 2. Aufl. Göttingen 2001, S. 116.

Christof Windhorst

Dritte Predigt

von

den Vätern in der Gnade.

[/52] [/53]

Dritte Predigt.

Am Lichtmessen.¹⁷¹

Gnadenvoller und barmherziger Gott! Du bist der Anfänger – Fortsetzer und Vollender alles Guten in uns. Was wir sind und was wir werden, das sind und werden wir durch den Einfluß Deiner Gnade¹⁷². Wir danken Dir, daß Du uns in Deinem Wort hast wissen lassen, daß Du das gute Werk, so Du in uns angefangen, vollführen willst bis auf den Tag JĒsu Christi.¹⁷³ Wir danken Dir, daß Du so gern Hand anlegst an das Werk unserer Seligkeit – danken Dir für alle Geduld, die Du mit unserer Ungeschicklichkeit, ja mit unserer Widerspänstigkeit hast – für alle Treue, womit Du unsere Untreue besiegest – für alles fortgesetzte Bemühen, uns weiter zu bringen. Ach was kostet es Dir, eh Du uns zu Deinen Kindern zeugen kannst! Was kostet es Dir, den geistlichen Othem, den Du uns eingeblasen, zu erhalten! Was kostet es Dir, aus uns schwachen Kindern stärkere Jünglinge zu erziehen, und immer mehr von allen Fehlern und Gebrechen zu heilen¹⁷⁴ und uns zu höherer Vollkommenheit zu bringen, daß wir etwas werden zu Liebe Deiner Gnade.¹⁷⁵ [/54]

Wie wenig können wir Dir dies Alles verdanken! Nur in der Ewigkeit wird es geschehen können, wo wir mehr Einsicht – mehr Feuer und geschicktere Zungen dafür haben werden.¹⁷⁶

¹⁷¹ An Mariae Lichtmess: 2. Februar.

¹⁷² Die Formulierung „durch den Einfluß Deiner Gnade“ erinnert an die alte Vorstellung von der „Eingießung“ oder „infusio gratiae (per sacramenta)“ der vorreformatorischen Dogmatik, meint aber hier die Zueignung der Gnade durch das Wort. Wie Hartog diesen Vorgang – „durch den Einfluß Deiner Gnade“ – versteht, erläutert er in dem folgenden Gebet gleich zu Beginn mit einer erweiterten Formulierung von Phil 1,6: „Wir danken Dir, daß Du uns in Deinem Wort hast wissen lassen, daß Du das gute Werk, so Du in uns angefangen, vollführen willst bis auf den Tag JĒsu Christi.“ – Es geht Hartog gut lutherisch um das inwendige, Heil bringende Wirken der Gnade Gottes durch das äußerlich gesprochene und gehörte Wort des Evangeliums.

¹⁷³ Phil 1,6.

¹⁷⁴ Vgl. Ps 103,3.

¹⁷⁵ Vgl. Eph 1,6.

¹⁷⁶ Diese Formulierung erinnert an die Ausgießung des Heiligen Geistes in der Pfingstgeschichte Apg 2,2-4. Vgl. auch Lk 12,49!

Werde es nun mit uns nicht müde, und ermuntere uns auch durch das, was wir jetzo von dem Vater-Alter in der Gnade hören werden, daß wir dazu immer mehr fortzurücken suchen mögen.

Hilf uns dazu durch Deine Gnade, um JESU Christi willen. Amen. Amen.

Geliebte Freunde!

Nirgends finden wir in der heiligen Schrift eine weitläufigere und treffendere Schilderung der Väter in der Natur und in der Gnade als Sirach 25,6-8. O wie fein stehets, wenn die grauen Häupter weise, und die Alten klug, und die Herren vernünftig und vorsichtig sind. Das ist der Alten Krone, wenn sie viel erfahren haben, und ihre Ehre ist, wenn sie Gott fürchten. Nach dieser Schilderung sind sie

1) **weise und klug** v. 6. Im vorzüglichen Verstande – welche Klugheit sie in den langen Jahren ihres Lebens gesamlet haben.

Eben daher auch

2) **vorsichtig**, v. 7. Sie sind oft durch Schaden klug geworden.

3) **Sie haben viel erfahren**, v. 8. In ihrem natürlichen und geistlichen Leben erfahren die Nichtigkeit der Welt – die Wankel-/[55]müthigkeit und Vergänglichkeit der Menschen – viel Abwechslung des Glücks – viel Abwechslung der innern Empfindungen – viel Gebets-Erhörung – sie haben ihren Gott erfahren in Noth und Hülfe. Und das ist der Alten Krone, sagt Sirach v. 8., daß sie viel erfahren haben. Aber, setzt er hinzu, ihre größte Ehre ist

4) **daß sie Gott fürchten**. Die Furcht Gottes ist die beste Krone des Alters – die **ist** Krone **vor Gott** und dem Menschen – die **bleibt** Krone bis in alle Ewigkeit vor Gott – allen Engeln und Auserwählten.

Der weise Salomo sagt zwar Spr. Wörter Cap. 16. V. 31: Graue Haare sind eine Krone der Ehren; aber er setzt hinzu: **die auf dem Wege der Gerechtigkeit** – das heißt: Gottseligkeit – **funden wird**.¹⁷⁷

Von diesem Vater-Alter in der Gnade wollen wir heute reden, nachdem wir bisher von den Kindern und Jünglingen in der Gnade geredet haben. Das Bild des alten Simeons im Evangelio reicht uns viel Stoff dazu her.

Text: Evang. Luc. 2. V. 25-32.

Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem, mit Namen Simeon; und derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israel, und der heilige Geist war in ihm. Und ihm war eine Antwort worden von dem heiligen Geiste, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des HERRN gesehen. Und [56] kam aus

¹⁷⁷ Spr 16,31.

Christof Windhorst

Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesum in den Tempel brachten, daß sie für ihn thäten, wie man pflēget nach dem Gesetze, da nahm er ihn auf seine Arme, und lobete Gott und sprach: HErr, nun lässest du deinen Diener im Friede fahren, wie du gesaget hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitest hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volks Israel.

Hieraus handeln wir den [!]

Thema.

Von den Vätern in der Gnade.

Wir wollen sehen,

I. Was sie für Vorzügen vor den Kindern und Jünglingen in der Gnade haben.

Dann wollen wir

II. einige Antworten hinzufügen, dies Alter betreffend.

Soll ich auf dieser Welt
Mein Leben höher bringen,
Durch manchen sauren Tritt
Hindurch ins Alter dringen;
So gieb, daß Gottesfurcht
Doch ziere jedes Jahr.
Daß ich mit Ehren trag'
Alsdann ein graues Haar.
Amen.¹⁷⁸ [/57]

Erster Theil.

Väter in der Gnade sind solche bekehrte Christen, die aus den geistlichen Kinderjahren herausgetreten – die Jünglings-Jahre durchgegangen, und nun zu höheren Einsichten – zu größerer Stärke und zu einem gesetzteren Wesen gekommen sind im Christenthum. Sie werden auch **Geistliche** ge-

¹⁷⁸ 6. Strophe aus „O Gott, du frommer Gott“ des Dichters und Theologen Johann Heermann (1585–1647), s. Herfordisches Gesangbuch 1766 (wie Anm. 99), S. 303 Nr. 428, vgl. EG 495,6; zu Heermann vgl. Kappner, Gerhard: [Art.] Heermann, Johannes, in: Herbst, Wolfgang (Hg.), Wer ist wer (wie Anm. 170), S. 135-137.

nannt. Paulus ermahnet Gal. 6,1. Lieben Brüder! **so jemand von einem Fehl übereilet wird**, und also auch schwach ist; **so helfet ihm wieder zurecht, ihr, die ihr geistlich seyd**¹⁷⁹, d. i. die ihr zu mehrerer Stärke des Geistes gekommen seyd und mehr Gaben des Geistes empfangen habt.

Auch heißen sie **vollkommene**, Ebr. 5,14., nicht ganz vollkommene, sondern in Vergleich mit den unvollkommenen Anfängern.¹⁸⁰

Hierher gehören auch vom weiblichen Geschlechte **die Mütter in der Gnade**.

Diese Väter und Mütter – diese Geistliche und Vollkommene sind nun vorzüglich¹⁸¹ weit

1) **in der Erkenntniß** – in einer weit umfassenden – hellern und lebendigen Erkenntniß göttlicher Wahrheiten und Sachen. Nach derselben erkennen sie

a) **vorzüglich JEsu Christum**. Johannes nennet ihn, 1 Joh 2. v. 13 und 14: **der von Anfang ist**. Ihr kennet den, spricht er, der von Anfang ist.

Joh. 1. v. 1. sagt eben dieser Johannes von ihm: Im Anfange war das Wort. Und [58] 1 Joh. 1,1: Das da von Anfang war, das wir gehöret haben – das wir gesehen – das unsre Hände betastet haben – das Wort des Lebens – das verkündigen wir euch.¹⁸²

So bezeichnet ihn besonders Johannes. Er wollte damit den Irrthum seiner Zeit begegnen, als wenn JEsus nur bloßer Mensch[e]n sey. Gott sey er von Ewigkeit her gewesen – er sey aber Mensch **geworden** – Joh. 1,14. Das Wort **ward** Fleisch – das ist: verband sich mit der menschlichen Natur.

Warum führet er aber das Stück der Erkenntniß der Väter **allein** und **zweymal** an? Antwort: weil das ihre Haupt-Wissenschaft ist, wie des Pauli – der da sagt: Ich achte mich nicht, daß ich etwas wüßte, als JEsu Christum, den Gekreuzigten¹⁸³ – und weil auf diese Erkenntniß Christi im Christenthum alles ankommt von Anfang bis Ende.

Mit dem heiligen und gerechten Gott können wir unreinen Sünder schlecht fertig werden ohne JEsu. Er ist das A und das O – auch im Christenthum.

Diesen haben die Väter kennen gelernt als einen **Seligmacher** von Sünden – als einen **Arzt** für ihre Seelen-Krankheit¹⁸⁴ – als einen guten **Hir-**

¹⁷⁹ Gal 6,1; vgl. auch Röm 8,9.

¹⁸⁰ Mit dem Hinweis auf Hebr 5,14 nimmt Hartog den Zusammenhang von Hebr 5,11-14 auf, in dem es um die schwierige Lehre für die im „göttlichen Wort“ Unverständigen oder im „Wort der Gerechtigkeit“ Unerfahrenen geht. Ihnen muss man Milch geben für „die erste buchstaben der Göttlichen wort lehre“. „Den volkommenen aber gehört starcke Speise / die durch gewonheit haben geübete sinnen / zum unterscheid des guten und des bösen.“ Hebr 5,12.14.

¹⁸¹ Besonders; vgl. DWb 26 (1951), Sp. 2017.

¹⁸² Vgl. 1 Joh 1,1-3a.

¹⁸³ Vgl. 1 Kor 2,2.

¹⁸⁴ Vgl. Mt 9,12; Lk 5,31; Mk 2,17; vgl. auch Ex 2,26; Jes 3,7; Mt 11,29.

ten, der sie treu geführt und herrlich geweidet,¹⁸⁵ und als einen lebendigen **Weinstock** – aus dem sie als seine Reben Kraft und Leben geholet zum Fruchtbringen im Wandel.¹⁸⁶ **Ihr kennt ihn**, sagt Johannes,¹⁸⁷ nemlich aus langer Erfahrung in den vielen Jahren seiner Bekanntschaft mit ihm. [/59]

Sie erkennen auch

b) **Gott als ihren versöhnten Vater mit völliger Gewißheit.** Mit Paulo sprechen sie voll Glaubens: Ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er mir meine Beylage bewahren wird bis an jenen Tag.¹⁸⁸ Die Kinder in der Gnade kennen ja schon den Vater; wie sollten es die Väter nicht thun? Ja sie kennen ihn – wenn sie auch seine Vater-Gnade nicht süßlich schmecken¹⁸⁹ – welches den Kindern schwerer wird. Sie erkennen ihn als guten liebevollen Vater in und aus allen väterlichen Wohltaten, so sie genießen und genossen haben. In allen sehen und erblicken sie den **Vater**. Wie oft klinget aus ihrem Munde und Herzen:

Wie ein Vater nimt und giebet
Nach dem's Kindern nützlich ist;
So hast du mich auch geliebet
So hast du zu jeder Frist
Dich auch meiner angenommen,
Wenn's auch gleich auf's höchste kommen
Tausend – tausend mahl sey Dir,
Lieber Vater! Dank dafür.

Hast du nicht auf Adlers Flügeln
Mich getragen väterlich,
In den Tälern – auf den Hügeln
Wunderbar errettet mich?
Wollte alle Hülf zerrinnen,
Ward ich deinen Beystand innen.¹⁹⁰
Tausend – tausendmal sey dir
Treuer Vater – Dank dafür.¹⁹¹ [/60]

¹⁸⁵ Vgl. Joh 10,12-16, auch Ps 23.

¹⁸⁶ Vgl. Joh 15,1-8.

¹⁸⁷ Joh 7,28; vgl. auch Joh 8,19; 10,4.

¹⁸⁸ 2 Tim 1,12b (Luther 1545): „Denn ich weis / an welchen ich gleube / vnd bin gewis / das er kann mir meine Beylage bewahren / bis an jenen tag.“ Beylage: anvertrautes Gut: „was mir anvertraut ist“, so in der revidierten Luther-Bibel 1984 und 2017; vgl. auch DWb 1 (1854), Sp. 1377, mit Hinweis auf diese Stelle und auf 2 Makk 3,15.

¹⁸⁹ Als „freundlich“ oder „angenehm“ wahrnehmen, erfahren, vgl. DWb 20 (1942), Sp. 1348f.

¹⁹⁰ Ward ich deines Beistandes inne.

¹⁹¹ Aus dem vierzehnstrophigen Lied „Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth!“ von Ludwig Andreas Gotter, Str. 10 und Str. 11 (vor 1714). – Melodie:

Sie erkennen

c) **das Regierungs-Ruder der Welt in seiner Hand** bey allen auch noch so dunkeln und verwickelten Wegen mit ihnen und außer ihnen in der Welt. Ihr gesetzter Glaube an seine Weisheit und Güte spricht bey allen¹⁹²: Das muß gut seyn: Er wird's wohl machen.¹⁹³

So haben sie auch nach Ebr. 5,14. durch Gewohnheit¹⁹⁴

d) **geübte Sinne** zum Unterschiede¹⁹⁵ des Guten und Bösen, so daß sie andere lehren und mit Rath unterstützen können. Sind nun die geistlichen Väter vorzüglich¹⁹⁶ weit in der geistlichen Erkenntniß, so haben sie es auch vorzüglich weit gebracht

2) **in der freymüthigen Außerung ihrer gottseligen Gesinnung vor der Welt.**¹⁹⁷ Da Nicodemus des Nachts zu Jesu kam,¹⁹⁸ war er als **Kind** anzusehen, das Belehrung suchte und sich noch fürchtete.

Da er in der Raths-Versammlung als Mitglied derselben Jesum vertheidigen wollte und deshalb zu seinen Collegen sagte: Richtet unser Gesetz auch einen Menschen, ehe man ihn verhört, und erkennet, was er gethan hat? Joh. 7,50¹⁹⁹.

Da zeigte er sich schon als **Jüngling**, der dem Bösen widersprochen, viel freyer.

Bey dem Tode Jesu aber zeigte er sich als **Mann in seiner völligen Stärke**, der sich in einer Zeit, in der es um die Ehre und Sache Jesu am allergefährlichsten stand, öf-/[61]fentlich für²⁰⁰ seinen Jünger bekannte und samt Joseph dessen ehrliche Begräbniß besorgte – wodurch beide, als Mitglieder des hohen Raths, es wagten, eben dadurch ein Zeugniß der erkannten Unschuld Jesu und des ungerechten Urtheils ihrer Collegen über Jesum öffentlich abzulegen.

„Jesu, meines Lebens Leben“ (EG 86: Ernst Christoph Homburg, 1659) von Wolfgang Weißnitzer, 1661. Text in: Christliches Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg. Ausgabe mit Noten. Gütersloh o.J. [vor 1930], Nr. 386. – In gekürzter Form findet sich das Lied auch in: Evangelisches Gesangbuch für Rheinland und Westfalen, Dortmund 1953, Nr. 257 (12 Strophen), und in: Evangelisches Kirchengesangbuch [EKG]. Ausgabe für die Landeskirchen Rheinland, Westfalen und Lippe, Bielefeld o.J., Nr. 497 [im landeskirchlichen Liederteil]. – Zu Ludwig Andreas Gotter (1661–1755) vgl. Lölkes, Herbert: [Art.] Gotter, Ludwig Andreas, in: Herbst, Wolfgang (Hg.): Wer ist wer im Gesangbuch? 2. Aufl. Göttingen 2001, S. 116.

¹⁹² Nach heutiger Grammatik: bey allem [was geschieht!], also: Dativ, der Bezug ist deutlich das folgende „Das“.

¹⁹³ Ps 37,5b.

¹⁹⁴ Zu Hebr 5,14 und der „Gewohnheit“ siehe oben Anm. 180.

¹⁹⁵ Zur Unterscheidung von Gutem und Bösem.

¹⁹⁶ Besonders, siehe oben Anm. 181.

¹⁹⁷ Vgl. Mt 10,32.

¹⁹⁸ Joh 3,1-16.

¹⁹⁹ Die Frage des Nikodemus findet sich in Joh 7,51.

²⁰⁰ Als.

Beide also waren freymüthige Bekenner JESU und ihres Glaubens an ihn, vor der ungläubigen – spottenden ja verfolgenden Welt. Wie ragten sie daselbst vor seinen ersten Jüngern hervor? und was ist aus ihnen in so kurzer Zeit geworden?

3) **In der Geduld unter den Leiden.** Wenn Anfänger und andere Schwächere sich kaum der Unzufriedenheit erwehren können – wenn sie besonders durch anhaltende schwere Leiden, wo nicht zum Murren gegen Gott, doch zum Wehklagen vor Gott und Menschen gereizt werden; so haben die Väter gelernt, sich in selbigen mit stillerm Wesen zu schicken, und auch große Leiden mit standhafterer Gelassenheit zu ertragen. Sie sprechen:

Leiden ist jetzt mein Gewinnst,
Das ist jetzt des Vaters Wille,
Leiden ist mein Gottesdienst.
Gott ich nehms aus deinen Händen
Als ein Liebes-Zeichen an;
Denn in solcher Leidens-Bahn
Willst du meinen Geist vollenden.²⁰¹

Ein solcher Vater in der Geduld war der alte Tobias. Von ihm steht gerühmt, Tobiä [/62] C. 2,13²⁰²: **Nachdem er von Jugend auf Gott gefürchtet hatte, (ach Freunde, wie müssen wir uns schämen!) und seine Gebote gehalten, zürnete und murrete er nicht wider Gott in allen seinen Leiden; sondern blieb beständig in der Furcht Gottes und dankte Gott alle sein lebenlang.**

Und wie groß muß uns seine Geduld werden, wenn wir die Größe und Manichfaltigkeit seiner Leiden betrachten. Er lebte als ein **gottesfürchtiger Israelite** in der Assyrischen Gefangenschaft unter lauter Heiden, die den Gott Israels verachteten und verspotteten, dessen Verehrer er war. Er lebte als ein **gebohrner Israelite** unter Leuten von ganz andern Sitten – Speise- und Lebens-Art.²⁰³

²⁰¹ Gekürztes Zitat aus: Bogatzky, Carl Heinrich von: *Guldenes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist; bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, samt beygefügtten erbaulichen Anmerkungen und Reimen.* Die 40. Auflage, Erster Theil. CUM PRIVILEGIIS. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses, 1832, [Nr.] 132, 12. Juni. – Hartog hatte gewiss eine frühere Auflage mit gleichem Liedbestand zur Hand; die Liednummern standen seit der 27. Auflage fest; die 28. Auflage erschien in Halle (Saale) 1772 (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Heinrich_von_Bogatzky), die 33. Auflage 1792 (s. <https://www.classic-booksandephemera.com/pages/books/002320/carl-h>, Stand 13.07.2018), Nr. 273, 30. September. Mit Dank an Prof. Dr. Jürgen Kampmann (Tübingen) für den Hinweis.

²⁰² Tobias 2,13.

²⁰³ Vgl. Tob 1,9-13.

Er war arm und der Armuth nicht gewohnt, da er vorher reich und wohlhabend gewesen, aber aller seiner Güter war beraubt worden. Er wurde wegen seiner Liebes-Werke von seinen lebendigen und erschlagenen Brüdern verfolgt – zuletzt ließ i[h]n Gott noch obendrein blind werden.²⁰⁴ Und was sein Leiden vollends vollendet: Er war mit einer zänkischen und spöttischen Ehegattin geplagt.²⁰⁵ Und siehe, in dem allen murrete er nicht.²⁰⁶

Wahrlich er war ein Vater in der Geduld.²⁰⁷ Natürlich Alte sind mehrentheils grämlich und wunderlich.

Väter in der Gnade aber sanft, gelassen und geduldig. [/63]

Ferner sind die Väter in der Gnade

4) **in Verleugnung des Irdischen** weit gekommen. Sie haben die Nichtigkeit der Erden-Güter kennen gelernt und kennen viel wichtigere Güter, die sie in noth und Tod trösten und ihnen in der ihnen nahen Ewigkeit ohne Aufhören bleiben. Daher lassen sie irdische Vortheile gern fahren, wenn sie damit Frieden erhalten können. Abraham gab seines Bruders Sohne – dem Loth, da zwischen seinen und Loths Hirten immer Zank war, und er die Trennung der Heerden vor nothwendig erkannte, die Wahl, ob er mit seiner Heerde das Land zur Rechten oder zur Linken beziehen wollte, und als Loth die beste, fruchtbarste Gegend wählte, so ließ ers sich gefallen, ob er gleich, als Loths Vater-Bruder den Vorzug im Wählen hätte fordern können. So wenig galt das Irdische bey ihm. Er hatte an seinem Gotte, der ihm oft erschien, und der oft mit ihm redete, alles genug.²⁰⁸ Wahrlich er war ein Vater in der Verleugnung. Möchten wir von ihm lernen, den Frieden zwischen uns und andern mit Verleugnung mancher Vortheile zu erkaufen.²⁰⁹

Weil Väter in der Gnade in der Verleugnung irdischer Güter stehen, so können sie sich auch besser in den Verlust derselben durch Unglücks-Fall schicken. Als dem reichen Hirten-Fürsten, dem **Hiob**, durch schnell aufeinander folgende Boten eine Nachricht nach der andern – die eine noch schlimmer als die andere von dem Verlusten aller seiner zahlreichen Heerden ge-[/64]bracht wurde, so fühlte er es zwar als **Mensch**; denn Hiob 1,20. stund er auf und zerriß sein Kleid und raufte sein Haar und fiel auf die Erde und betete an; aber als **Vater in der Gottseligkeit** erholetete er sich bald, da er betete und sprach, v. 21²¹⁰: **Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe gekommen – nackend werde ich wieder dahin fahren. Der HERR hats gegeben – der Herr hats genommen, der Name des HERRN sey**

²⁰⁴ Vgl. Tob 2,1-9.10-11.

²⁰⁵ Vgl. Tob 2,19-23.

²⁰⁶ Vgl. Tob 2,13 – Text wie bei im Fließtext zu Anm. 202.

²⁰⁷ Vgl. Tob 2,12.

²⁰⁸ Vgl. Gen 13,1-12.

²⁰⁹ Vgl. Mk 8,34(-36) parr.

²¹⁰ Hiob 1,21.

gelobet. Wahrlich er war ein Vater in der Verleugnung. Wie finden wir uns, wenn uns nur ein geringer Verlust überkommt?

An sein erst ungebärdiges Betragen werden wir uns um so weniger stoßen, wenn wir bedenken, wie der letzte Bote ihm die schreckliche Nachricht brachte von der Verunglückung **aller seiner Söhne und Töchter**, die **in ihren Sünden** umkamen,²¹¹ und derer Seelen-Errettung ihm so sehr anlag, daß er immer für sie betete, wenn sie in ihrem sündlichen Wohlleben zusammen waren.²¹²

Auch was die Verleugnung des Irdischen betrifft, ist das Alter der Gnade der gerade Gegensatz gegen das natürliche Alter. Natürlich Alte pflegen je älter je geitziger und anhänglicher an die Welt zu werden. Und was macht dies das Sterben schwer! Wie leicht aber jenes?

5) **In der Sanftmuth** gegen Irrende und Schwache. Wenn jemand von einem Fehl übereilet wird, so helfen sie ihm wieder zurecht **mit sanftmüthigem Geiste** nach Gal. 6,1. [/65] Ja in der Sanftmuth gegen die feindselige Welt. Wie hitzig waren nicht Jakobus und Johannes, als die Samariter JEsu nicht wollten zur Herberge aufnehmen?²¹³ Sie wollten, daß Feuer vom Himmel auf sie fallen sollte. Luc. 9,54.

Sie waren aber noch in ihren geistlichen Kinder-Jahren – ließen sich indeß doch bald von JEsu zurecht weisen.²¹⁴

Allein, man höre sie mahl reden, da sie als Apostel nach dem Tode JEsu Männer in der Gnade geworden waren.

Jakobus schreibt Cap. 1,19-21: Darum lieben Brüder – ein jeglicher Mensch sey schnell zu hören; aber langsam zu reden und **langsam zum Zorn – denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist.** Darum so **leget ab alle Unsauberkeit und Bosheit.**

Johannes schreibt 1 Joh. 3. V. 11.12. Das ist die Botschaft, die wir von ihm gehöret haben, daß wir uns unter einander **lieben sollen, – nicht wie Cain, der** von dem Argen war und **erwürgete seinen Bruder.**²¹⁵

Das heißt recht: **der alte Wein ist milder.**

Und nun, liebe Freunde! dürfen wir auch den alten Simeon im Text nicht vergessen,²¹⁶ der gewiß ein Vater in der Gnade war. An seinem Bilde haben wir nun noch folgende Vater-Vorzüge zu bemerken. [/66]

Väter der Gnade zeichnen sich von allen andern aus

6) **im vesten Glauben an die Verheißungen Gottes** – bey langen Ausbleiben der Erfüllung derselben. **Simeon wartete auf den Trost Israels.** – Wie lange war derselbe schon ausgeblieben?

²¹¹ Vgl. Hiob 1,18-20.

²¹² Vgl. Hiob 1,5.

²¹³ Lk 9,52-54.

²¹⁴ Lk 9,55.

²¹⁵ Gen 4,1-16.

²¹⁶ Hartog kommt auf den zu Beginn verlesenen Predigttext Lk 2,25-32 zurück, s. oben, Edition S. 53f.

Aber er zweifelte so wenig an der Erfüllung der Verheißung – daß er sich vielmehr ausbat von Gott, daß er ihn so lange sollte leben lassen, bis er ihn sähe, und darauf war ihm denn die **Antwort** worden, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn den Christ des HErrn gesehen.

Und da er Ihn sahe, was gehört nicht für ein Glaube dazu, daß ein solch kleines Kind einer verachteten Galiläerin, nach der Weißagung Jesajas, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise des Volks Israel werden würde,²¹⁷ da es der Mutter an Vermögen und Gelegenheit fehlte, ihr Kind der dazu nöthigen Wissenschaften zu widmen. Da er aber von Joseph und Maria die Wunder bey seiner Geburt hörte, so glaubte er sich durch alle diese Schwierigkeiten durch – **denn Gott hats verheißten – Wahrlich er war ein Vater im Glauben** –[.]

Eben ein solcher Vater im Glauben war auch **Abraham** bey der so lang ausbleibenden Erfüllung der Verheißung von einem Sohne, in dem alle Geschlechter auf Erden sollten gesegnet werden.²¹⁸ Ich will Paulum davon reden lassen Röm 4,19-21: Er ward nicht schwach [/67] im Glauben, – sahe auch nicht an seinen eigenen Leib, welcher schon erstorben war, weil er schon fast hundert war – auch nicht den erstorbenen Leib der Sarah. Denn er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben; sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre. Er wußte aufs allergewisseste, daß, was Gott verheißet, das kann er auch thun. So schildert Paulus den großen unerschütterlichen Glauben Abrahams.

Heißt er nicht mit Recht der Vater aller Gläubigen? Möchten wir doch seine Glaubens-Kinder zu werden suchen!

O ihr Leide-tragende über die Sünde²¹⁹ – ihr euch selbst Richtende²²⁰ – ihr Verzagte²²¹ – ihr Suchende²²² – ihr nach Gerechtigkeit Hungernden und Durstende²²³ – ihr Betende²²⁴! Wenn ihr eine Verheißung in der Schrift findet, worin dieser euer Name steht, hanget euch an dieselbe mit eurem Glauben – spricht: ich glaube, HErr, hilf meinem (noch übrigen) Unglauben.²²⁵ Lernt, lernet immer besser glauben:

Gottes Wort bleibt ewig stehen!
Das, was Gott verheißten hat
Muß doch wahrlich in der That
Pünktlich in Erfüllung gehen.
Da ist vester Fuß zu fassen.

²¹⁷ Lk 2,32; vgl. Jes 42,6; 49,6.

²¹⁸ Gen 12,1-3; 15; 17,17-21.

²¹⁹ Vgl. Mt 5,4; 2 Kor 12,21.

²²⁰ Vgl. Mt 7,1; 1 Kor 11,31.

²²¹ Vgl. Sir 17,20; AddEst (Stücke zu Esther) 6,6; 2 Kor 1,8; 4,8.

²²² Vgl. Mt 7,7; 1 Kor 10,14; Gal 2,17; Kol 3,1.

²²³ Vgl. Mt, 5,6.

²²⁴ Vgl. Mt 6,5.13.

²²⁵ Mk 9,24.

Gott kann alles, dieses nicht,
Daß er das, was er verspricht,
sollte unerfüllt lassen.²²⁶

Väter in der Gnade zeichnen sich aus

7) **in allumfassender – allgemeiner** [/68] **und unparteischer Menschen-Liebe** als²²⁷ Simeon, der sich über das jüdische Vorurtheil aufgeschwungen, als wenn der Meßias nur für die Israeliten und nicht auch für die Heiden sey. Er lobte sogar den HErrn, daß er denselben bereitet habe **für alle Völker – ein Licht zu erleuchten die Heiden.**²²⁸ Er war darin weiter als die Jünger JEsu vor dem Tode ihres HErrn.

Väter in der Gnade schränken die Gnade Gottes nicht ein auf diese oder jene Nation – auf diese oder jene Religion, sondern wissen, daß wer Gott fürchtet und recht thut, **in allerley Volk**, ihm angenehm sey.

Sie zeichnen sich aus

8) **im Loben**, als²²⁹ der alte Simeon im Texte. Sie haben dem Lobe-Geiste einen Geschmack abgewonnen – denn sie haben viel Erfahrung von dem Reichthum der Güte – Geduld und Langmuth des HErrn in so viel tausend Wohlthaten – in so viel Erhörungen ihres Gebets – in so viel Aus- und Durchhülfen – besonders loben sie mit Simeon den Herrn, daß ihre Augen den Heiland gesehen²³⁰ und diesen ihren Seligmacher kennen gelernt haben. Sie sind dem Lobe-Himmel auch nahe, und loben sich gleichsam in denselben hinein.

Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den bloß natürlichen Alten, die insgemein voller Klagen sind. [/69]

Endlich sind die Väter in der Gnade dem alten Simeon auch ähnlich

9) **in der Sterbens-Freudigkeit.** Herr, nun lässest du deinen Diener bald in Frieden fahren, sprechen sie.²³¹

Sie sind der sündigen Welt müde, in welcher sie so manche bange Stunde gehabt haben. Dahingegen bloß natürlich Alte immer gern noch leben wollen in der Welt, an welche sie ihr Herz gehänget – wenn sie auch mit dem Munde das Gegentheil behaupten; die Welt möchte ihnen denn durch erstaunend viele Leiden verbittert werden. Dann ist es aber keine **Sterbe-Lust eines Simeons** – der da sagen konnte: HErr, nun lässest du **deinen Diener** im Friede fahren – denn dem Herrn haben sie nicht gedient, und können also nicht erwarten, daß sie hinkommen, wo dieser HErr ist. Auch keine Sterbens-Lust eines Pauli, der da sagen konnte: ich

²²⁶ Siehe Bogatzky, Schatz-Kästlein (wie Anm. 201), [Nr.] 132, 12. Juni. Für den Hinweis danke ich Herrn Pfarrer Thomas Struckmeier, Löhne.

²²⁷ Wie.

²²⁸ Lk 2,31-32.

²²⁹ Wie.

²³⁰ Vgl. Lk 2,30.

²³¹ Vgl. Lk 2,29.

habe Lust abzuschneiden und **bey Christo zu seyn**.²³² Denn aus JESu haben sie hier nicht viel gemacht in ihrem Leben.

Wenn wir nun alle diese Vorzüge des geistlichen Vater-Alters zusammen nehmen, so sehen wir leicht ein, daß es wenig Väter in der Gnade gibt. In der Bibel finden wir sie. Wir haben verschiedene namhaft gemacht – einen Abraham – einen Hiob – einen Tobias – wozu gewiß auch Moses – Samuel – David – Assaph²³³ und noch andere gehören, der Propheten nicht zu gedenken. [/70]

So finden wir in der Bibel auch Mütter der Gnade – die Sarah, jene Ehegattin des jungen Tobias²³⁴ – die da in ihren vielen Leiden gläubig ausrief: Das weiß ich fürwahr, daß, wer Gott dient, der wird nach der Anfechtung getröstet – aus der Trübsal erlöst und nach der Züchtigung findet er Gnade²³⁵ – und welche sich überhaupt in ihren schweren Leiden als keine gemeine Seele²³⁶ zeigte.

Die **Judith** – jene große Beterin und Glaubensheldin zu Bethulia.²³⁷

Im neuen Testament gehört hierher jene 84jährige Hanna²³⁸ – die, so alt sie war, nicht ermüdete, den Tempel-Berg zu besteigen – Gott dienete mit Fasten und Beten, und voll von dem zu erwartenden Messia redete zu allen, die auf die Erlösung Israels warteten, Luc. 2. v. 37.38.

Und wer wollte nicht auch **Mariam**, jene in der Stille tief gegründete Mutter JESu hierher zählen? Was muß die für einen Schatz gesammelt haben, da von ihr gerühmet wird, daß sie alle Worte in ihrem Herzen behalten und beweget, das heißt in der Stille durchgedacht habe? Solche Väter und Mütter hat es nun auch zu allen Zeiten gegeben – solche gibt's, Gott Lob! auch noch jetzt – obgleich wohl nicht so viel als in älteren Zeiten. Doch wer weiß, was der HERR noch im Verborgenen hat? [/71]

Daß es aber eben nicht viel solcher vorzüglich edlen Seelen gebe, wird besonders auch aus den Anmerkungen hervorgehen, so wir noch im 2ten Theile anzufügen versprochen haben.

Zweyter Theil.

1) Die Vaterschaft im Christenthume kommt nicht auf etwas Aeußeres an, sondern lediglich auf das Starkseyn am inwendigen Menschen.

²³² Phil 1,23.

²³³ S. oben Anm. 129.

²³⁴ Vgl. Tob 7,10-20.

²³⁵ Tob 3,22.

²³⁶ Allgemeine, gewöhnliche.

²³⁷ Zu Judith in Bethulia: Jdt 8,1ff. – Hartog spielt auf das „Gebet der Judith“ in Jdt 9 an und denkt vielleicht auch an „Der Judith Triumphlied“ in Jdt 16,1-21.

²³⁸ Lk 2,36-38.

a) Nicht auf die Anzahl der Jahre, die man schon in der Gnade gelebt hat;

b) noch weniger auf die Anzahl der natürlichen Jahre. Ein 80jähriger Greis kann erst ein Kind sein in der Gnade.

Jener Alte wurde gefragt: wie alt er wäre? Er antwortete: 2 Jahr – denn nur seit zwey Jahren hat er Gott gesucht.

c) Nicht auf Naturgaben – Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Die damit gezierte können oft nur Kinder seyn in der Gnade;

d) auch nicht auf viel Brauchbarkeit im Reich Gottes – auf große Gebets- und Erbauungs-Gabe in Gesellschaften. Dabey kann man an manchen Stücken des inwendigen Menschen schwach und weiter zurück seyn, als die, die dieser Gaben ermangeln.

2) **Nur nach und nach kommt man zur Vater-Stärke** nach allen Alters-Stufen. [/72] Gott handelt weislich, daß er uns nicht auf einmal vollkommen macht. Theils können wir auf einmal nicht alles fassen – theils lernen wir dadurch, was Gotte und was uns unsere Seelen-Errettung und Verneuerung nach dem Bilde Gottes koste – um alle diese theure Gaben und Wohlthaten hochzuschätzen und unsern geduldigen HERN zu lieben – theils werden wir dabey besser in der brüderlichen Liebe und Geduld geübet.

3) **Doch kann der eine früher, als der andere, dazu kommen** – nach dem Maaß der Gnade auf Gottes Seite; und nach dem Maaß der Treue auf des Menschen Seite.

Wie lief nicht der spät bekehrte Paulus den älteren Aposteln vor?

4) **Keiner kommt leicht dazu ohne mancherley Leiden** – gleichwie keiner ein Kriegsheld wird, ohne erst viele Strapazen durchgestanden und ohne erst in vielen Schlachten Tapferkeit bewiesen zu haben. Alle in der Schrift vorkommende Väter sind durch viel Leiden und Versuchungen gegangen.

Man zählet zehn Versuchungen, die Abraham und nicht alle mit gleicher Stärke bestanden, ehe er zu der Ehre eines Vaters der Gläubigen hinaufsteigen konnte. Ich sage: **nicht mit gleicher Stärke** – denn oft zeigte er sich schwach genug.

Welcher Kriegs-Held aber verliert wol [/73] nicht eine Schlacht? Wer versieht nicht dabey oft etwas?

Dies führt uns auf eine neue Anmerkung.

5) **Selbst die Väter sind nicht ohne Fehler und Gebrechen.**

Es ist keiner von den obengenannten in der Bibel vorkommenden Vätern, von dem nicht die Schrift offenherzig Fehler aufgezeichnet hat. Das erhielt diese Väter in der Demuth und Hochschätzung der Gnade und Geduld Gottes, und erweckte sie zu neuer Vorsichtigkeit und neuem Ernst. Und aufgezeichnet sind sie uns **nicht zur Nachfolge**, wie dann die Weltkinder zur Beschönigung mancher Sünden davon entlehnen wollen,

sondern **zur Warnung; ja** uns fehlerhaften Menschen auch **zum Trost** – wenn wir mit ihnen gleichen redlichen Sinn und gleiche Reue haben.

Lutherus sagt mal: Die Fehler der Heiligen sind mir mehr Trost, als ihre großen Thaten.²³⁹

Dies giebt uns zu noch einer Anmerkung Veranlassung.

6) **Die Gränzlinien zwischen dem dreifachen Alter laufen oft sehr ineinander, und sind nicht immer genau zu bestim[m]en.** Gott kann oft einem Kinde in diesem und jenen Stücke eine Mannes-Kraft geben, wenn ers für sein Reich brauchen will. [/74]

Was gab er dem Paulo, da er kaum bekehrt war, für Licht und Kraft zur Verkündigung des eben angenommenen Evangelii?

Und so kann umgekehrt bey den Vätern manchen Kindes-Schwachheit unterlaufen. In manchen Stücken kann jemand ein gesetzter Mann und in andern ein Kind seyn. Auch ist man sich nicht zu allen Zeiten gleich.

Bald wollte David mit Gott – wie er sich ausdrückt, über die Mauer springen 2 Sam. 22, 30.²⁴⁰ Bald fürchtete er sich vor Gott, daß ihm die Haut schaudert. Ps. 119. v. 120.

Die angegebenen Kerntzeichen eines jeden Alters sind also nur im Allgemeinen und Gewöhnlichen zu verstehen. Nun wollen wir noch eine wichtige Anmerkung anfügen.

7) **Das ist ein glückliches leibliches Alter, wenn es mit dem Gnaden-Alter zugleich gekrönt ist.** Dies war der Fall bei Simeon. Das Alter ist an ihm selber eine Krankheit. Seelen- und Leibes-Kräfte nehmen ab – die äußern Sinne werden stumpfer – Essen – Trinken und Schlafen vergeht, oder bekommt nicht – der alten Freunde werden immer weniger – die zerbrechliche Hütte kracht an allen Ecken – der Tod, und wer weiß, welcher schmerzhaftige Tod, ist nahe vor der Tür, und dann geht die graue Ewigkeit an, so von keinem Ende weiß. [/75]

Wohl dem nun, der beym Abgange leiblicher Speise Ersatz hat an der geistlichen – dem Worte Gottes: beym Abgange der leiblichen Ruhe – Ersatz hat an der geistlichen Seelen-Ruhe in dem Frieden Gottes – der in schlaflosen Nächten vertrauten Umgang mit Gott hat; beym Abgange ebenalter²⁴¹ Freunde in der Welt Ersatz hat an seinem besten ewig bleibenden Seelen-Freunde; beym Abgange leiblicher Kräfte den Trost hat, die vorigen im Dienste des HERRn zugebracht zu haben, und sich, wie

²³⁹ Ein gleichlautendes Zitat konnte (bisher) nicht gefunden werden. Der Sache nach stimmt der Satz allerdings mit Luthers Denken überein; vgl. in der Auslegung Luther zu Jona 1,3 (Jona flieht vor Gott): „So ist das nu auch uns eyn grosser trost, das wir sehen, wie auch die aller grössigsten, trefflichsten heyligen so gröblich sundigen widder Gott, und nicht wyr alleyne arme, elende sunder sind, sondern sie auch menschen gewest ...“ Der Prophet Jona ausgelegt (1526), WA 19,199,22-24. Ich danke Herrn Prof. Dr. Manfred Schulze, Tübingen, für diesen Hinweis.

²⁴⁰ Vgl. auch Ps 18,30.

²⁴¹ Gleich alter, gleichaltriger; vgl. „ebenalt“, in: DWb 3 (1862), Sp. 13.

Simeon, einen Diener des HErren nennen zu dürfen – sich den Tod als ein Hinfahren im Frieden vorstellen kann, und endlich beym Abgange des leiblichen Lebens überschwänglichen Ersatz hoffet in einem ewigen unvergänglichen Leben, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen²⁴² zur Rechten Gottes ewig zu genießen²⁴³ sein wird.

Und dies ist das Glück der Väter in der Gnade schon diesseits des Grabes.

O nützet, ihr Alten, denn noch der jungen Welt mit euren Erfahrungen. Kommet her, Kinder, lassets heißen: Höret mir zu – ich will euch die Furcht des HErren lehren. Ps. 34,12. Kommet her, höret zu alle, die ihr Gott fürchtet – ich will euch erzählen, was der Her an meiner Seele gethan hat. Ps. 66,16.

Zügelt euer Heimweh noch, wenn ihr se-[/76]het, daß ihr noch als geistliche Väter Kinder zeugen, und solche mitnehmen könnt zum Himmel.

Ach aber, ihr Alten ohne Gnade! Wie trostlos seydt ihr in euren kümmerlichen Tagen! Ihr möchtet gern der Welt noch genießen und euer Alter und Schwachheit hindert euch. Ihr möchtet gern der Welt noch genießen, und ihr müßt davon – bald davon, und alle eure Götzen in derselben[,] und habt weiter keinen Gott. Ihr möchtet gern wieder jung werden zum Genuß der Welt, und ihr werdet sichtbar und fühlbar älter und reifer zum Tode.

Ach wie unglücklich seydt ihr, wenn ihr gar an den Sünden der Welt noch Wohlgefallen haben und bezeugen, wenn ihr eure Jugendsünden noch mit Vergnügen erzählen und dadurch Ärgernis, besonders an der Jugend, stiften könnt, die noch nach eurem Tode fortwirket zu eurer schweren Verantwortung und Verdammnis.

Wie unglücklich seydt ihr, wenn ihr zu manchen Sünden noch nicht zu alt geworden zu seyn scheint – wenn ihr noch fluchen – zanken – und wüthen könnt (ach! daß keiner hier wäre, der sich hierbey getroffen fühlen müßte), wenn ihr noch lügen und trügen²⁴⁴ könnt.

Wie unglücklich, da ihr dem Grabe – zu welchem ihr euch schon bücket, so nahe seydt. [/77] Wenn die Blätter auf den Bäumen gelb werden, so fallen sie bald ab. Wenn die Häupter grau werden, so fallen sie bald ins Grab.

²⁴² Vgl. Paul Gerhardt: „Freude die Fülle und selige Stille wird mich erwarten im himmlischen Garten; dahin sind meine Gedanken gerich’t.“ Str. 12 des Liedes „Die güldne Sonne voll Freud und Wonne“, hier zitiert nach EG 449.

²⁴³ Die Formulierung „zur Rechten Gottes ewig zu genießen“ erinnert an das „frui Deo“ bei Augustin, vgl. Lorenz, R[...]: [Art.] Augustin II: Theologie, in: RGG³ 1 (1957), Sp. 743-748, hier Sp. 743f.; Schindler, Alfred: [Art.] Augustin/Augustinismus I: Augustin, in: TRE 4 (1979), S. 646-698, hier S. 667.

²⁴⁴ Zur Formulierung „lügen und trügen“ vgl. Luthers Erklärung zum 2. Gebot im Kleinen Katechismus: „[...] bei Gottes Namen nicht fluchen, schwören, zaubern, lügen oder trügen“.

Ach, ihr grauen Häupter, erschrecket doch. Eure Lebens-Zeit ist dahin – ihr stehet an den Pforten der Ewigkeit – ihr sollt bald hintreten vor den Richter-Stuhl eines allwissenden und gerechten Richters. Ihr sollt Rechenschaft geben von allen Stunden – Tagen – Wochen und Jähren eures Lebens – von allen euren Gedanken, Worten und Werken²⁴⁵ – von allen Ermahnungen, die euch gegeben worden – von allen Predigten, die ihr gehöret – auch von allem Guten, das ihr unterlassen habt.

Ist dann keine Gnade mehr? Ach daß ihr heilsverlegen so fragen möchtet! Ach daß ihr mit jenen Zuhörern Petri – verwundeten Herzens – fragen möchtet: Was sollen wir thun, daß wir noch gerettet und selig werden?²⁴⁶ Wenn das wäre, so wollte ich euch aus Jes. 55. v. 6.7. zurufen: Suchet den HERN, weil er zu finden ist – ruft ihn an, weil er nahe ist – der Gottlose lasse von seinem Wege und der Übelthäter seine Gedanken und bekehre sich zum Herrn; so wird er sich seiner Erbarmen und zu unserm Gott – denn bey ihm ist viel Vergebung.²⁴⁷ O verachtet diese große Gnade nicht, die euch noch im Alter angeboten wird. [/78]

Ein alter Baum läßt sich wohl schwerlich beugen. Aber hier ist ein allmächtiger und gern rettender Gott, der euch noch ruft. Ruft ihn an um Veränderung des Herzens – um tiefe Reue über eure viele und große Sünden und über eure lange Versäumnisse – ruft ihn an um Vergebung derselben – ruft ihn an um noch einige Verlängerung eures Lebens, daß ihr nebst andern noch Proben einer wahren Sinnes-Änderung an euch gewahr werden – daß ihr noch manches Ärgernis abthun – noch andere zum Guten ermahnen und an eurem Exempel warnen könnt.

Es wäre doch noch wohl der Mühe werth, als ein Brand²⁴⁸ aus dem Feuer gerissen zu werden.

Nun wo sitzt denn hier in der Kirche ein Greis oder auch ein jüngerer Sünder, der aber eben so reif zum Tode und eben so unreif zur Seligkeit

²⁴⁵ Die Trias von „Gedanken, Worten und Werken“ ist auch heute noch in Gesangbüchern und Agenden für die öffentlichen Gottesdienste auffindbar als ziemlich fester Bestandteil eines Sündenbekenntnisses, wie es in Herford von den Konfirmanden zu ihrer Zeit auch bei G. E. Hartog gewiss gelernt werden musste nach dem sogenannten „Herforder Katechismus“, Frage 595: „Mit welchen Worten soll man beichten?“ Dort werden zwei Textformen angeboten in der Ausgabe: Der Kleine Katechismus D. Martin Luthers samt einer kurzen Anleitung zu besserem Verständnis desselben. In gewisse Fragen und Antworten gestellt von den gesamten evangelischen Predigern zu Herford. Zusammengestellt Anno 1690. Nach Beschlüssen der Westf. Prov.-Synode mit Bibelsprüchen vermehrt und mit einem Anhang über die Unterscheidungslehren versehen. Bielefeld 1954, S. 160.

²⁴⁶ Vgl. Joh 6,28; Lk 3,10; Apg 2,37.

²⁴⁷ Jes 55,6,7 wird wörtlich aus der Übersetzung Luthers von 1545 zitiert. Dies ist wichtig, weil mit der Übersetzung in V. 6 „weil er zu finden ist“ eine grundlegend gültige Aussage gemacht wird. Die spätere Übersetzung „solange er zu finden ist“ deutet mit „solange“ an, dass die Möglichkeit des Findens begrenzt sein kann.

²⁴⁸ Brennendes oder glimmendes Holzscheid; vgl. DWb 2 (1860), Sp. 294: „das brennende stück oder scheid, ein glimmender, flammender halbverkohelter, gelöschter brand, löschbrand“.

Christof Windhorst

ist, der sich jetzt, da er dies hört, redlich entschließet – anzurufen – sich zu bekehren und noch retten zu lassen? Es wird dir, o Seele! gelingen, wenn du damit fortfährst. Ach der HErr ergreife euch alle – alt und jung, und bringe euch zur Bekehrung und Seligkeit. Der HErr erwecke noch viele bey dieser neuen Erweckungszeit. Ich bin alt und gehe bald von euch. O daß ich noch viele von euch möchte mit bekommen zum Thron der Herrlichkeit meines JESu. Amen. Amen.

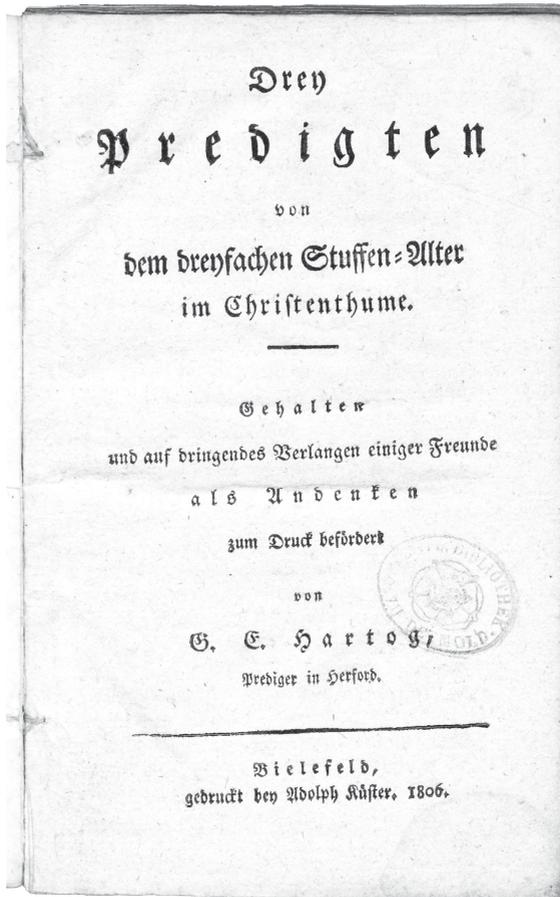


Abb. 1: Titelblatt

Ulrike Winkler

**„Ob es ein Abschiedsgruß für immer ist,
steht in Gottes Hand.“**

**Kriegserleben und Kriegserfahrung der Familie Brünger
1914–1919**

1. Einleitung

Am Ende seines 1924 erschienenen Buches „Der Zauberberg“ entlässt Thomas Mann (1875–1955) seinen Hauptprotagonisten Hans Castorp in das „Weltfest des Todes“, womit der Literaturnobelpreisträger wenig verklausuliert auf den Ersten Weltkrieg anspielt. Für Castorp, der seinen Vater Joachim Ziemßen nur kurz auf dem Berghof, einem Sanatorium für Lungenkranke, hatte besuchen wollen und letztlich sieben Jahre „bei denen da oben“ blieb, bedeutete der Kriegsbeginn das immer heftiger herbeigesehnte Ende der Passivität, der Langeweile, der Gereiztheit, des Stumpfsinns und nicht zuletzt die Befreiung von einer „namenlosen“ Ungeduld. Diese Gefühle entwickeln sich im Roman langsam und unmerklich, bis sie immer drängender, diffuser und beängstigender werden und vom Personal des Romans weder mit dem Legen von Patiencen, halbherzig betriebenen Liebeleien, unmäßigem Alkoholkonsum, dem unablässigen Abspielen von Schallplatten und dem Abfeiern spiritistischer Sitzungen in geordnete Bahnen gelenkt, geschweige denn gebändigt werden können. Patienten und Patientinnen, aber auch Ärzte und Schwestern finden sich, wie Mann schreibt, allesamt auf einer „Streckfolter“ der Nervenschwäche, zeitgenössisch „Neurasthenie“ genannt, vereint.¹ Der Donner Schlag des Krieges erlöst das internationale Publikum auf dem „Zauberberg“ und lässt es erleichtert und – für uns heute nicht mehr nachvollziehbar – hoffnungsfroh in seine jeweiligen Heimatländer zurückkehren. Auch Hans Castorp kehrt der Heilanstalt den Rücken, er aber zieht in den Krieg, ein Lied aus Franz Schuberts (1797–1828) „Winterreise“ auf den Lippen. Ob Castorp auf Frankreichs Schlachtfeldern überleben wird, lässt der Autor offen.

Seinen weltberühmten Roman begann Thomas Mann 1913, im letzten Friedensjahr.² Wie bei den Bewohnern des fiktiven „Zauberbergs“ waren

¹ Hierzu immer noch luzide: Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

² Eine fulminante und anregende Zusammenschau künstlerischer, literarischer, gesellschaftlicher, wissenschaftlicher, technischer und politischer Ereignisse des letzten Friedensjahres bietet Illies, Florian: 1913: Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt (Main) 2012.

in dieser Zeit auch die Nerven ganz Europas angespannt. Vor allem im Deutschen Reich herrschte ein Gefühl der Ungewissheit über das weitere Schicksal. Außenpolitisch währte man sich von England, Russland und Frankreich „eingekreist“.³ Nur ein militärischer Befreiungsschlag schien das Deutsche Reich aus seiner isolierten geopolitischen Lage „erlösen“ zu können. Tatsächlich aber ging es um die Sicherung und den Hinzugewinn von territorialen und damit politischen und wirtschaftlichen Interessensphären, sowohl in Europa als auch in Übersee, die mit wirtschaftlichen und diplomatischen Methoden vergeblich angestrebt worden waren. Mit dem Waffengang wurden jedoch noch andere Hoffnungen verknüpft. Sowohl bürgerlich-intellektuelle als auch christliche Kreise hegten die Erwartung auf eine Einigung der unter sozialen und politischen Spannungen leidenden deutschen Gesellschaft. Für viele Deutsche war der Krieg eine willkommene Unterbrechung des Trosts des Vorkriegsalltags, ein Ausbruch aus der Saturiertheit einer langen Periode des Friedens und der Beständigkeit, die man zunehmend mit Missmut und Langeweile betrachtete hatte.

Es war vor allem der Mehrheitsprotestantismus, der sich von der großen Schlacht der Völker eine kathartische Wirkung und eine Wiederbelebung des christlichen Glaubens versprach.

„Man feierte den Krieg, der alles Unechte, Oberflächliche und Falsche hinwegfegte, als den großen Erzieher und Führer zu den Wahrheiten christlichen Glaubens“,⁴ wie der Kirchenhistoriker Martin Greschat (1934–2017) einmal treffend schrieb.

Im Folgenden soll es um die Erlebnisse und Erfahrungen einer westfälischen Familie im Ersten Weltkrieg gehen.⁵ Im Mittelpunkt stehen Pastor Theodor Brünger (1874–1951),⁶ seit 1913 Vorsteher der „Westfälischen Evangelischen Blödenanstalt Wittekindshof“ in Volmerdingsen bei Bad

³ Für eine kurze Darstellung des Ersten Weltkriegs (auch aus protestantischer Sicht), vgl. Winkler, Ulrike: Männliche Diakonie im Zweiten Weltkrieg. Kriegerleben und Kriegererfahrung der Kreuzbacher Bruderschaft Paulinum von 1939 bis 1945 im Spiegel ihrer Feldpostbriefe, München 2007, S. 28–44. Dort auch zahlreiche Literaturverweise.

⁴ Greschat, Martin: Krieg und Kriegsbereitschaft im deutschen Protestantismus, in: Kaiser, Jochen-Christoph/Greschat, Martin: Protestanten in der Zeit. Kirche und Gesellschaft in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Stuttgart/Berlin/Köln 1994, S. 65. Hierzu grundsätzlich auch: Winkler, Diakonie (wie Anm. 3).

⁵ Vgl. auch Rottschäfer, Ulrich (Hg.): „Wir denken an Euch.“ Feldbriefe eines ravensbergischen „Heimatpastors“ im Ersten Weltkrieg (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 37), Bielefeld 2011.

⁶ Zu Theodor Brünger vgl. Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 64, Nr. 823. Er war ein Sohn von Pastor Wilhelm Brünger (1832–1911), von 1870 bis 1909 Pastor in Exter (a.a.O., S. 64, Nr. 821), und seiner Frau, der Gutsbesitzertochter Pauline Brünger, geb. Meier (1852–1922).

Oeynhausens,⁷ seine Ehefrau Anna Brünger (1882–1962), geb. Müller,⁸ sowie die Geschwister, Schwäger und Schwägerinnen der beiden Eheleute.⁹ Wie stand die Familie Brünger zum Kriegsbeginn? Welche Gedanken und Gefühle bewegten die Familienmitglieder? Der Erste Weltkrieg sollte nicht – wie von Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) angekündigt – mit einem raschen deutschen Sieg entschieden sein, im Gegenteil. Wie ging die Familie Brünger mit diesem „Moratorium des Alltags“ (Odo Marquard), dessen Ende sie nicht kannte, um? Wie gestaltete sie ihren Alltag im Krieg? Schaffte sie es, eine gewisse Normalität zu leben? Welche Bedeutung besaß in diesem Zusammenhang ihr christlicher Hintergrund? Nach und nach wurden die wehrpflichtigen Männer der Familien Brünger und Müller zum Wehrdienst eingezogen. Mit welchen Gedanken und Gefühlen bestiegen sie die Züge an die Front? Welchen Sinn verliehen sie ihrer Kriegsteilnahme? Je länger der Krieg dauerte, umso häufiger wurde die Familie Brünger mit dem Tod konfrontiert. Im März 1915 betrauerte die Familie den Tod Heinrich Stoevesandts – seine Frau Maria (1882–1958) war eine Schwester Theodor Brüngers. Bald darauf fiel Karl Müller, ein Bruder Anna Brüngers. Ihm folgte Theodor Brüngers jüngster Bruder Friedel (* 1895) im April 1918. An den Folgen des Krieges verstarb Walther, der zweite von drei Brüdern Anna Brüngers. Waren diese Männer, die in ihren zwanziger und dreißiger Lebensjahren standen, in der Wahrnehmung ihrer Hinterbliebenen den „Heldentod“ gestorben?

Das Schlachtfeld war ein Ort, auf dem während des Ersten Weltkrieges in großer Zahl gestorben wurde. Aber auch Psychiatrien und Heil- und Pflegeanstalten für Menschen mit geistiger Behinderung waren in dieser Zeit häufig Orte großen Sterbens.¹⁰ Zu einem Schauplatz des Todes wurde auch der Wittekindshof, wo dutzende Männer, Frauen und Kinder an den Folgen von Unterernährung, Schwäche und Krankheiten zugrunde gingen. Wie konnte dies geschehen? Berichtete Anstaltsleiter Theodor

⁷ Vgl. Schmuhl, Hans-Walter/Winkler, Ulrike: „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012 (= Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 21), Bielefeld 2012. Zur Berufung Theodor Brüngers auf den Wittekindshof s. a.a.O., S. 123f.

⁸ Sie war eine Tochter des Gymnasialprofessors Karl Müller (1848–1931) vom Evangelisch-Stiftischen Gymnasium in Gütersloh und seiner Frau, der Pastorentochter Elisabeth Müller, geb. Tiemann (1855–1918). Ihr Vater war Wilhelm Tiemann, (1822–1902), von 1865 bis 1884 Pfarrer in Dornberg bei Bielefeld. Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 6), S. 510, Nr. 6327.

⁹ Theodor Brünger hatte fünf Brüder (von denen einer als Kleinkind starb) und sieben Schwestern (von denen zwei im Kleinkindalter starben). Anna Brünger hatte drei Brüder.

¹⁰ Immer noch grundlegend: Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg 1998. Für den Bereich Westfalens siehe: Kerstin, Franz-Werner/Schmuhl, Hans-Walter (Hgg.): Quellen zur Geschichte der Anstaltspsychiatrie in Westfalen, Bd. 2: 1914–1955, Paderborn 2004.

Brünger in seinen Briefen über das Schicksal der ihm anvertrauten Menschen? Und wenn ja, wen zog er ins Vertrauen?

Eine zeitweise Anstaltsbewohnerin gab es auch in der Familie Brünger. Im ersten Kriegsjahr wird Sophie (1887–1917), die zweitjüngste Schwester Theodor Brüngers, zum zweiten Mal in die Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische „Bethel“ bei Bielefeld eingewiesen. In den Briefen ihrer Angehörigen irrlichtert das „arme Sophiechen“, wie sie genannt wird, als weitere Last im ohnehin beschwerlichen Kriegsalltag herum. Ein Blick in ihre Krankenakte zeigt hingegen eine junge Frau, die nicht nur Anteil am Wohl und Wehe ihrer Angehörigen nahm, sondern sehr genau wusste, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Ihrem Schicksal soll ebenfalls nachgegangen werden.

Ein Blick auf die familiäre Verarbeitung der deutschen Niederlage beschließt diesen Beitrag.

2. Quellen und Methoden

Grundlage der folgenden Darstellung ist ein Quellenkonvolut, das zur Vorbereitung eines Symposiums über Theodor Brünger, das am 17. Juni 2017 auf dem Wittekindshof stattfand, von der Familie Brünger zur Verfügung gestellt wurde. Dieser ungeordnete Bestand umfasst insgesamt etwa 2.000 Dokumente, darunter mehrere hundert Briefe und Postkarten aus den Jahren von 1911 bis 1928. Das Konvolut, einige hundert Briefe, birgt eine gewisse Unwucht hinsichtlich der Anzahl der Schriftstücke und deren zeitlicher Streuung. So datieren die meisten Briefe aus den Jahren von 1914 bis 1916/1917, für die anderen Jahre ist die Überlieferung ungleich dürftiger. Dies kann zwei Gründe haben: Entweder es gibt – aus welchen Gründen auch immer – Überlieferungslücken, oder das Bedürfnis nach gegenseitigem Halt und der Wunsch nach einer Verfestigung familiärer Bindungen war in den ersten drei Kriegsjahren ausgeprägter.

Diese These führt geradewegs zu der Frage nach der Funktion von schriftlicher Korrespondenz in Zeiten des Krieges.¹¹ Krieg suspendiert den bis dahin gelebten Alltag, zugleich entwickeln die Menschen aber auch einen neuen Alltag. Für den Soldaten werden das Warten auf den Einsatz, der Befehlsempfang, Angriffe und Rückzüge, der Bau von Unterkünften und das „Quartiermachen“, Verwundungen und schließlich der Tod zu Alltäglichkeiten, zur Normalität. Für die Daheimgebliebenen bleiben zunächst viele Alltagsroutinen erhalten, aber mit zunehmender Kriegsdauer wachsen die Unwägbarkeiten und die Unsicherheiten, etwa das Warten auf Nachrichten von der Front oder das Versorgungsproblem. Hinzu kam die ständige Sorge um die Väter, Ehemänner und Brüder an

¹¹ Die folgenden Ausführungen nach Winkler, *Diakonie* (wie Anm. 3), S. 91-109.

der Front. Der Einzelne unterliegt mithin dem Zwang, sich ständig auf unvorhergesehene und nicht selten existentielle Situationen einstellen zu müssen, auf die er zudem wenig oder gar keinen Einfluss besitzt. Zwei Welten standen nun einander gegenüber, eine fremde – die Front – und eine bekannte, aber immer fremder werdende – die Heimat. Wollte man einander nicht verlieren, so musste eine Brücke geschaffen werden. Briefe, Päckchen und Karten mussten nun die persönliche Begegnung ersetzen – ein für Störungen anfälliges und äußerst brüchiges Band.

Rund 28,7 Milliarden Feldpostsendungen gingen während des Ersten Weltkrieges zwischen Heimat und Front hin und her. Die Frequenz des Briefverkehrs im Reichsinneren dürfte wohl deutlich unter dieser Anzahl gelegen haben, war aber wohl immer noch sehr hoch. Allen kriegführenden Staaten war die Beförderung der Briefe und Päckchen ihrer Bürger ein wichtiges Anliegen – man wusste um deren psychologische Bedeutung. Zugleich aber verhängten sie Zensurvorschriften für die Zivil- und selbstredend auch für die militärische Post und verhinderten damit Auskünfte zu Fragen, etwa zum Aufenthaltsort oder zu den Umständen an der Front. Die Briefeschreiber wussten natürlich um diese Zensurvorschriften und hielten sich an diese – wie zum Beispiel Walther Müller, Anna Brüngers Bruder, der am 13. August 1914 aus Metz schrieb: „Hier ist es sehr interessant, doch muss man mit Mitteilungen vorsichtig sein, da verfängliche Karten von der Beförderung ausgeschlossen sind.“ Friedel Brünger und Fritz Stricker (1881–1919) – er war mit Theodor Brüngers Schwester Magdalene (* 1884) verheiratet – teilten nie mit, wo in Frankreich sie gerade eingesetzt waren. Neben das Datum setzten sie lediglich „Westen“.¹² Oder – wie Konrad Müller (1886–1981), der jüngere Bruder Anna Brüngers – trocken-nüchtern: „7. November 1916. Schützengraben“.¹³

Nicht nur provoziert durch diese „äußere Zensur“ traten – wie im Übrigen in jeder Kommunikationsgemeinschaft – Konzessionen hinzu, die der Person der Adressaten, ihrer beruflichen Stellung und ihrer Bedeutung im Leben des Absenders gemacht wurden. Mit anderen Worten: Manche Themen wie zum Beispiel das Töten an der Front wurden gegenüber den Angehörigen nicht oder nur verklausuliert erwähnt. So kann man zum Beispiel in den Briefen Friedel Brüngers an seinen Bruder Theodor lesen, dass seine „Arbeit“ „sehr interessant“¹⁴ sei. Das Wort „Arbeit“ für den Dienst im Krieg war im Übrigen nicht ungewöhnlich. In vielen Feldpostbriefen finden sich Parallelen bzw. Ähnlichkeiten zwischen Soldaten und Arbeitern, waren doch Disziplin, anhaltende monotone Tätigkeiten, die Weisungsgewalt des Vorgesetzten und die Befolgungspflicht

¹² Friedel Brünger an Theodor Brünger, 15. Dezember 1915. Fritz Stricker an Theodor Brünger, 8. Januar 1917.

¹³ Konrad Müller an Anna und Theodor Brünger, 7. November 1916.

¹⁴ Friedel Brünger an Theodor Brünger, 8. September 1916.

des Untergebenen beiden „Berufsgruppen“ gemein. Hinzu kam, dass eine gelungene militärische Aktion – die ja de facto das Töten von Menschen bedeutete – als „gute Arbeit“ gewertet werden konnte. Gewaltanwendung ließ sich also als Arbeit begreifen und damit als sinnvoll, zumindest als notwendig und unvermeidbar erfahren. „Kriegsarbeit“ wurde so – wie jede andere Arbeit auch – einfach zur „Arbeit“, über die man nichts Näheres mitteilte, deren Inhalt man also der Phantasie des Empfängers überließ. Auch die eigene Todesangst tabuisierten viele Soldaten, sie ließen sie im Vagen. „Man weiß ja auch nicht, wie lange es noch sein kann“,¹⁵ deutete Konrad Müller seine Sorgen im November 1916 in einem Brief an Anna und Theodor Brünger lediglich an.

Da es in dem zur Verfügung gestellten Konvolut keine Gegenüberlieferung gibt, war es nicht möglich, ein Briefgespräch zu rekonstruieren. Nur wenn sich der Schreiber ausdrücklich auf einen zuvor empfangenen Brief bezog, konnte dies in Ansätzen erfolgen. Vorliegend werden die Deutungs- und Verarbeitungsbemühungen der damals Involvierten im Mittelpunkt stehen, es geht also darum, das geschichtlich-objektive Kriegsgeschehen um eine subjektive „Innenperspektive“, hier der Familie Brünger und ihrer Angehörigen, zu bereichern. Diese Innenperspektive setzt sich – folgt man den Erkenntnissen der Wissenssoziologie – aus Erlebnissen und Erfahrungen des Individuums zusammen.¹⁶ Beide Worte werden umgangssprachlich meistens synonym verwandt, was ihrem jeweiligen Bedeutungsinhalt einerseits nicht gerecht wird und andererseits das wissenschaftliche Anliegen des Symposiums verwässern würde. Was wird vorliegend unter einem Erlebnis verstanden? Auf den Menschen strömt ständig eine Fülle äußerer und innerer Eindrücke ein. Um sich nicht in der Masse dieser zum Teil diffusen Impressionen zu verlieren, bedenkt der Mensch sie entweder mit Aufmerksamkeit oder er ignoriert sie. Mit anderen Worten: Er unterscheidet bewusst oder unbewusst zwischen wichtigen und unwichtigen Ereignissen. Mit dieser Auswahl ist die erste Voraussetzung geschaffen, die Impressionen mit Sinn zu versehen: sie sind zu Erlebnissen geworden. Nun harret das Erlebnis der Interpretation und der Sinngebung, um in der Wirklichkeit des Individuums einen akzeptablen Platz zu finden. Gelingt es also, einem Erlebnis eine plausible

¹⁵ Konrad Müller an Anna und Theodor Brünger, 7. November 1916.

¹⁶ Die folgenden Überlegungen nach: Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (MGM), Nr. 56/1997, S. 1-30; Latzel, Klaus: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserleben – Kriegserfahrung 1939–1945, Paderborn 1998; Latzel, Klaus: Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: Werkstatt Geschichte Nr. 22/1999, S. 7-23; sowie Humburg, Martin: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachts-soldaten aus der Sowjetunion 1941–1944, Wiesbaden 1998.

Bedeutung zuzuschreiben, wird das Erlebnis im Verständnis des Betroffenen also „sinnvoll“, so ist von Erfahrung zu sprechen.

Wie aber werden Erlebnisse zu Erfahrungen? Wie werden Erfahrungen „gemacht“? Die Instrumente für seinen Sinnbildungsprozess findet das Individuum in seinem „sozialen Wissen“. Kurz gefasst kann man sagen, dass das „soziale Wissen“ all das enthält, was dem Menschen helfen kann, sein tägliches Leben zu meistern. Es besteht zum größten Teil aus Routinewissen und praktischen Handlungsweisen, beinhaltet aber auch Urteile und Vorurteile, Normen und Wertmaßstäbe, Überzeugungen und Glaubensinhalte, die als Deutungs- und Sinnmuster auch für die großen Fragen des Lebens und Sterbens Orientierung bieten sollen. Dabei ist das „soziale Wissen“ nicht die Privatsache eines Individuums, sondern es ist ein soziokulturelles Produkt, welches sich aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat der jeweiligen Zeit speist. So gehörte es seinerzeit etwa zum „sozialen Wissen“ eines Protestanten, sowohl Gott als auch dem Kaiser und dessen Politik gehorsam zu dienen. Was für einen christlichen Soldaten selbstverständlich bedeutete, in den Krieg zu ziehen, auch wenn er genau wusste, dass er gegen das 6. Gebot [reformierter Zählung] verstoßen würde.

Da das „soziale Wissen“ eines Menschen in seiner Sprache gespeichert ist, kann man diesem gut auf die Spur kommen. Zum Beispiel sind die Briefe von Soldaten des Ersten, mehr aber noch des Zweiten Weltkrieges voll von Bemerkungen über die Länder und die Menschen, die sie überfallen haben. Vor allem die Wohnverhältnisse wurden ausführlich beschrieben. Führt man sich nun vor Augen, dass sich an einer russischen Kate kein Hinweis befand, ob sie als „Hundehütte“ oder als „Bauernhäuschen“ bezeichnet werden wollte, dann wird deutlich, dass es der Briefeschreiber war, der vor dem Hintergrund seines „sozialen Wissens“ darüber entschied, wie er etwas Vorgefundenes sah und beschrieb.

Ein Letztes: Die Schreiberinnen und Schreiber waren sich nicht darüber im Klaren, dass ihre Briefe einmal zu Quellen und zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen anlässlich eines Familientreffens fast einhundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges würden; sie sind daher wohl weitgehend frei von Bedenken, was die Nachwelt einmal über ihre Mitteilungen denken würde. Mit anderen Worten: Theodor und Anna Brünger, Konrad Müller, Magdalene Stricker, Sophie Brünger und all die anderen, über deren Briefe wir uns heute beugen, haben nicht für uns geschrieben.

3. Haltungen zum Krieg

Das Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger und dessen Frau in Sarajevo am 28. Juni 1914 löste den Bündnisfall mit Österreich

aus. Am 1. August 1914 erklärte das Deutsche Reich Russland den Krieg, zwei Tage später Frankreich. Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich war groß, auch bei einigen Mitgliedern der Familie Brünger. Theodor Brünger wollte sich sogar sofort mit Kriegsbeginn als Feldgeistlicher an die Front melden. Diese Pläne riefen bei seinem Schwiegervater eine interessante Reaktion hervor. Karl Müller sorgte sich nämlich mehr um die Zukunft der Bewohner und Bewohnerinnen des Wittekindshofes als um seine Tochter und seine vier Enkeltöchter, von denen die jüngste, Martha (1914–2000), gerade einmal vierzehn Tage alt war. Am 2. August 1914 schrieb Karl Müller an Theodor: „Kannst du denn aus deiner Arbeit fort? Die Sorge für deine eigene Familie könnten die anderen ja vielleicht [...] abnehmen. Aber was wird aus der großen Familie der Blöden?“¹⁷ Bedrückt über den bevorstehenden Krieg zeigte sich Annas Mutter, die sich um ihre wehrpflichtigen Söhne sorgte und Anna und Theodor Brünger am 1. August 1914 schrieb: „Die Nachrichten werden immer bedrückender[,] und wir sind natürlich alle in ganz trauriger Stimmung. [...] Wer weiß, was unserem lieben Walther noch bevorsteht.“¹⁸ Der Schwägerin Anna und Theodor Brüngers, Maria Müller,¹⁹ verdanken sich weitere zeitnahe Eindrücke. Am 16. August 1914 sagte sie einen Besuch auf dem Wittekindshof ab und beschrieb die anfängliche nervliche Belastung der Zeitgenossen: „Es war eine schreckliche Zeit der Spannung vorher, Krieg oder kein Krieg, und nun nach vierzehn Tagen sind schon die ersten Gefechte gewesen.“²⁰ Dann aber verwies sie auf die freudige Zuversicht, die allerorten zu herrschen schien:

„Wenn unser Vaterland aus diesem schrecklichen Krieg nur siegreich hervorgehen möchte. Die Einigkeit und die Begeisterung bürgen schon [...] dafür. Wir haben auf dem [...] Bahnhof viele Militärzüge durchkommen sehen; es war großartig, wie an alles gedacht war und wie alles klappte, wie froh die Soldaten waren und im Grunde doch ernst.“

Maria Stoevesandt, eine Schwester Theodor Brüngers, betrachtete das Geschehen entschieden kritischer, was wohl nicht zuletzt daran lag, dass ihr Mann Heinrich sofort mobilisiert worden war. Am 6. August 1914, also wenige Tage nach Kriegsbeginn, schrieb sie an ihre Geschwister: „Nun ist der große Krieg da[,] und es will einem durchaus nicht in den Sinn, dass die Männer gegeneinander gehen und sich töten sollen, die nichts gegen-

¹⁷ Karl Müller an Theodor Brünger, 2. August 1914. Das Gerücht, dass Theodor Brünger den Wittekindshof verlassen und als Feldgeistlicher dienen wollte, war auch im Oktober 1915 noch virulent. Vgl. Paula [ohne Nachnamen] an Anna, 15. Oktober 1915.

¹⁸ Elisabeth Müller an Anna und Theodor Brünger, 1. August 1914.

¹⁹ Maria war mit Karl Müller, dem ältesten Bruder Anna Brüngers, verheiratet.

²⁰ Maria Müller an Anna Brünger, 16. August 1914. Danach auch die folgenden Zitate.

einander haben.²¹ Scharfsinnig analysierte sie den Mechanismus, der die Männer und auch ihren Mann widerstandslos an die Front hatte gehen lassen: „Erst, wenn man sich als Einzelner ganz vergisst und als Glied des Ganzen sieht, kann man sich begeistern und befreien von dem Druck und der Traurigkeit“, um resigniert festzustellen: „Die Menschheit ist eben noch nicht reif für den Völkerfrieden.“ Wie ihr abschließend geäußelter Wunsch, dass sie in diesen Tagen gerne ein Mann sein würde, letztlich zu interpretieren ist, kann nicht beantwortet werden. Nach dem zuvor Gesagten kann man wohl nicht davon ausgehen, dass sie – wäre sie denn ein Mann gewesen – gerne in den Krieg gezogen wäre.²²

Es war vor allem auch die protestantische Geistlichkeit, die – durch den Summepiskopat eng mit Kaiser und Thron verbunden – ein unkritisches Bündnis mit dem Militär eingehen sollte. So veranstaltete sie Abschiedsgottesdienste für die ausrückenden Soldaten, segnete deren Waffen und feierte die anfänglichen deutschen Erfolge mit besonderen Gottesdiensten und Glockengeläut. Am 21. August 1914 ließ Pastor Heinrich Brünger (1872–1937)²³ in Exter die Glocken seiner Kirche läuten. Anlass waren Bodengewinne der deutschen Truppen in den Vogesen und die erfolgreiche Einnahme Brüssels. Seinem Bruder Theodor schrieb er: „Freitagnachmittag haben wir hier zum ersten Mal und heute Morgen zum 2. Mal die Siegesglocken läuten lassen. Der Herr hat Großes an uns getan! Ehre sei Gott in der Höhe!“²⁴ Auch auf dem vaterländisch ergriffenen Wittekindshof ertönten nun regelmäßig die Siegesglocken. Am 3. September 1914, anlässlich der Einnahme von Lublin, teilte Theodor Brünger seiner Frau mit:

„Es ist, als wenn sich die gewaltigen Erfolge unserer Helden draußen immer überbieten müssten. Viermal in den wenigen Tagen, dass du abreis-test, haben unsere hellen, festlichen Glocken schon ‚Sieg‘ geläutet. [...] Wie die Glocken kräftig klangen durch die stille Nacht vom Berge hinab ins Tal! Wir läuteten noch, da kam Schwester Vogelsang in Hemdsärmeln ge-laufen. ‚Was ist los?‘ dann – weiße Mützen [gemeint waren die weißen Hauben der Diakonissen] – aus dem Gerahaus: Schwester Hanna und Anna. Immer mehr kommen in der Kirche zusammen: Brüder, Hausmütter,

²¹ Maria Stoevesand an die „lieben Geschwister“, 6. August 1914. Danach auch die folgenden Zitate.

²² Maria war eine weitere Außenseiterin unter den Geschwistern. Sie wandte sich der Anthroposophie zu, war auch in den 1920er Jahren im heilpädagogischen Zentrum Lauenstein bei Jena tätig. Nach einem gescheiterten Versuch, ein Heilerziehungsheim in Zürich zu eröffnen, baten ihr zweiter Mann und sie um eine Arbeit auf dem Wittekindshof, was Theodor ablehnte, woraufhin ihm sein Schwager Emmanuel (Sigmund) Flückiger, Marias zweiter Ehemann, herbe Vorwürfe machte.

²³ Zu Heinrich Brünger vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 6), S. 64, Nr. 822.

²⁴ Heinrich Brünger an Theodor Brünger, 24. August 1914.

Schwestern, Dienstmädchen. Dann haben wir ‚Nun danket alle Gott!‘ gesungen und den 63. Psalm gebetet und sind fröhlich zu Bett gegangen.“²⁵

Zwar lag der Wittekindshof weitab vom Kampfgeschehen, aber die Mobilmachung unterbrach auch dort den Alltag bzw. gestaltete ihn neu. Es war nun an Theodor Brünger, die Diakonissen, die verbliebenen Brüder, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und natürlich auch die Anstaltsbewohnerinnen und -bewohner durch diese unruhigen Zeiten zu begleiten. Im Wechsel abgehaltene Schwestern- und Brüderabende, wöchentliche Kriegsbetstunden und regelmäßige „Strickabende für Soldatenstrümpfe“ sollten das Gemeinschaftsgefühl stärken, seelischen Halt, moralische Erbauung und innere Stärkung geben.

Mit welchen Gefühlen waren die Männer der Familien Brünger, Müller, Stoevesandt und Stricker in den Krieg gezogen? Hierfür gibt es lediglich spärliche Hinweise. Konrad Müller, Anna Brüngers Bruder, verabschiedete sich am 3. August 1914 von seiner Schwester und seinem Schwager. Seine Kriegsteilnahme sah er als seine selbstverständliche Pflicht an. Ungewissheit, aber auch Gottvertrauen prägten seine Zeilen:

„Kurze Worte zum Gruß sollt auch Ihr von mir haben, ob es ein Abschiedsgruß für immer ist, steht in Gottes Hand, auf den wir in dieser Zeit allein unsere Hoffnung setzen müssen. [...] Was aus mir wird, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls wird es Pflichten zu erfüllen geben.“²⁶

Maria Stoevesandt berichtete, dass ihr Mann Heinrich und Fritz Stricker die Tage vor der Mobilmachung zusammen verbracht hatten. „Einer war noch zappelig als der andere“,²⁷ teilte sie ihren Geschwistern mit. Und weiter: „Heinis Herz war ja erst schwer, wenn er an die Zukunft dachte, ich habe getan, was ich konnte, um ihn zu beruhigen, das ist ja unsere Pflicht.“²⁸

Unterdessen hatte auch Konrad Müller seinen Gestellungsbefehl erhalten. Anfang 1916 trug ihm eine Verletzung eine Gesichtslähmung ein, die im „Lazarett Frauenklub“ in Düsseldorf „elektrisch“, behandelt wurde, wie er schrieb.²⁹ Im August 1916 war Konrad wieder so weit hergestellt, dass er an einem Granatwerferlehrgang in Sennelager bei Schloss Holte-Stukenbrock teilnehmen konnte. In einem Brief von dort an seinen Schwager Theodor setzte er sich mit „seinem Krieg“ auseinander:

²⁵ Theodor Brünger an Anna Brünger, 3. September 1914. Psalm 63,10f. (Luther 1912): „Sie aber stehen nach meiner Seele, mich zu überfallen; sie werden unter die Erde hinunterfahren. Sie werden ins Schwert fallen und den Füchsen zuteil werden.“

²⁶ Konrad Müller an Theodor und Anna Brünger, 2. August 1914.

²⁷ Maria Stoevesandt an die „lieben Geschwister“, 6. August 1914.

²⁸ Ebd.

²⁹ Konrad Müller an Anna Brünger, 9. Februar 1916.

Kriegserleben und Kriegserfahrung der Familie Brünger 1914–1919

„Und was man jetzt liest und hört und denken soll, so ist an Frieden noch immer nicht zu denken, dabei üben wir, wie man auf andere und auch neue Art Feinde ums Leben bringt. Je länger der Krieg, desto grausamer die Mittel[,] und solange man nicht selber drin ist, ist es nicht auszudenken, wie es sein mag.“³⁰

Dann wurde er nach Russland kommandiert. Während sich die tagelange Zugfahrt an die Ostfront noch einigermaßen angenehm vollzogen hatte – im Abteil war genügend Platz, Konrad Müller hatte Rotwein dabei –, änderten sich die Verhältnisse nach seiner Ankunft schlagartig:

„Seitdem hause ich in einem Stollen, etwa 5 Meter unter der Erdoberfläche, also gegen russische Granaten ziemlich sicher, sofern ich nicht im Graben selber bin. Gestern Nachmittag gegen vier Uhr beschoss uns die russische Artillerie, während wir [...] in einem Stollen arbeiteten, Feldwebel und Kompanieführer kamen noch herein, da die Granaten ganz in der Nähe einschlugen[,] und gleich darauf hörten wir auch schon, dass ein Mann durch Splitter getötet, ein anderer schwer verwundet sei, während sie dabei waren, kurz vorher empfangene Lebensmittel zu verteilen, dabei sich aber im Graben aufhielten. [...] Es war den ganzen Tag über ruhig, nur gerade die halbe Stunde nicht.“³¹

Gottvertrauen prägte seine Einstellung: „Wenn Gott mir fernerhin gnädig ist, wie bisher, so will ich es gern und lange hier aushalten[,] und sollte es doch anders sein, so muss ich es auch aus seiner Hand nehmen. So ruhig, wie diese Tage, wird es wohl nicht immer bleiben. Doch genug.“³²

Fritz Stricker, Magdalenes Mann, fügte sich ebenfalls in sein Schicksal. Kurz nach Kriegsbeginn war auch er mobilisiert und nach Frankreich geschickt worden. Von einem Heimaturlaub an die Front zurückgekehrt, meldete er sich am 8. Januar 1917 bei seinem Schwager Theodor. Über seine Lage – gekennzeichnet von Ungewissheit, Angst und Todesgefahr – machte er lediglich Andeutungen, deutlich wird jedoch, wie prekär seine Situation war, vor allem hinsichtlich seiner Ernährung:

„Lieber Schwager! Erst jetzt komme ich dazu, Euch für die Weihnachts-sendung zu danken, die ich vor einigen Tagen erhielt, als wir vorn lagen. Dort war es zum Schreiben zu ungemütlich, weniger des Franzmanns als der schmutzigen Stellung wegen. Der Inhalt des Paketes war noch in bestem Zustand und hat mir da vorne, wo man manches entbehren muss, sehr gut geschmeckt. [...] Hoffentlich nehmt Ihr es mir nicht übel, dass ich Euch im Urlaub nicht besucht habe. Ich bin diesmal nur in Exter gewesen.

³⁰ Konrad Müller an Theodor Brünger, 24. August 1916.

³¹ Konrad Müller an Anna und Theodor Brünger, 7. November 1916.

³² Ebd.

Dafür war es in Eilshausen desto schöner, weniger angenehm war die Rückkehr zur Stellung. Jetzt hat man sich an die neue Lage gewöhnt.“³³

Auffällig war hier auch, dass Fritz Stricker beim Hinweis auf die „neue Lage“ vom persönlichen „ich“ und „mir“ in das unpersönliche „man“ wechselte, wie um Distanz zwischen sich und seiner aussichtslosen Situation an der Front zu bringen.

Knapp acht Monate nach Kriegsbeginn, am 15. März 1915, fiel Heinrich Stoevesandt, Maria Brüngers Ehemann, in Belgien. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Kriegsbegeisterung der allermeisten Deutschen bereits deutlich abgekühlt. Der rasche Bewegungskrieg war einem zähen und zermürbenden Stellungs- und Abnutzungskrieg mit bis dahin unbekanntem Materialschlachten gewichen. Neuartige Waffen, zum Beispiel das von der kaiserlichen Armee im April 1915 bei Ypern massenhaft eingesetzte giftige Chlorgas, konterkarierten nicht nur die bis dahin gültige Vorstellung eines „ritterlichen Kampfes“, sondern produzierten auch grausam entstellte traumatisierte Soldaten und hunderttausende Tote. Maria Müller fing die wachsende Desillusionierung am Beispiel eines Gemeindeglieds treffend ein. Am 14. September 1915 schrieb sie an ihre Schwägerin Anna Brünger:

„Wenn nur erst ein Ende abzusehen wäre von diesem schrecklichen Kriege. Hier sind auch schon so viele gefallen, jetzt auch wahrscheinlich unser Organist, ein junger Lehrer. Hans Friedensschmidt hatte so unglücklich aus den Karpaten geschrieben und er war so begeistert ausgezogen.“³⁴

Friedel Brünger, der auch Soldat geworden war, rettete sich in Sarkasmus. Am 17. Dezember 1915 gratulierte er Theodor und Anna Brünger zur Geburt ihres ersten Sohnes Helmuth (1915–1942), den er als „jüngsten Vaterlandsverteidiger“³⁵ bezeichnete und damit unwissentlich dessen Schicksal vorwegnahm: Helmuth Brünger sollte am 21. Juli 1942 in der Sowjetunion fallen.

Zuvor aber hatte sich Helmuth Brünger seinen Onkel Friedel zum Vorbild genommen. Im November 1940 bat Helmuth Brünger seinen Onkel Hans (1886–1967), der Kunstmaler war, eine „Federzeichnung“ von ihm anzufertigen. Diese wollte er seinem Vater Theodor zu Weihnachten schenken. Als Modell sollte dabei ein Bildnis von Friedel dienen, welches sein Onkel Hans während des Ersten Weltkrieges von Friedel angefertigt hatte und das seitdem im Studierzimmer seines Vaters Theodor Brünger hing. Falls Hans Brünger der Bitte seines Neffen nachgekommen sein sollte – wovon auszugehen ist –, dann schmückten die Wände Theodor

³³ Fritz Stricker an Theodor Brünger, 8. Januar 1917.

³⁴ Maria Müller an Anna Brünger, 14. September 1915.

³⁵ Friedel Brünger an Theodor Brünger, 17. Dezember 1915.

Brüngers die Bildnisse Friedels und Helmuths, stumme Zeugen zweier verheerender Weltkriege.

4. „Unsere so reichlich essenden Pfleglinge ...“ Hungersterben auf dem Wittekindshof

Auch die „Heimatfront“ bekam die Auswirkungen des Krieges massiv zu spüren, vor allem hinsichtlich der Versorgung mit Brennstoffen und Nahrungsmitteln. Kein kriegführendes Land besaß seinerzeit ein Konzept, um die Ernährung seiner Bevölkerung sicherzustellen. Die mit Kriegsbeginn einsetzende britische Handelsblockade hatte den gesamten Überseeverkehr der deutschen Handelsflotte lahmgelegt. Die Devisenausfälle, aber mehr noch die entstehenden Versorgungslücken vermochte das Deutsche Reich kaum aus eigener Kraft zu kompensieren. Berechnungen, dass man sich zu annähernd 80 Prozent aus eigener Kraft würde ernähren können, hatten sich als falsch herausgestellt. Die Bevölkerung hungerte, der Schwarzmarkt florierte.

Daher verwundert es wenig, dass der Kampf um das tägliche Brot auch die Korrespondenz der Familie Brünger mehr und mehr bestimmen sollte. Vor allem Theodor und Anna Brünger wurden mit Bitten um Nahrungsmittel bestürmt. Schließlich gab es eine große Garten- und Landwirtschaft auf dem Wittekindshof. Regelmäßig verschickten sie nun Rhabarber, Erdbeeren, Salat, Äpfel, Birnen, Pflaumen und Gurken aus den Gärten des Wittekindshofes an ihre Verwandten. „Es ist doch nett“, schrieb Konrad an Anna im Februar 1915, „dass Du so vielen mit Euren geernteten Früchten Freude machen kannst, denn wie Du ja schriebst, der Gedanke ans Auspacken der anderen ist einem ja selber Freude genug.“³⁶

Unter dem wachsenden Versorgungsengpass litten besonders die Insassen von Psychiatrien, Gefängnissen, Kriegsgefangenenlagern und Heil- und Pflegeanstalten. Sie besaßen in aller Regel keinerlei Möglichkeiten, sich an der illegalen Marktökonomie zu beteiligen, und gerieten in eine totale Abhängigkeit von Leitung und Mitarbeitern. Letztlich entwickelte sich ihr Schicksal zu einer Frage von Leben und Tod. Denn je länger der Krieg andauerte und je mehr gesunde, junge Soldaten starben und je mehr die Bevölkerung hungerte, umso mehr rückten Gefängnisinsassen, Kriegsgefangene und Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung an das untere Ende der Ernährungshierarchie. Sie galten als „nutzlose“ Esser, denen man schließlich die Rationen so lange kürzte, bis ihnen nur noch die Hälfte dessen zuteil wurde, was für die „Normalbevölkerung“ zur Verfügung stand. Im Schnitt mussten sich diese Randgruppen mit etwa 500 Kalorien täglich zufriedengeben, wobei sich diese Ration nicht

³⁶ Konrad Müller an Anna Brünger, 9. Februar 1916.

aus hochwertigen, sondern aus minderwertigen, verdorbenen oder schwer verdaulichen Nahrungsmitteln zusammensetzte.

Auch die Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofs hungernten. Bereits am 6. Oktober 1915 hatte Theodor Brünger den Mitgliedern der Generalversammlung zu berichten: „Die Sättigung unserer so reichlich essenden Pfleglinge ist den Hausmüttern nicht immer leicht geworden. Das gesetzlich zugemessene Brot (250 Gramm) wollte schlechterdings nicht ausreichen.“³⁷ Diejenigen Bewohner und Bewohnerinnen, die sich beklagt hätten, seien mit einem deutlichen Hinweis auf ihre vaterländische Pflicht zur Ordnung gerufen worden, berichtete Pastor Brünger weiter.

Vom 1. Januar bis zum 1. Oktober 1915 verstarben dreißig Bewohnerinnen und Bewohner, das waren 4,8 Prozent im Vergleich zu 2,3 Prozent im Vorjahr. Und die Zahlen sollten weiter steigen. 1916 hatte sich die Zahl der Todesfälle bereits verdoppelt. Die Sicherstellung der Versorgung der ihm Anvertrauten war für Theodor Brünger – neben der Rekrutierung von Arbeitskräften – die wichtigste Aufgabe während der gesamten Kriegszeit. Allerdings schwieg er sich in seiner privaten Korrespondenz über seine Dauersorgen aus. Überhaupt wird der Wittekindshof in den überlieferten Briefen nur ganz selten erwähnt. Soweit ersichtlich, existieren nur zwei Briefe, in denen Theodor Brünger das Ernährungsproblem zur Sprache gebracht hat, und dies auch nur gegenüber seiner Frau Anna. Ein Brief stammt vom Februar 1916, in welchem er über den Mangel an Fleisch und Milch für die Bewohner berichtete. Ein anderer datiert vom Ende desselben Jahres; aus ihm geht hervor, dass man auf dem Wittekindshof bereit war, den Hungertod einer unbekanntenen Zahl von Menschen in Kauf zu nehmen:

„Eben komme ich vom Essen [...] Vorher hatten wir eine Besprechung mit den Hausvätern und Schwester Anna. Als ich erzählte, dass die Knappheit der Lebensmittel so groß sei, dass wir für unsere Elenden würden kaum genügend leicht verdauliche Speisen auftreiben können, um sie erhalten zu können, fing Schwester Anna an zu weinen. Ich habe unsere Not den Herren des Vorstandes gestern geschildert. Sie meinten auch, man dürfe die elenden Blöden den gesunden Menschen nicht vorziehen[,] und was man nicht ernähren könne, müsste man eben sterben lassen.“³⁸

Natürlich waren sich Theodor Brünger und der Vorstand darüber im Klaren, dass die ihnen anvertrauten Frauen, Kinder und Männer über kurz oder lang an Mangel- und Unterernährung sterben würden, aber sie waren nicht bereit, für deren bessere Ernährung mehr Geld auszugeben. Dabei stand der Wittekindshof zu dieser Zeit finanziell gut da und wäre

³⁷ Jahresbericht 1915, Archiv Wittekindshof, unverzeichnet.

³⁸ Theodor Brünger an Anna Brünger, 29. Dezember 1916.

durchaus in der Lage gewesen, übertriebene Lebensmittel einzukaufen.³⁹ Man setzte jedoch andere Prioritäten.

Man steckte weiter Geld in einen Baufonds und zeichnete vom September 1916 bis April 1918 vier Kriegsanleihen in Höhe von 170.000 Reichsmark und finanzierte mit diesen Darlehen die Fortführung des Krieges mit. Die Entscheidung Theodor Brüngers und des Vorstandes orientierte sich – ganz dem Zeitgeist verhaftet – nicht an der Schutzbedürftigkeit der ihnen Anvertrauten, die ja mit zu den Schwächsten und Wehrlosesten gehörten, sondern sie ordnete deren Gesundheit und letztlich deren Leben dem Primat der Politik und der Logik des Krieges unter. Diese Entscheidung sei ihm nicht leichtgefallen, räumte Brünger ein, sie sei aber seine Pflicht gewesen.⁴⁰ Die faktische Außerkraftsetzung des Lebensrechts der Schwachen war indes kein isoliertes Phänomen, sondern traurige Realität in vielen Heil- und Pflegeanstalten und Psychiatrien. Nach dem berüchtigten Steckrübenwinter 1916/1917 nahm Brünger allerdings einen zermürenden Kampf mit den Behörden um höhere Zuteilungen für die Bewohner und Bewohnerinnen auf. Einen einmaligen Erfolg seiner Bemühungen bildete die Zuteilung von eintausend Päckchen Puddingpulver, 60 Tafeln Schokolade und 500 Tüten Gebäck an Weihnachten 1917. Ansonsten musste man sich weiter mit einer dünnen Wassersuppe, im Anstaltsjargon „Hindenburgsuppe“ genannt, begnügen. Nur ausnahmsweise befassten sich Theodor Brüngers Korrespondenzpartner mit dem Schicksal der Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofs. Gedanken um deren Lebensumstände machte sich etwa Konrad Müller, der im Februar 1917 von der Front seinem Schwager Theodor schrieb: „Für Eure Kranken wird die Kälte besonders empfindlich sein, weil sie sich nicht warm arbeiten können, wie wir Gesunden. Wenn nun aber die Kälte nachgelassen hat, wird es ja auch für sie leichter werden.“⁴¹ Ende 1918 waren rund 290 Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofes an Entkräftung und Infektionskrankheiten, vornehmlich an Tuberkulose, verstorben. Aber auch nach dem Krieg ging das Sterben einstweilen weiter. Reichsweit sollten rund 70.000 Menschen in den Psychiatrien und Heil- und Pflegeanstalten dem Hungersterben zum Opfer fallen.

³⁹ Für die nachfolgenden Ausführungen siehe: Schmuhl/Winkler, Schreien (wie Anm. 7), S. 183-205.

⁴⁰ Jahresbericht 1916, Archiv Wittekindshof, unverzeichnet.

⁴¹ Konrad Müller an Anna Brünger, 27. Februar 1917. Konrad Müller wurde später Rendant auf dem Wittekindshof.

5. Der „Tod der Armen“ und der „Heldentod“: Sophie Brünger und Friedel Brünger

Bestimmte, vor allem belastende Themen spiegelten sich nur ganz selten in der familiären Korrespondenz wider. Eine ähnliche Leerstelle bildet das Schicksal von Sophie Brünger, der zweitjüngsten Schwester Theodor Brüngers. Wie eingangs erwähnt, irrlichtet die junge Frau als „unser armes Sophiechen“ durch die Briefe und Karten, ohne dass man ein deutlicheres Bild von ihr gewinnen könnte. Mit Hilfe ihrer Patientinnenakte und den wenigen von ihr geschriebenen Mitteilungen an ihre Familie gelang es jedoch, mehr über sie zu erfahren.

Zuvor jedoch eine quellenkritische Anmerkung hinsichtlich der Aussagekraft von Krankenakten.⁴²

Patientenakten geben unter anderem Auskunft über Anamnese, Diagnose und Behandlungsmethode. Zugleich sind sie Produkte der Interaktion von Ärzten, Schwestern und Patienten. Da aber nur Ärzte und Schwestern zur Aktenführung berechtigt waren, lag es letztlich ausschließlich in ihren Händen, welcher Typ von Patient zwischen zwei Aktendeckeln entstand. Schaut man sich die Akte eines Patienten an, so wird man immer wieder feststellen, dass nicht nur dessen Krankheitssymptome – seien sie physisch oder psychisch – aufgezeichnet, sondern diese auch moralisch bewertet wurden. Als Sophie einmal ihre Umgebung anlachte, wurde ihr dies als „läppisches“ Verhalten angekreidet.⁴³

Dem ärztlichen und schwesterlichen Deutungsmonopol vermochten die Patienten kaum etwas entgegenzusetzen, es sei denn, sie machten sich selbst Notizen, führten ein Tagebuch oder schafften es, ihre Briefe unbehelligt abzuschicken. Nur in den seltensten Fällen findet sich die Perspektive der Betroffenen in deren Akten wieder, und dies auch nur, wenn Ärzte oder Schwestern die Aussagen und Einschätzungen der Kranken niederschrieben. Da die Professionellen aber nie alles mitschrieben, sondern eine Auswahl trafen, sind die überlieferten Äußerungen der Patienten durch diesen Fremdfilter zu sehen und entsprechend vorsichtig zu behandeln.

Was ist nun zu Sophies Schicksal vor und während des Ersten Weltkrieges zu sagen? Am 6. Oktober 1887 in Exter (Kreis Herford) geboren, besuchte sie zunächst die Höhere Töcherschule und arbeitete anschlie-

⁴² Vgl. Tsapos, Nicolas: Wie Frauen zu Patientinnen werden. Soziale Kategorisierungen in psychiatrischen Krankenakten der von Bodelschwinghen Anstalten Bethel (1898–1945), Frankfurt (Main) 2012.

⁴³ Müller, Ulrich: Metamorphosen. Krankenakten als Quellen für Lebensgeschichten, in: Fuchs, Petra [u.a.] (Hgg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst.“ Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“, 2. Aufl., Göttingen 2008, S. 80-96, S. 83.

ßend als „Stütze im Haushalt“.⁴⁴ Im April 1909 erlitt sie einen, wie es in ihrer Krankenakte heißt, „Krampfanfall“, der sie zwar bewusstlos werden ließ, zunächst aber ohne gravierende Folgen geblieben zu sein schien. Kurz darauf besuchte sie ihre Eltern in Exter, wo sie mit einem merkwürdigen Verhalten auffiel. Sie zeigte sich (so entnimmt man ihrer Krankenakte) „gereizt, hatte starke Blutwallungen zum Kopfe, war beängstigt, sah und hörte allerlei; gebrauchte eigentümliche Ausdrücke, war von wechselnder Stimmung, in der sie bald lachte, bald weinte.“ Sophies Hände und Füße hätten gezuckt, sie habe grimassiert und sei ihren Beschäftigungen nur unregelmäßig nachgegangen. Auch habe sie „eigentümliche Fragen“ gestellt, zum Beispiel: „Ist der Himmel größer als die Erde?“ Nach einigen Monaten wussten sich Sophies Eltern offenbar nicht mehr zu helfen. Am 11. August 1909 brachten sie ihre 21jährige Tochter nach Bethel, wo man eine „periodische Manie“ diagnostizierte. Sie kam in das 1889 erbaute Haus Magdala, in dem vor allem „gemüts- und geisteskrankte Frauen“ der „höheren Stände“ lebten. Als Therapie wurde zunächst eine Dauerbettbehandlung verordnet. Das bedeutete, dass die junge Frau (von wenigen Ausnahmen abgesehen) Tag und Nacht im Bett bleiben musste – eine seinerzeit durchaus populäre Behandlungsmethode. Da Sophie an Schlafstörungen litt, erhielt sie „fast täglich Hyoscin-Morphin-Injektionen“.⁴⁵ Diese Wirkstoffkombination wurde bis zur Einführung der Neuroleptika in den 1950er Jahren hoch erregten psychisch erkrankten Menschen gegeben. Da sich Sophies Unruhe nicht legte, erhielt sie ab September 1909 zusätzlich Veronal. „Eine Wirkung war nicht zu konstatieren“, liest man im Krankenbericht und verordnete stattdessen Chloralhydrat.⁴⁶ Immerhin war es Sophie bis dahin gelungen, sich ein Mindestmaß an Selbstverfügung zu erhalten. Sie nahm das Veronal nur in der Suppe oder im Tee.

Am 7. September 1909 spitzte sich Sophies Situation dramatisch zu. Offenbar wollte die junge Frau nicht länger leben. Sie sprang auf das „Fenstergesimse“, wohl in der Absicht, aus dem geschlossenen Fenster zu springen, und „wickelte sich den Zopf um den Hals und würgte sich.“ Da sie an ihren Haaren riss, musste sie fortan „feste Handschuhe“ tragen. Diese waren keine Handschuhe im eigentlichen Sinne, sondern es waren Säckchen aus Leder ohne Vorrichtungen für die Finger und den Daumen. Trug man diese Handschuhe, die am Handgelenk befestigt waren, konnte

⁴⁴ Krankenakte Sophie Brünger, Hauptarchiv der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, Pat Maha 1, 242-3872. Danach auch die folgenden Zitate und Ausführungen.

⁴⁵ Scopolamin wirkt bei niedriger Dosierung leicht beruhigend und hemmend auf das Brechzentrum im Gehirn. Bei höherer Dosierung wirkt es dämpfend und sorgt für einen Zustand der Apathie. Da es in diesem Fall auch für einen Zustand der Willenlosigkeit sorgen kann, wurde es in den 1950er Jahren bis zum Aufkommen von Natrium-Pentothal als „Wahrheitsserum“ eingesetzt.

⁴⁶ Im heutigen Jargon: „k.o.-Tropfen“.

man nicht mehr richtig zugreifen. Feinmotorische Bewegungen waren gänzlich unmöglich.

Ob Sophie mit diesen Handschuhen auch an ihr Bett festgebunden wurde, muss offenbleiben. Zumindest besaßen diese Handschuhe Schnüre zum Fixieren. Auf die Frage, wieso sie die fingerlosen Handschuhe trage, antwortete sie: „Weil ich meinen Zopf nicht in Ruhe lassen kann“, und: „Weil ich noch nicht so weit bin.“ Angetan mit diesen Handschuhen, musste Sophie zum ersten Mal ein „prolongiertes“ Bad nehmen. Mit dieser Dauerbadbehandlung, die manchmal Tage dauern konnte und in psychiatrischen Anstalten seinerzeit üblich war, verknüpfte man gleichfalls die Hoffnung, Erregungszustände zu dämpfen.⁴⁷

Anfang November 1909 wurde Sophie in das Haus Mahanaim verlegt. In dem 1898 erbauten Haus kamen vorrangig Patientinnen unter, deren Prognose als sehr wahrscheinlich hoffnungslos galt.⁴⁸ Anders als Magdala war Mahanaim ein Haus „III. Klasse“. Mit anderen Worten: Hier wurden vor allem Frauen aus ökonomisch schwachen Schichten aufgenommen. Aufgrund der geringeren Pflegesätze ist leicht anzunehmen, dass sich das räumliche, aber auch das betreuende Umfeld für Sophie verschlechterte. Erneut bekämpfte man ihre Unruhe, ihre temporäre Aggressivität und ihren zeitweisen Ungehorsam mit Dauerbädern und sedierenden Medikamenten. Einmal habe sie im Nachthemd vor Friedrich von Bodelschwingh (1831–1910) getanzt, als dieser einen Rundgang durch ihre Station machte. Scham erfüllte Sophie über ihr Verhalten, wie man in ihrer Krankenakte nachlesen kann. Ging es ihr besser, dann erledigte sie kleine Handarbeiten, oder sie zeichnete.

⁴⁷ Die Behandlung mit Wasser gab dem Ganzen den Anstrich einer Kur. Ein prominenter Vertreter der Dauerbadbehandlung war der Heidelberger Psychiater Emil Kraepelin (1856–1926).

⁴⁸ Saronweg 63. Biblischer Bezug: 1. Mose 32,2-3. Mahanaim = Gottes Heerlager. Hier erblickt Jakob die Engel Gottes. „Auch Krankheit und Dunkelheit sind dem Gläubigen Gottes Boten, Zeugen von seiner Gegenwart“.

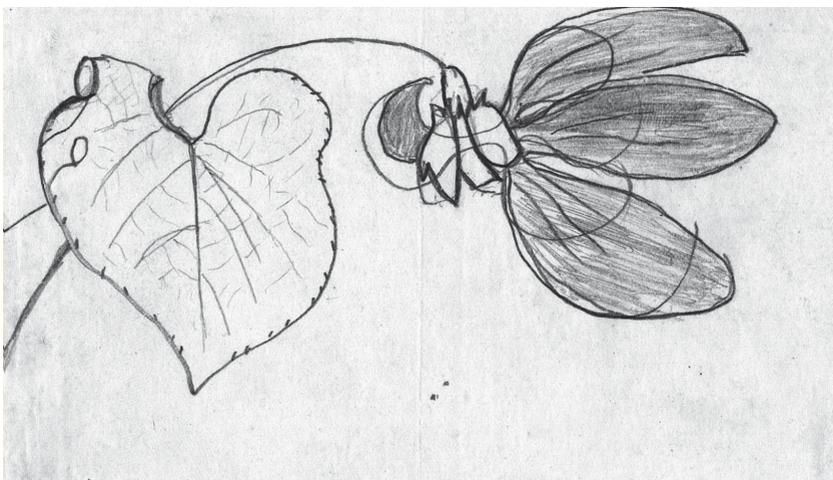


Abb. 1: Sophie Brünger: Blume mit Blatt (undatiert)
Hauptarchiv Bethel PatMaha1 242-3872, Zeichnung 2

Zwei Zeichnungen vom Januar 1910 sind erhalten geblieben. Auf der Rückseite einer Postkarte hat Sophie eine stilisierte Blume mit Blatt verewigt.

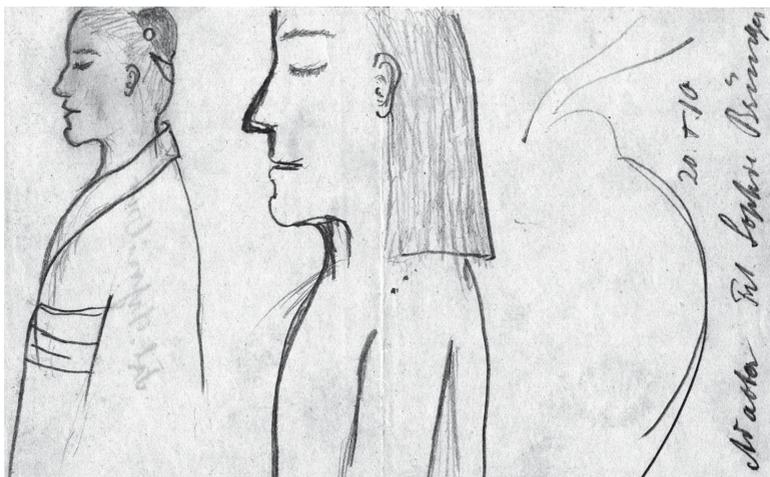


Abb. 2: Sophie Brünger: Zwei Frauen im Profil (vor dem 20. Mai 1910)
Hauptarchiv Bethel PatMaha1 242-3872, Zeichnung 1

Die andere Zeichnung gibt eher Rätsel auf. Zwei Frauen sind im Profil gezeichnet, wenden sich zum linken Bildrand, ihre Augen sind geschlossen. Die erste androgyn wirkende Person hält sich im Hintergrund. Ihr Haar ist streng zurückgebunden und wird in einem Dutt zusammengefasst, die Oberbekleidung erinnert an einen Kittel, der linke Arm wird von einer Armbinde umfasst. Ob Sophie eine Mitarbeiterin oder einen Arzt hatte abbilden wollen? Die zweite Person ist eindeutig weiblich, trägt halblanges Haar, der Kopf ist im Verhältnis zum unbekleideten Oberkörper, der gleichwohl nicht nackt, sondern eher unvollendet ist, zu groß. Wen Sophie da wohl im Sinn hatte?

Ein Brief an ihre Eltern vom 20. Januar 1910 dokumentiert ihre Auseinandersetzung mit ihrer Erkrankung, ihre Furcht, eine zu große finanzielle Belastung für ihre Familie zu sein, an der sie hing:

„Liebe Eltern! Meinen Dank für Deinen Brief, lieber Vater[,] u[nd] Dir fürs Paket, Mütterlein. [...] ich glaube, die ganze Krankheit ist Sehnsucht nach Euch. Ich bin so traurig gewesen, dass ich Maria und Theodor nicht sehen durfte; wenn man erst mal da wieder sitzt, wo man hingehört, dann wird wohl alles wieder gut werden. Das Tuch von Ida⁴⁹ habe ich am Halse. Der Arzt ist erbärmlich streng. [...] Wenn ich doch zu Euch dürfte. Ich mache mir so viel Sorge um das Geld, das greift natürlich an. Bitte schreibt doch, was es eigentlich kostet. Jetzt kommt der Frühling bald. Mutter, dann hast du viel Arbeit, bitte, dann hol mich [...]. Ich kann mir gar nicht recht vorstellen, wie es bei Euch ist. Das ist schrecklich. [...] Herzliche Grüße allen dort. Euer Sophiechen.“

Sophies Brief ist – wohl wegen ihrer negativen Äußerung über ihren Arzt – nie abgeschickt worden, sondern wurde von 1910 bis heute in ihrer Krankenakte verwahrt.

Am 24. Dezember 1910 wurde Sophie „ungeheilt“ in die Familie entlassen. Die Gründe für diese überraschende Entwicklung sind nicht überliefert. Vier Jahre später kam Sophie wieder nach Bethel. Sie sei „gehorsam“ mitgegangen, habe aber beim Abschied geweint, teilte Pauline Brünger ihrem Sohn Theodor am 31. Oktober 1914 mit. Dieses Mal lautete die Diagnose „manisch-depressives Irresein“. Wieder kam sie in das Haus Mahanaim. Über diese Zeit existieren keine Unterlagen. Am 5. Oktober 1915 wird Sophie entlassen, „ev[en]t[uel]l gebessert“, wie zu lesen ist. Nach ihrer Entlassung verbringt sie einige Zeit auf dem Wittekindshof, um dann gemeinsam mit ihrer Mutter nach Exter zu ihrem ältesten Bruder Heinrich zu ziehen. Ihr angeschlagener körperlicher Gesundheitszustand verschlechtert sich zusehends. Eine Untersuchung ergibt ein Lungenleiden, welches mit „schlimmen Husten“ und Heiserkeit einhergeht.

⁴⁹ Ida Brünger (1880–1976), eine weitere Schwester Theodor Brüngers.

Hin und wieder hustet sie Blut.⁵⁰ Besorgt schreibt Sophies Mutter Mitte Dezember 1915: „Gestern (Sonntag) Mittag war der Arzt hier. Nach genauer Untersuchung sagte er, dass bei der linken Seite ein großer Lappen krank sei u[nd] an der rechten auch schon etwas.“⁵¹ In keinem der Briefe taucht die Diagnose Tuberkulose auf, an der die junge Frau offensichtlich erkrankt war. Ob sie sich in Bethel angesteckt hat, kann nicht gesagt werden. Die überfüllten Räume, der seltene Aufenthalt an der frischen Luft, die Beschäftigungslosigkeit und nicht zuletzt die Mangelernährung, die auch in Bethel an der Tagesordnung war, dürften ihr sicherlich nicht zuträglich gewesen sein. Im Juli 1916 versicherte Sophie ihren „lieben Geschwistern“,⁵² dass es ihr „ganz gut“ gehe, sogar „sehr gut“, setzte sie hinzu. Ob sie an den augenscheinlich nicht endenwollenden Krieg dachte, als sie abschließend schrieb: „Es wird auch wieder Weihnachten, dass nur das auch trösten darf, das darf doch niemand vergessen“?

Sophie wird immer kränker, Durchfälle und Leibschmerzen quälen sie.⁵³ Medikamente, darunter ein opiumhaltiges Präparat,⁵⁴ verweigert sie.⁵⁵ Ihre Unruhezustände treten weiterhin auf, mal mehr, mal weniger regelmäßig. Sophie, die in einer Mansarde unter dem Dach des Pfarrhauses ihres Bruders lebt, kommt kaum noch vor die Tür, scheint aber beliebt gewesen zu sein. Einige Nachbarinnen bringen Nahrungsmittel, eine andere Nachbarin Chrysanthemen. Eine therapeutische Perspektive scheint es für Sophie nicht mehr gegeben zu haben. Am 26. April 1917 stirbt Sophie im Alter von gerade einmal 29 Jahren. „Gott Lob, dass sie erlöst ist“, schreibt Heinrich einen Tag später an seinen Bruder Theodor⁵⁶ und sprach damit wahrscheinlich das aus, was viele dachten.

Fast genau ein Jahr später, am 6. April 1918, wird Sophies Bruder Friedel in Frankreich von einer Granate zerfetzt.⁵⁷ Er sei schnell gestorben und habe seine letzte Ruhe auf dem Soldatenfriedhof Fricourt gefunden, teilte Friedels Divisionspfarrer den Hinterbliebenen mit.⁵⁸ Sodann erin-

⁵⁰ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 24. März 1916.

⁵¹ Pauline Brünger an Heinrich Brünger, 13. Dezember 1915.

⁵² Sophie Brünger an die „lieben Geschwister“, 4. Juli 1916. Danach auch die folgenden Zitate.

⁵³ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 22. September 1916.

⁵⁴ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 26. November o. J. [1916].

⁵⁵ Pauline Brünger an Theodor Brünger, 1. Dezember 1916. Danach auch die folgenden Ausführungen.

⁵⁶ Heinrich Brünger an Theodor Brünger, 27. April 1917. Anna Brünger hatte ihrem Mann vom Ableben ihrer Schwester berichtet.

⁵⁷ Kopf und Hals wurden von Granatsplittern getroffen. Vgl. Divisionspfarrer Kockelke an Pauline Brünger, 7. April 1918. Hermann Kockelke (1890–1974), ordiniert im Jahre 1915, leistete von 1914 bis 1918 Kriegsdienst. Von seinen vielen beruflichen Stationen nach dem Ersten Weltkrieg sei nur eine genannt: Von 1925 bis 1930 war er Geschäftsführer des Westfälischen Herbergsverbandes. Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 6), S. 265, Nr. 3343.

⁵⁸ Pauline Brünger an Theodor und Anna Brünger, 15. April 1918. Danach auch die folgenden Zitate.

nerte sich der Geistliche an seine Begegnungen mit dem 22-jährigen Friedel Brünger:

„Wohl selten habe ich eine solche allgemeine Trauer gesehen, wie beim Begräbnis Ihres unvergesslichen Sohnes herrschte. Wie selten ein Offizier, so war Ihr Sohn bei Offizieren wie Mannschaften allgemein beliebt. Jeder Mann im Bataillon wusste es, wie treu und gewissenhaft Leutnant Brünger sorgte. Oft sah ich Ihren lieben Sohn in den Tagen des ersten Durchbruches. Am Sonntag Palmarum [Palmsonntag, also der Sonntag vor Ostern] sprach ich ihn. Wie begeistert erzählte er vom herrlichen Vorwärtstürmen. Mit Hauptmann Bürger war er immer seinem Bataillon voran. Er war Soldat mit Leib und Seele. [...] Nun ist der junge Held am Ziele.“

Mit diesen Hinweisen zeichnete der Divisionspfarrer das Bild Friedels als das eines mutigen und selbstlosen Soldaten, der bei Vorgesetzten und Kameraden gleichermaßen beliebt und im treuen Dienst für sein Vaterland als gläubiger Christ gefallen war. Friedels Mutter übernahm die Deutung des Geistlichen, mehr noch, Pauline Brünger baute sie weiter aus. In ihren Augen war Friedel ein erklärter Liebling Gottes gewesen. „Alle“, schreibt sie, hätten ihren Friedel „lieb gehabt“ und seien „stolz“ auf ihn gewesen. Gott aber habe ihn „noch lieber gehabt und nun in Sicherheit gebracht.“

Sie war davon überzeugt, ihren Sohn irgendwann einmal wiederzusehen: „Friedel ist körperlich wohl tot, aber in meinem Herzen wird er weiter leben in treuem Andenken[,] und mein treuer Gott bewahrt seine Seele bis zum großen Tage der Auferstehung, was wird das dann für ein herrliches Erwachen sein.“ Hier konnte man sehr anschaulich sehen, wie ein Erlebnis – der sinnlose Tod Friedels – mit Hilfe des „sozialen Wissens“ – des Glaubens an Gott, Kaiser und Vaterland – mit Sinn versehen und damit zu einer Erfahrung wurde, mit der Pauline Brünger ihren Frieden finden und weiterleben konnte. So konnte der zeittypische überflüssige Tod von zwei jungen Menschen also ganz unterschiedlich interpretiert werden. Die kranke Sophie war den „Tod der Armen“ gestorben, ihr Soldatenbruder hingegen hatte den „Heldentod“ erlitten.

Zu diesem Zeitpunkt bangte Magdalene Stricker, geborene Brünger, bereits seit Monaten um ihren Mann Fritz. Seit einem „erbitterten Handgemeine“⁵⁹ Ende Mai 1917 mit französischen Soldaten, die in seine Stellung eingedrungen waren, galt der 36-Jährige als vermisst. In den darauffolgenden Wochen und Monaten schrieb Magdalene Stricker an das Rote Kreuz und an einige Kameraden ihres Mannes, um etwas über Fritz in Erfahrung zu bringen. Keiner konnte ihr etwas Konkretes mitteilen. So blieb ihr nur, weiter auf Nachrichten zu warten. „Möglich ist es ja immerhin, dass er noch lebt und auf diese oder irgendeine andere Weise am

⁵⁹ Magdalene Stricker an Theodor Brünger, 18. August 1917.

Schreiben gehindert würde!“, versuchte die Mutter von zwei Kindern sich zu beruhigen. Aber die Wochen und Monate vergingen ohne Nachricht. Schließlich fand Magdalene für sich einen Weg, um ihre Sorgen und ihre Sehnsucht nach ihrem Mann einzuhegen: Sie las. „Es ist nur gut“, schrieb sie an ihren Bruder Theodor im Februar 1918, „dass es Bücher gibt“, und griff zu anspruchsvoller Literatur: „Ich habe jetzt zwei [Bücher] angefangen, die aber beide eine ziemlich schwere Kost sind.“ Die Bücher, von denen sie sprach, waren „Das deutsche Volk und die Politik“, 1915 verfasst vom Gründer der liberalen Deutschen Demokratischen Partei, Hugo Preuß (1860–1925). Das andere Buch mit dem Titel „Von kommenden Dingen“ stammte aus der Feder Walter Rathenaus (1867–1922), ebenfalls Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei und später Außenminister der Weimarer Republik. Die Frage, ob sich Magdalene Brünger auf die Zeit nach dem Ende des Kaiserreiches vorbereiten wollte, muss offenbleiben. Politische Bücher zu lesen, noch dazu von liberal Gesonnenen, war für eine Frau und nicht zuletzt für Magdalenes Kreise sicherlich ungewöhnlich. Ihre verzweifelte Hoffnung, ihren Mann lebend wiederzusehen, sollte sich nicht erfüllen.

6. Das Kriegsende

„Nun ist das Unglück hereingebrochen“, schrieb Theodor Brünger in seinem Jahresbericht 1919 und meinte damit zu allererst die deutsche Niederlage mit ihren großen Gebiets- und Bevölkerungsverlusten, den sogenannten „Schandfrieden“ von Versailles mit seinen Reparationsforderungen und schließlich die Abdankung Kaiser Wilhelms II. Da die Erwartungen 1914 so hoch gewesen waren, war der Fall nun umso härter und tiefer. Die Novemberrevolution 1918 wurde von vielen Deutschen als regelrechtes Trauma erlebt, die demokratisch verfasste Weimarer Republik galt ihnen als historische Katastrophe. Derlei Äußerungen finden sich in den überlieferten Briefen der Familie Brünger und ihrer Korrespondenzpartner nicht. Die Tendenz, die bereits ab 1916 zu beobachten ist, dass sich die Familienmitglieder kaum mehr zum Krieg äußerten, auch zu politischen Fragen keinerlei Stellung bezogen, verfestigte sich in den darauffolgenden Jahren. Zwar gingen immer noch Karten und Briefe hin und her, die Kinder von Theodor und Anna Brünger verfassten nun ebenfalls ihre ersten kleinen Briefe, aber man blieb an der Oberfläche, gratulierte sich an Geburtstagen und zu Geburten, übermittelte Weihnachts- und Neujahrsgrüße, tauschte Neuigkeiten über gemeinsame Bekannte aus und sprach gemeinsame Treffen ab. Annas Bruder Konrad, der 1918 in Kriegsgefangenschaft geraten war, machte hingegen aus seinem Herzen keine Mördergrube. Die Zukunft sah er negativ. Am 10. August 1919 gratulierte er

seinem Schwager Theodor zum Geburtstag und fragte, was er ihm wünschen sollte. Gesundheit? Freiheit?

„Gesund bist Du hoffentlich, das ist schließlich das Schönste. Freiheit hast Du, die uns fehlt, das wäre sonst das Zweite. Was soll ich Dir sonst sagen, ich weiß nichts, denn die Trostlosigkeit unserer Lage beschäftigt uns derartig, dass andere Gedanken keinen Raum haben. Was Wunder, dass sich letzten Abend im Nachbarlager wieder einer erhängt hat? Was soll denn mit uns werden? Wie lange will man uns halten? Unser Leben schänden? Müssen erst so viele geistig zerrüttet werden, damit der Triumph voll ist. Für uns gibt es keinen Trost für diese Zeit, man merkt es fast allen an, auch denen, die man für stark hielt. Viele lachen das zynische oder fatalistische Lachen der Verzweiflung.“

Auf dem Wittekindshof ging die Arbeit weiter. Die Häuser füllten sich langsam wieder, fast alle eingezogenen Mitarbeiter kehrten aus dem Krieg oder aus der Gefangenschaft zurück. Die Kriegsbetstunden aber behielt man bis 1920 bei, nur dass man jetzt nicht mehr – wie in der Vergangenheit – für einen deutschen Sieg, sondern für die Linderung der „vaterländischen Schmerzen und Sorgen“ betete.

Folgt man ihren Briefen und ihren Handlungen, dann hatten die Familie Brünger und ihre Angehörigen während der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) die an sie gestellten Erwartungen und Aufgaben erfüllt – als Soldat, als Pastor, als Anstaltsleiter, als Ehefrau und Mutter. Das Wort „Pflicht“ fand sich in vielen ihrer Briefe, manchmal wie beiläufig, manchmal – angesichts der zahlreichen an sie herangetragenen großen Zumutungen und existentiellen Herausforderungen – sich selbst und die Angehörigen beschwörend. Die meisten hatten sich von Gott behütet und geleitet gefühlt. Mit diesem Erfahrungswissen gingen die Überlebenden der Familie Brünger in die kommende Zeit.

Jürgen Kampmann

**Gogarten nach Barth: Eine Petition zur Neubesetzung des
systematisch-theologischen Lehrstuhls der
Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster 1929/1930
und deren kirchenaufsichtliche Bearbeitung**

Ulrich Heckel zum 60. Geburtstag

Bei gegenwärtigen Besetzungsverfahren von Lehrstühlen an evangelisch-theologischen Fakultäten in Deutschland ist es selbstverständlich, dass in den jeweiligen Berufungskommissionen wie auch in den Fakultätsräten neben Professorinnen und Professoren auch Angehörige des akademischen „Mittelbaus“ sowie studentische Vertreterinnen und/oder Vertreter an den Beratungen und Entscheidungen beteiligt sind und zu den vorliegenden Bewerbungen votieren können; ebenso wird nicht selten nach öffentlichen Probevorlesungen der Bewerberinnen und Bewerber mit einer daran anschließenden Diskussion mit diesen unter den weiteren dabei Anwesenden nach der jeweiligen Resonanz gefragt. Inwieweit die jeweiligen Einschätzungen und Interessen aus diesem Kreis dann tatsächlich bei der zu treffenden Entscheidung über die aufzustellende Berufsliste berücksichtigt werden, steht dahin – es dürfte aber niemanden geben, der solche Meinungsäußerungen für unbeachtlich erklären würde. Überraschend wäre es indes auch heute, wenn Personen, die nicht (mehr) der Universität angehören, mit Wünschen zur Besetzung eines Lehrstuhls vorstellig würden; vermutlich würde das bei den mit der Sache von Amts wegen befassten Gremien einen Abwehrreflex gegen den Versuch einer Einflussnahme „von außen“ auslösen – und damit im Ergebnis dem Anliegen der sich zu der Berufsfrage äussernden Interessenten mehr schaden denn nützen. Kaum vorstellbar wäre allerdings, dass man auf eine solche, von Pfarrern vorgetragene Petition im kirchlichen Dienst disziplinarrechtlich reagieren würde.

Wie anders in dieser Hinsicht noch in den Jahren der Weimarer Republik verfahren wurde, stellt eine Aktenüberlieferung aus dem Jahr 1929/1930 unter Beweis, die in der Personalakte des westfälischen Pfarrers Martin Berthold (* 22. Dezember 1902–† 4. Juni 1961)¹ erhalten ist.² Bei ihr

¹ Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4], S. 35 Nr. 441.

² S. Landeskirchliches Archiv (LkA) Bielefeld 1 alt 109.

ansetzend, sind aufschlussreiche Einblicke in diverse „Netzwerke“, deren spezifische Interessenlagen und die unternommenen Versuche zur Interessendurchsetzung zu gewinnen – nicht nur (wie nicht anders zu erwarten) im universitären Bereich, sondern auch hinsichtlich der der kirchlichen Leitungsebenen in Altpreußen wie der westfälischen Provinzialkirche im Winter 1929/1930.

Eine Petition junger westfälischer Pfarramtskandidaten und Pfarrer an den preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker zur Besetzung des Lehrstuhls mit Friedrich Gogarten

Martin Berthold hatte unter anderem in Münster Evangelische Theologie studiert; im Herbst 1929, als der dortige Lehrstuhl für Systematische Theologie angesichts des Wechsels von Karl Barth von der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn³ zur Wiederbesetzung anstand, war er als Pfarramtskandidat am Marthahaus in Bochum tätig.⁴

Dass er im pastoralen Dienst das Interesse an der universitären Theologie nicht verloren hatte, stellt ein Schreiben unter Beweis, mit dem er sich im Namen einer Reihe jüngerer Pfarrer und Pfarramtskandidaten am 2. Januar 1930 an den altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin wandte und diesen darüber informierte, sich in der Angelegenheit der an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster anstehenden Stellenbesetzung an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst

³ Robert Stupperich hat die Wirkung Barths in Münster ambivalent charakterisiert: „Er fand hier ein großes Auditorium und eine aufgeschlossene Studentenschaft, die von ihm fraglos Anregungen empfing. Eine anhaltende und starke Wirkung ist jedoch trotz der großen Studentenzahl, die die Fakultät in jenen Jahren aufwies, nicht zustande gekommen. Dazu ist Barths Lehrtätigkeit in Münster zu kurz gewesen.“ S. Stupperich, [Robert]: Der Weg der Evangelisch-Theologischen Fakultät durch vier Jahrzehnte. Festvortrag, in: Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Münster (1914–1954). Münster 1955. [= Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster 34], S. 14-42, Zitat S. 33f.

⁴ Das 1914 errichtete Marthahaus befindet sich an der Bergstraße 26 und wurde auf von der Evangelischen Kirchengemeinde Bochum zur Verfügung gestelltem Grundstück als Wohnheim für 50 berufstätige Frauen durch den Alten Evangelischen Frauenverein, dem seinerzeit 1.600 Mitglieder angehörten, in der Nachbarschaft zum Augusta-Krankenhaus errichtet. S. https://www.augusta-bochum.de/aka_aka_geschichte_martha.html. Der pastoral am Bochumer Marthahaus geleistete Dienst findet leider keine Berücksichtigung bei Murken, Jens: Die evangelischen Gemeinden in Westfalen. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 1: Ahaus bis Hüsten. Im Auftrag der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bielefeld 2008. [= Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen 11], S. 214-224, s. dort besonders S. 218.

und Volksbildung gewandt zu haben.⁵ Dieses Amt bekleidete zu dieser Zeit der als Hochschulreformer geltende und wirkende parteilose Orientalist Professor Dr. phil. Carl Heinrich Becker.⁶ Das Schreiben Martin Bertholds an den Evangelischen Oberkirchenrat war in höflichem Ton gehalten; gleich einleitend wurde darin auch zurückhaltend darauf hingewiesen, dass die Unterzeichner der Petition an den Minister mit dieser nicht „der Stellungnahme unserer obersten Kirchenbehörden“ vorgreifen und auch nicht „in die Rechte der theologischen Fakultät bei der Besetzung des systematischen Lehrstuhls in Münster“ eingreifen wollten.⁷ Man sehe sich aber zum Vorbringen einer Bitte in dieser Sache „legitimiert aus dem Bewußtsein der Verantwortung für unsere westfälische Heimatkirche, deren Sein und Werden bedingt wird durch die theologische Lehre an der Heimatuniversität“.⁸ Etwas zupackender geriet dann aber doch die am Schluss des Schreibens gewählte Formulierung: „Gerade und solange die Einflussnahme der Kirche bei Besetzung theologischer Lehrstühle noch nicht rechtlich festgelegt ist, halten wir unseren Schritt für berechtigt und geboten.“⁹

Damit wurde auf die Rechtslage vor Abschluss des Preußischen Kirchenvertrages vom 11. Mai 1931 angespielt, in welchem später in § 11 Absatz 2 ausdrücklich eine Beteiligung auch der kirchlichen Verwaltungsbehörde an Lehrstuhlbesetzungen für die Zukunft festgeschrieben war: „Vor der Anstellung eines ordentlichen oder außerordentlichen Professors an einer evangelisch-theologischen Fakultät wird der kirchlichen Behörde Gelegenheit zu gutachtlicher Äußerung gegeben werden.“¹⁰ Doch zum hier interessierenden Zeitpunkt im Winter 1929/1930 existierte diese eindeutige Regelung noch nicht, vielmehr befand man sich noch im Stadium von (Vor-)Verhandlungen zum Abschluss des Kirchenvertrages.¹¹ Aus heutiger Perspektive überraschend ist die außerordentlich hohe

⁵ Berthold an Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin [EOK]. Bochum, 2. Januar 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁶ Zu Beckers Wirken s. Düwell, Kurt: Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche. Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker, in: Historische Zeitschrift. Beiheft NF 1 (1971), S. 31-74; vgl. auch Grimme, Adolf: [Art.] Becker, Carl Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie 1 (1953), S. 711.

⁷ Berthold an Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin [EOK]. Bochum, 2. Januar 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ S. Vertrag der Evangelischen Landeskirchen mit dem Freistaat Preußen nebst Schlußprotokoll. Vom 11. Mai 1931, in: Lüttgert, Gottlieb: Verfassungsurkunde für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union vom 29. September 1922. Für den Handgebrauch erläutert und mit den zugehörigen Gesetzen hg. 2. Aufl., neu bearb. und ergänzt von Friedrich Koch. Berlin 1932. [= Handbuch des evangelischen Kirchenrechts 2], S. 331-341, Zitat S. 335.

¹¹ S. dazu Rathgeber, Christiane: Das Kultusministerium und die Kirchenpolitik 1817 bis 1934, in: Holtz, Bärbel [u.a.] (Bearbb.): Abteilung I. Das Preußische Kultusminis-

Bedeutung, die man diesem Vertrag an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Münster beimaß – in einer Beschreibung der Fakultätsgeschichte wird gar formuliert: „Das wichtigste Ereignis der Jahre 1930/31 ist der Abschluß des preußischen Staatskirchenvertrages“.¹² Im Stadium der zuvor 1929/1930 geführten Verhandlungen gab es erhebliche kirchliche Befürchtungen, es könne künftig zu einer massiven parteipolitischen Einflussnahme auf diese Lehrstuhlbesetzungen kommen oder gar (wie von theologisch liberaler Seite vorgeschlagen) zu einer allein durch den Staat als des Garanten der Wissenschaftsfreiheit bewirkten Berufung der Lehrstuhlinhaber.¹³ Die Verhandlungen, die kirchlicherseits durch den Präsidenten des altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, Hermann Kapler¹⁴, koordiniert und geleitet wurden, führten im Ergebnis dann aber doch dazu, eine regelmäßige kirchliche Beteiligung an den Verfahren in dem skizzierten Umfang für die Zukunft (und damit bis zu unserer Gegenwart) festschreiben zu können.¹⁵

Welcher Art war nun die Petition, die Martin Berthold und andere junge, zumeist westfälische Theologen, „die zufällig einander kennen“,¹⁶ Kultusminister Carl Heinrich Becker vortrugen? Die Unterzeichner des Schreibens – neben Berthold sind hier als Initiator der spätere Pfarrer, Leiter des EOK-Predigerseminars in Dünne (Kreis Herford) und Herforder Superintendent Dr. Wilhelm Bartelheimer¹⁷ sowie als Kommunikator

terium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur (1817–1934). Bd. 2.1. Das Kultusministerium auf seinen Wirkungsfeldern Schule, Wissenschaft, Kirchen, Künste und Medizinalwesen. Darstellung. Mit Beiträgen von Bärbel Holtz [u.a.]. Berlin 2010. [= Acta Borussica 2,I 2.1], S. 289–397, hier S. 349: Die entsprechenden Verhandlungen wurden insbesondere in der Amtszeit des Becker im Amt nachfolgenden Kultusministers Adolf Grimme ab Februar 1930 geführt.

¹² So Jacobs, Manfred: Die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Münster 1914–1933, in: Neuser, Wilhelm H[einrich] (Hg.): Die Evangelisch-Theologische Fakultät Münster 1914 bis 1989. Bielefeld 1991. [= Unio und Confessio 15], S. 42–71, Zitat S. 66.

¹³ So a.a.O., S. 66f. Anm. 75.

¹⁴ Zu Werdegang und Wirken Kaplers s. Nicolaisen, Carsten: [Art.]: Kapler, Hermann, in: RGG⁴ 4 (2001), Sp. 802.

¹⁵ Neuser, Manfred (wie Anm. 12), S. 67f. Vgl. dazu auch die Darstellung der politischen und konfessionspolitischen Zusammenhänge bei Besier, Gerhard: Die neue preußische Kirchenverfassung und die Bildung des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes, in: Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Staat und Kirche. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft. (1918–1992). Leipzig 1999. [= Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch] S. 76–117, hier S. 112–117.

¹⁶ So Martin Berthold [u.a.] an Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Bochum, 20. Dezember 1929. S. 1. GStA PK I. HA Rep. 76 Va Sekt. 13 Tit. IV Nr. 16 Bd. 2, Bl. 145–157; hier Bl. 145. Berthold und Bartelheimer hatten Ostern 1929 zusammen das 2. Theologische Examen abgelegt und waren einander freundschaftlich verbunden; so Berthold an Gogarten. Bochum, 17. Juni 1929. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,38. Bl. 1r.

¹⁷ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 21 Nr. 255.

der zu dieser Zeit gerade in eine erste Tätigkeit als Gemeindepfarrer in Grevenbrück eingeführte, später für den Reichskirchenausschuss unter Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner¹⁸ und sodann als Pfarrer von Westkilver (Kirchenkreis Herford) ebenfalls für das EOK-Predigerseminar in Dünne tätige Martin Stallmann¹⁹ zu nennen –²⁰ hoben zunächst hervor, dass sie „schon seit mehreren Jahren mit grossem Anteil“ Beckers Bemühungen verfolgt hätten, „in enger Zusammenarbeit mit der jungen Generation Wege zu einer geistigen Erneuerung zu finden“, die gegenwärtig ganz besonders in der Theologie erforderlich sei.²¹ Becker werde es „nicht verborgen geblieben sein, dass die liberale Theologie in ihren heutigen Erscheinungsformen weiten Kreisen der Jugend nicht mehr das zu geben vermag, was sie heute braucht.“²² Auch „modern-positive oder gar orthodoxe Theologie“ sei unbefriedigend, denn „hier sucht man von liberalen Voraussetzungen aus zu positiven theologischen Ergebnissen zu kom-

¹⁸ S. a.a.O., S. 578f. Nr. 7181. Zum Werdegang und Wirken Zoellners s. auch Schneider, Thomas Martin: Wilhelm Zoellner (1860–1937). Westfälischer Generalsuperintendent und Vorsitzender des Reichskirchenausschusses – Kirchenführer mit staatlicher Legitimation, in: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Band 4. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands. Frankfurt (Main) 2011. [= edition chrismon], S. 49–62. Schneider attestiert Zoellner eine theologisch dezidiert antiliberalen Haltung; s. a.a.O., S. 54.

¹⁹ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 485 Nr. 6013. – Stallmann und Berthold kannten sich aus Studentagen; s. Stallmann, Edith: Martin Stallmann – Pfarramt zwischen Republik und Führerstaat. Zur Vorgeschichte des Kirchenkampfes in Westfalen. Bielefeld 1989. [= Schriften zur politischen und sozialen Geschichte des neuzeitlichen Christentums 5], S. 62. – Stallmann hat sich übrigens zunächst nicht als Gogarten-, sondern als Bultmann-Schüler verstanden; s. seine Schilderung in dem von ihm im Frühjahr 1926 verfassten Lebenslauf, in dem Gogarten keine Erwähnung findet: „So ging ich nach Marburg. Ich hatte [Friedrich] Heiler rühmen hören. Er enttäuschte mich grenzenlos. Dagegen fand ich einen Kreis junger Studenten, die mir auch zu suchen schienen. Die ‚Akademische Vereinigung Marburg‘ hielt mich dann fest dort. Durch sie lernte ich [Rudolf] Bultmann persönlich näher kennen. Das war dann entscheidend für den weiteren Gang meines Studiums. Er verwies [!] mir, wenn auch nie direkt, so doch stets durch seine ganze Art zu arbeiten, mein Ansinnen an die Wissenschaft, mich zu lehren[,] was das höchste im Menschenleben sei, oder wie man mit dem Leben fertig werde. So wurde ich innerlich frei für wirklich wissenschaftliche Arbeit; diese richtete sich nun zunächst auf das Neue Testament, und diese sachliche Beschäftigung ist dann, ohne dass ich mein Wollen dahin noch richtete, nicht fruchtlos geblieben für den inneren Menschen. [...]“. Stallmann, Martin: Lebenslauf (ohne Datierung). Anlage zu: Stallmann an Konsistorium Münster, 20. März 1926. NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2, Bl. 5^v. Erst in einem 1946 abgefassten Lebenslauf hat Stallmann dann als theologische Lehrer vermerkt: „Rudolf Bultmann in Marburg, später daneben Friedrich Gogarten, jetzt Göttingen.“ S. Lebenslauf Martin Stallmann, Westkilver, 6. Juni 1946. NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2, Bl. 3 (rot).

²⁰ S. dazu Stallmann, Pfarramt (wie Anm. 19), S. 129f.

²¹ So Martin Berthold [u.a.] an Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Bochum, 20. Dezember 1929. S. 1. GStA PK I. HA Rep. 76 Va Sekt. 13 Tit. IV Nr. 16 Bd. 2, Bl. 145–157; hier Bl. 145.

²² Ebd.

men“, was aber, „um einen politischen Begriff zu verwenden, zu geistiger Reaktion“ führe.²³ Nachdem man sich zunächst generell so positioniert hatte, wurde dann ein ausführliches Plädoyer für eine Berufung des zu dieser Zeit als Pfarrer in Dorndorf (Saale) (in der Nähe Jenas) und als Privatdozent in Jena wirkenden Friedrich Gogarten²⁴ vorgetragen:

„In dieser theologischen Situation hat uns Jungen seit einigen Jahren neben *Barth* vor allem *Gogarten* wieder die Möglichkeit gezeigt, wirkliche Theologen zu werden. Die ausserordentliche Bedeutung Gogartens in unserer gegenwärtigen Theologie glauben wir im einzelnen nicht mehr darlegen zu brauchen. Wir müssen aber sagen, dass Gogarten uns wieder die Augen geöffnet hat für das theologische Fragen und für das eigentliche Thema der Theologie, um das es sich zu arbeiten lohnt. In ihm sehen wir den Theologen, der wieder echte Theologie treibt, der die Kirche auf ihre eigentlichen und wirklichen Aufgaben der Welt gegenüber hinweist, – der aus der Erstarrung der orthodoxen und liberalen Doktrin den christlichen Glauben befreit. Gogarten hilft uns Theologen, zu den Forderungen der Zeit ein positives Verhältnis zu gewinnen. Von ihm und seiner weiteren theologischen Arbeit erwarten wir die entscheidende Klärung der Fragen, die uns heute an der Geisteswende in Kirche und Staat gestellt sind. | Darum aber verstehen wir es nicht, dass die theologischen Fakultäten bis jetzt sich nicht entschliessen konnten, D. Gogarten zu berufen, von dem doch neben *Barth* entscheidend eine neue Epoche in der Theologie ausgegangen ist, um dessen Arbeit sich die theologische Diskussion seit einigen Jahren in der Hauptsache bewegt hat und weiter bewegen wird, und dessen Gedankengut man heute in der Theologie bewusst oder unbewusst weithin verwertet. Erst durch eine Berufung Gogartens selbst an eine Universität würde seiner vielfach geradezu als rettend empfundenen Gedankenarbeit die Wirkungsstätte gegeben, die ihr gebührt. | Wir dürfen vielleicht auch noch darauf hinweisen, dass, wenn heute der ‚Liberalismus‘ in Theologie und Kirche allgemein als ‚abgetan‘ hingestellt wird und daher die Gefahr immer grösser wird, dass stattdessen eine schon sehr merkbare theologische ‚Reaktion‘ um sich greift, dieser auch in Westfalen besonders

²³ A.a.O. S. 2, Bl. 146.

²⁴ Zum Werdegang und Wirken Gogartens s. Seubert, Harald: Friedrich Gogarten, in: Staatspolitisches Handbuch Band 3. Schnellroda 2012, S. 69-71; vgl. auch Zager, Werner (Hg.): Rudolf Bultmann/Günther Bornkamm. Briefwechsel 1926–1976. Tübingen 2014, S. 23 Anm. 11; vgl. weiter Göckeritz, Hermann Götz: Friedrich Gogarten, in: Hauschild, Wolf-Dieter (Hg.): Profile des Luthertums. Biographien zum 20. Jahrhundert. Gütersloh 1998, S. [215]-258. Zur Habilitation und zum Wirken Gogartens in Jena s. Leppin, Volker: Umbau zwischen den Zeiten. Zur Jenaer Theologischen Fakultät in der Weimarer Republik. [Sonderdruck aus:] Zeitschrift für Thüringische Geschichte 63 (2009), S. 321-331, dort S. 328.

drohenden Gefahr nicht wirksamer entgegengetreten werden kann als durch eine Berufung D. Gogartens.“²⁵

Und nicht zuletzt sei Gogarten auch selbst ein Westfale,²⁶ was ihm „eine persönliche Fühlungnahme zu seinen westfälischen Schülern“ sehr erleichtern werde.²⁷

Auf welche Weise die eigentlich von Wilhelm Bartelheimer ausgehende Initiative zu diesem Gesuch realisiert worden ist, hat bereits Edith Stallmann (vornehmlich allerdings aus der Perspektive Martin Stallmanns) in vielen Details beschrieben.²⁸ Ebenso ist belegt, dass das Gesuch bei Kultusminister Carl Heinrich Becker, dem es am 6. Januar 1930 im Rahmen einer persönlichen Unterredung von Martin Stallmann überreicht werden konnte,²⁹ nach dessen Eindruck durchaus positiv aufgenommen worden zu sein scheint, auch wenn Becker seinerseits keine Hoffnungen auf eine Berufung Gogartens nach Münster zu machen vermocht habe; Becker habe vielmehr beteuert, „dass wir mit unserer Betonung der Bedeutung Ihrer [Gogartens] Person offene Türen im Ministerium einrennten. [...] Es ist für uns garkeine [!] Frage, dass Gogarten einer von denen ist, den wir in allernächster Zeit berufen werden. Es schien zwar anfangs, als wenn Rechtskreise ihn vor allem propagierten, aber es scheint ja jetzt, dass sich da eine Front bis ganz zur Linken hinzieht. [...] Die politische Situation sei [aber mit Blick auf eine Berufung Gogartens nach Münster] ungünstig für unsere Bitte.“³⁰

²⁵ So Martin Berthold [u.a.] an Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Bochum, 20. Dezember 1929. S. 2f. GStA PK I. HA Rep. 76 Va Sekt. 13 Tit. IV Nr. 16 Bd. 2, Bl. 145–157; hier Bl. 146f.

²⁶ Gogarten stammte gebürtig aus Dortmund; s. Seubert, Gogarten (wie Anm. 24), S. 69. Der Hinweis auf die westfälische Landsmannschaft Gogartens wurde offenbar auf Anregung Rudolf Bultmanns (Marburg) in den Text des Gesuchs aufgenommen; s. Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 129 (mit S. 278 Anm. 11).

²⁷ So Martin Berthold [u.a.] an Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Bochum, 20. Dezember 1929. S. 3. GStA PK I. HA Rep. 76 Va Sekt. 13 Tit. IV Nr. 16 Bd. 2, Bl. 145–157; hier Bl. 147. – Betont wurde noch (a.a.O., S. 4), dass Gogarten keinerlei Kenntnis von dem an den Minister gerichteten Gesuch habe. – Keinen erkennbaren Zusammenhang scheint es bei dem Bemühen Bertholds und seiner Freunde zu dem bereits 1925 unternommenen Versuch zu geben, für die Fakultät in Münster eine neu einzurichtende „Weltanschauungsprofessur“ zu gewinnen und Gogarten auf diese zu berufen; s. dazu Jacobs, Manfred: Die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Münster 1914–1933, in: Neuser, Wilhelm H[einrich] (Hg.): Die Evangelisch-Theologische Fakultät Münster. 1914 bis 1989. Bielefeld 1991. [= Unio und Confessio 15], S. 42–71, dort S. 61.

²⁸ S. Stallmann, Pfarramt (wie Anm. 19), S. 129–131.

²⁹ A.a.O., S. 129f.

³⁰ Stallmann an Gogarten, Grevenbrück, 12. Januar 1930. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,734,1 Bl. 3. Auch zitiert in: Stallmann, Pfarramt (wie Anm. 19), S. 131; Beleg dazu a.a.O., S. 278, Anm. 21.

Die berichtete Einschätzung der Haltung Beckers ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass der Einsatz Bertholds und seiner Freunde durchaus nicht der einzige zugunsten einer Berufung Friedrich Gogartens war. Hier ist nicht nur auf Karl Barth selbst zu verweisen,³¹ sondern auch auf Karl

³¹ Barth stand mit Gogarten schon seit mindestens einem Jahrzehnt im Briefwechsel und verkehrte mit ihm per Du; s. Korrespondenz Barth an Gogarten, in: SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,14, passim. S. zu den Kontakten in Sachen der Neubesetzung des Münsteraner Lehrstuhls für Systematische Theologie Neuser, Wilhelm Heinrich: Karl Barth in Münster 1925–1930. Zürich 1985. [= Theologische Studien 130], S. 61. Vgl. Jacobs, Fakultät (wie Anm. 27), S. 68 Anm. 79: Barth hatte zunächst geltend gemacht, dass „die Arbeit meines hiesigen Nachfolgers eine solche sein (möchte), die ich als Fortsetzung der meinigen einschätzen darf“, und dann konkretisiert: „Ich habe zu Gogarten das unbedingte Vertrauen, daß er die Richtung und das Niveau der Forschungs- und Unterrichtsarbeit, wie ich sie in Vorlesungen und Übungen und meiner literarischen Tätigkeit zu halten suchte, nicht nur halten, sondern in seiner Weise verbessern wird.“ Schon im Vorfeld der anstehenden Beratungen hatte Barth Gogarten versprochen, „dass ich im Blick auf die nötige Neubesetzung von Münster in Berlin und in Münster selbst deinen Namen an erster Stelle nennen werde.“ So Barth an Gogarten. Oberrieden, 19. September 1929. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,14 Bl. 36; Kopie eines Durchschlags im Karl-Barth-Archiv Basel; auch abgedruckt in: Göckeritz, Hermann Götz (Hg.): Friedrich Gogartens Briefwechsel mit Karl Barth, Eduard Thurneysen und Emil Brunner. Mit einer Einführung herausgegeben. Tübingen 2009. Nr. I 77, S. 266f., Zitat S. 267. Dass Gogarten in dem im Berliner Ministerium zuständigen Ministerialdirektor Dr. Werner Richter [zu diesem s. Reinermann, Lothar: (Art.) Richter, Werner, in: NDB 21 (2003), S. 539f.] gleichfalls einen Befürworter hatte, berichtete Barth Gogarten ebenso; s. Barth an Gogarten. [Münster], 1. Oktober 1929, in: Göckeritz, Gogartens Briefwechsel (wie Anm. 31), Nr. I 79, S. 268f. – Seine amtliche Stellung als Dekan der Fakultät, die es erforderte, dass er Kraft Amtes das Votum der Fakultät wie auch sein persönliches Sondervotum zu der anstehenden Lehrstuhlbesetzung an das zuständige Ministerium übersenden musste, nutzte Karl Barth zu einem Begleitschreiben an Werner Richter, in dem er sein eigenes Agieren in dieser Personalfrage detailliert schilderte und hinzufügte: „Es ist mir nicht unwichtig festzustellen, dass mein Eintreten für Gogarten nicht etwa das Eintreten eines Freundes für einen Freund bedeutet. Ich stehe zu Gogarten persönlich in keinem näheren Verhältnis. Auch unsere wissenschaftlichen Wege verlaufen keineswegs parallel. [...] Ich meinerseits stehe bedenkl. gegenüber einmal der gewissen Enge seines theologischen Interessenkreises, sodann der Anziehungskraft, die früher die Grisebachsche, jetzt die Heideggersche Philosophie auf ihn auszuüben scheint, endlich dem akzentuierten Luthertum, wie er es vertritt. Ich spreche das offen aus, um Ihnen zu sagen, dass es mir durchaus nicht etwa leicht fällt, gerade ihn für meine Nachfolge in Vorschlag zu bringen[,] und dass es ernstlich begründet ist, wenn ich es dennoch tue“. S. Barth an Richter. [Münster], 3. Dezember 1929, in: Göckeritz, Gogartens Briefwechsel (wie Anm. 31), Anhang 2, S. 386–388, Zitat S. 386f. Auch über das Schreiben an Richter informierte er Gogarten; s. Barth an Gogarten. [Münster], 4. Dezember 1929. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,14 Bl. 41; Kopie eines Durchschlags im Karl-Barth-Archiv Basel; abgedruckt in: Göckeritz, Gogartens Briefwechsel (wie Anm. 31), Nr. I 86, S. 279–281; als Resümee mit Blick auf die Gogarten gegenüber ablehnende Haltung der weiteren Mitglieder der Fakultät formulierte er (a.a.O., S. 280): „Dieser Brief ist also ein Gruss von einem Leichenfeld, das noch schauriger aussehen wird, wenn Becker und Richter nun wirklich auf meinen dringenden Anruf [!] und auf alles das, was von anderer Seite bei ihnen geschehen sein soll, hören werden.“

Ludwig Schmidt³² und Magdalene von Tiling³³, die sich für Gogarten im Herbst 1929 beim preußischen Kultusministerium verwendet hatten.³⁴ Überdies ist auf Unterstützung für Gogarten auch aus dem Friedrich-Naumann-Kreis in Hamburg, von Gogarten-Lesern in Berlin, Gemeindegliedern aus der rheinischen Kirchenprovinz und der Oldenburgischen Landeskirche, Religiösen Sozialisten aus dem Rheinland sowie zwanzig einzelnen Persönlichkeiten ganz verschiedener Herkunft und Prägung zu verweisen.³⁵

Dennoch wurde schließlich nicht Friedrich Gogarten, sondern der Sozialdemokrat Prof. Dr. Otto Piper³⁶ als Nachfolger Karl Barths auf den vakanten Lehrstuhl für Systematisch-Theologische Theologie in Münster berufen,³⁷ offenbar nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines (mit Aus-

³² Schmidt lehrte Neues Testament an der Theologischen Fakultät in Bonn; er stand zur Gruppe der Gesuchsteller in direktem Briefkontakt; s. Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 134 (mit S. 279 Anm. 34 und Anm. 35).

³³ Zum Werdegang und Wirken Magdalenes von Tiling s. als zeitgenössische knappe Darstellung von Winnecke, Hedwig: [Art.] von Tiling, Magdalene, in: RGG², Bd. 5, Tübingen 1931, Sp. 1181; vgl. Roggenkamp-Kaufmann, Antje: Magdalene von Tiling, in: Hauschild, Wolf-Dieter (Hg.): Profile des Luthertums. Biographien zum 20. Jahrhundert. Gütersloh 1998. S. [721]-741. Magdalene von Tiling war seit 1921 Abgeordnete der DNVP im preußischen Landtag (so a.a.O., S. 723). Zu ihrer theologischen Orientierung und der Zusammenarbeit mit Friedrich Gogarten seit Mitte der 1920er Jahre s. a.a.O., S. 731f. Vgl. auch Göckeritz, Gogarten (wie Anm. 24), S. 240 Anm. 83. Ein von Magdalene von Tiling selbst (nicht vor dem 1. Juli 1941) verfasster Lebenslauf liegt vor in SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,784 Beilage 22.

³⁴ S. dazu Schneider-Ludorff, Gury: Magdalene von Tiling. Ordnungstheologie und Geschlechterbeziehungen. Ein Beitrag zum Gesellschaftsverständnis des Protestantismus in der Weimarer Republik. Göttingen 2001. [= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 35], S. 221f.

³⁵ So Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 130f. Von diesen hatten (später) beruflich einen westfälischen Kontext: Georg Merz (München) [s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 328 Nr. 4125], Prof. Dr. Hans Ehrenberg (Bochum) (s. a.a.O., S. 113 Nr. 1441), Studiendirektor Georg Müller (Bethel) (s. zu dessen Wirken in Bethel Rödding, Gerhard: Auf neuen Wegen oder in alten Gleisen? Betrachtungen zur Schulpolitik der Evangelischen Kirche von Westfalen im Blick auf die Höheren Schulen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, in: JWKG 112 (2016), S. 393-453, dort S. 403-405, insbesondere S. 403 Anm. 41), Pfarrer Hermann Wilm (Bethel) (s. Bauks, Pfarrer, S. 560f. Nr. 6970) und Pfarrer Eduard Wörmann (Bethel) (s. a.a.O., S. 570 Nr. 7082).

³⁶ Zu theologischen Ausrichtung der Arbeit Pipers und dessen Engagement für die „jungevangelische Bewegung“ s. Jacobs, Fakultät (wie Anm. 27), S. 68f. Zur Mitgliedschaft Pipers in der SPD s. a.a.O., S. 69 Anm. 83.

³⁷ Schneider-Ludorff, Tiling (wie Anm. 34), S. 222. – Zum Werdegang und Wirken Pipers s. Graf, Friedrich Wilhelm: [Art.] Piper, Otto Alfred, in: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), S. 464f. – Die Entscheidung des Kultusministers für Piper ist offenbar Mitte März 1930 gefallen; s. Der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (i.V. Lammers) an EOK, Berlin, 17. März 1930. EZA Berlin 7/4340, Bl. 76^v; Bedenken dagegen wurden vom EOK nicht erhoben; s. EOK an Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, B[er]l[in]-Ch[arlottenburg], 31. März 1930. EZA Berlin 7/4340, Bl. 76^v; daraufhin wurde Piper zum ordentlichen Professor an der Universität Münster ernannt; s. Der Preußische Mi-

nahme von Karl Barth selbst) einmütigen Votums der Professorenschaft der Münsteraner Evangelisch-Theologischen Fakultät gegen Gogarten.³⁸ Wilhelm Bartelheimer kommentierte das gegenüber Gogarten mit der Bemerkung: „So eben bekomme ich aus Münster die Nachricht, daß Pieper [!] Barths Nachfolger geworden ist. Es ist zum [!], in jeder Weise *einfach jämmerlich*. Bei Ihnen, Herr Doktor, kann man wirklich sagen, wie hier die alten Leute sprechen: ‚*Das soll so sein!*‘ Denn ‚normal‘ geht das ja schon lange nicht mehr zu.“³⁹

Dass bei dieser Lehrstuhlbesetzung tatsächlich in erheblichem Maße auch partei- und (kultur-)politische Interessen der Zeit eine Rolle gespielt haben, ist nicht zu übersehen – die von Martin Berthold und den Mitunterzeichnenden eingegebene Petition ist offenbar in einem späten Stadium des laufenden Berufungsverfahrens noch „nachgeschoben“ worden,⁴⁰ um damit vermuteten politischen Bedenken gegen Gogarten entgegenzuwirken: Denn würde nicht der liberal orientierte Kultusminister Becker in einer Berufung Gogartens wegen dessen bekanntem theologischem und pädagogischem Zusammenwirken mit der der DNVP zugehörigen Magdalene von Tiling ein (aus seiner liberalen Sicht nicht wünschenswert erscheinende) „Driften nach rechts“ sehen?⁴¹

Zu allererst aber ging es den Petenten darum, den Münsteraner Lehrstuhl für einen Vertreter der Dialektischen Theologie über das dortige Ausscheiden Karl Barths hinaus zu sichern. Erstaunlich ist allerdings, dass man dabei den Terminus „Dialektische Theologie“ selbst nicht zur Bezeichnung des eigenen Anliegens verwendet hat. In der wissenschaftlichen theologischen Diskussion war dieser aber 1929 bereits etabliert,⁴² und in dem gerade erst 1928 erschienenen zweiten Band der 2. Auflage der RGG war auch Friedrich Gogarten unzweideutig als einer der Ver-

nister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an EOK. Berlin, 12. April 1930. EZA Berlin 7/4340, Bl. 77r.

³⁸ S. dazu Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 128.

³⁹ So Bartelheimer in einer mit Bleistift nachgesetzten Bemerkung zu Bartelheimer an Gogarten. Ostkilver, 18. [?] Februar 1930. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,12 Bl. 14f.; Zitat Bl. 15v-15v. Zuvor hatte Bartelheimer die Hoffnung auf eine Berufung Gogartens nach Münster noch nicht aufgegeben gehabt (a.a.O., Bl. 14r): „Dr. Michael schrieb mir vor einiger Zeit, daß Grimme Sie unbedingt in Münster durchdrücken möchte, allerdings will er auch offenbar nicht allzusehr die Fakultät brüskieren. Einen der Herren in Münster noch herumkriegen zu wollen, scheint mir nach allem, was mir Berthold schrieb, ein aussichtsloses Unternehmen zu sein. O[tto] Schmitz ‚schätzt zwar manches an Ihnen[‘], aber entscheidender sei ihm offenbar ‚der Friede in der Fakultät‘ etc.“

⁴⁰ S. a.a.O., S. 129; demnach hat Wilhelm Bartelheimer die Initiative zu dem Gesuch an Kultusminister Becker erst am 12. Dezember 1929 ergriffen, und erst am 30. Dezember 1929 lag das Resultat der unternommenen Unterschriftensammlung vor (a.a.O., S. 130).

⁴¹ S. Schneider-Ludorff, Tiling (wie Anm. 34), S. 222.

⁴² S. Fricke, Paul: [Art.] Dialektische Theologie, in: RGG², 1 (1927), Sp. 1909-1914.

treter Dialektischer Theologie charakterisiert worden.⁴³ Ob man die Verwendung dieses Terminus gegenüber dem als liberal geltenden Carl Becker gescheut hat, weil er zeitgenössisch weithin mit „Neorthodoxie“ in Verbindung gebracht wurde –⁴⁴ man aber unbedingt vermeiden wollte, eine solche Assoziation zu wecken?

Karl Barths Engagement in den Bemühungen um seine Nachfolge

Karl Barth, dem als Dekan im Wintersemester 1929/1930 ausgerechnet selbst die ordnungsgemäße Durchführung des Berufungsverfahrens für die Nachfolge auf seinem Lehrstuhl an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster von Amts wegen oblag, hat klar zugunsten Friedrich Gogartens „Stellenbesetzungspolitik“ betrieben, nicht zuletzt auch gegenüber dem im preußischen Kultusministerium zuständigen Ministerialdirektoren Werner Richter^{45,46}. Dabei kann nicht darüber hinweggesehen werden, dass Barth sich auch nicht im Geringsten gescheut hat, sich über die an sich bestehende Verpflichtung zur Verschwiegenheit über die Gremienberatungen hinwegzusetzen: Er hat – trotz daran deutlich geäußer-

⁴³ S. Fricke, P[aul]: [Art.] Gogarten, Friedrich, in: RGG², 2 (1928), Sp. 1303f.: „G[ogarten]s ‚gläubiges Denken‘ (¶ Dialektische Theologie) bekämpft mit schroffer Entschiedenheit die herrschende Theologie. Er müht sich um einen neuen Begriff der Geschichte, sich von ¶ Troeltschs Historismus loslösend [...] Wirkliche Geschichte geschehe nur im Akt des Glaubensgehorsams, in dem ein Ich ohne Flucht in weltanschauliche Deutungen seiner Lage und ohne eigene Ansprüche den unbedingten Anspruch eines konkreten Du vernehme. G[ogarten] erneuert Erkenntnisse Luthers über Offenbarung, Wort Gottes, Gerechtigkeit Gottes. Gott selbst fällt durch sein vernommenes ¶ Wort die Entscheidung über einen Menschen. Auf das Hören des Wortes [...] kommt alles an. Nur in seiner reinen Verkündigung könne die Kirche der Welt ihren schuldigen Dienst erfüllen. [...] Es gelte, in der theologischen Besinnung die Ichhaftigkeit des idealistischen Denkens und Tuns ebenso wie die der moralischen Hybris als verhängnisvolle Illusionen zu erkennen.“ Fricke hatte Gogarten den diesen betreffenden, von ihm zur Veröffentlichung vorbereiteten Artikel vorab zur Kenntnis und etwaigen Korrektur zukommen lassen; s. Fricke an Gogarten. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,178. Bl. 1^r; eine Reaktion Gogartens darauf ist a.a.O. in dessen Nachlass nicht vorhanden, was dafür spricht, dass Gogarten mit der in diesem Artikel über seine Person und theologische Orientierung gegebenen Darlegung einverstanden war.

⁴⁴ So Lessing, Eckhard: Zwischen Bekenntnis und Volkskirche. Der theologische Weg der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union (1922–1953) unter besonderer Berücksichtigung ihrer Synoden, ihrer Gruppen und der theologischen Begründungen. Bielefeld 1992. [= Unio und Confessio 17], S. 167.

⁴⁵ Nicht Julius Richter – so unzutreffend erläutert zu: Barth an Thurneysen. [Münster], 6. Oktober 1929, in: Barth, Karl/Thurneysen, Eduard: Briefwechsel. Bd. 2. 1921–1930. Bearbeitet und hg. von Eduard Thurneysen. Zürich 1974. [= Karl Barth Gesamtausgabe V,2], S. 677–681, hier S. 680 Anm. 2.

⁴⁶ So bei einer Unterredung in Berlin Ende September oder Anfang Oktober 1929; zu entnehmen aus: Barth an Thurneysen. [Münster], 6. Oktober 1929, in: Barth/Thurneysen, Briefwechsel 2 (wie Anm. 45), S. 677–681, hier S. 677.

ter, aber folgenlos bleibender Kritik – Interna der Beratungen in der Fakultät an außenstehende Dritte weitergegeben, mündlich wie auch schriftlich; insbesondere hielt er Eduard Thurneysen mit vielen Details „auf dem Laufenden“.⁴⁷ Aber auch Friedrich Gogarten hat er sofort nach

⁴⁷ S. etwa ebd., S. 678f.: „Gestern [5. Oktober 1929] hatten wir Fakultätssitzung, wo es sich entschied, daß ich nun dennoch für diesen Winter als Dekan anzutreten habe. Es wird nicht ganz leicht sein, weil als erstes Geschäft sofort die Liste für meine Nachfolge in Betracht kommen wird. Schon gestern wurden die ersten Fühler ausgestreckt und zeigte es sich, daß es bei dieser Haupt- und Staats-Aktion nicht ohne Friktionen abgehen wird. Stählin ist entschieden gegen Gogarten, mit der dürren Begründung, daß er in ihm einen absolut unverträglichen und unerträglichen Kollegen erwarten müßte. Es ist greulich, was er sich für einen Ruf als unmögliches Borstentier gemacht hat. Es wundert mich ja nachgerade auch, daß er mir auf verschiedene Mitteilungen, die ich ihm in der Sache zukommen ließ, noch keine Zeile Antwort gegeben hat. Weiß der Himmel, was er Böses von mir denken und wie er von mir reden mag. Aber es ist klar, daß er die Stelle nun haben muß, und ich habe vor, die Sache durch alle Instanzen hindurch, also notfalls mittelst eines Separatvotums an den Minister durchzupauken. [...] am 19. [Oktober] haben wir die erste Sitzung über diese Listenangelegenheit.“ S. weiter Barth an Thurneysen. [Münster], 16. November 1929, in: Barth/Thurneysen, Briefwechsel 2 (wie Anm. 45), S. 686-689, hier S. 686-688: „Die große Sorge des Augenblicks ist die Frage meiner Nachfolge. Du mußt aber von dem, was ich dir da erzähle, kein Wörtlein verlauten lassen, da eigentlich alles ‚Fakultäts-Geheimnis‘ ist. Ich bin also in der Tat dabei, Gogarten zu ‚starten‘, und das ist in der Tat ein saures und wenig dankbares Stück Arbeit. [...] Es will ihn hier kein Mensch, sondern alle, alle wollen ihn mit aller Bestimmtheit nicht. Ich habe ihm das geschrieben, rein als Mitteilung natürlich, aber er hat mir geantwortet, er bitte mich dennoch, die Aktion fortzusetzen, er glaube[,] das der Bedeutung seiner Arbeit schuldig zu sein. Na ja. Die anderen wollen vor allem – unsern andern Freund Emil Brunner. [...] Ich schrieb nun an Brunner, schilderte ihm die ganze Lage und bat ihn, mir (natürlich zugunsten Gogartens) ausdrücklich zu bestätigen, was er mir vor drei Jahren einmal mündlich gesagt: er würde den Ruf nicht annehmen. Wäre es nicht anständig von ihm gewesen – besonders angesichts seines neuesten Verhältnisses zu Gogarten –, wenn er das getan hätte? Aber nein, er antwortete mir so, daß ich mit dem Brief nichts anfangen konnte (sehr wahrscheinlich nicht annehmen) [...] Und nun scheint er überdies von jenem meinem Brief auch noch geplaudert zu haben, denn als ich heute Morgen in die Sitzung kam, hatte ich zunächst einen Entrüstungssturm zu überstehen: ‚Man‘ wußte von diesem Brief und man behauptete zu wissen, daß Brunner mir ablehnend geschrieben habe (was nun leider nicht einmal wahr ist), und klagte mich eben wegen Verletzung des Fakultätsgeheimnisses an. Ich hatte ihn unter ‚Streng vertraulich‘ geschrieben, und außer Nelly [Barth, geb. Hoffmann] und Lollo [Charlotte von Kirschbaum] wußte niemand darum. Es kann wirklich nur von Zürich aus ausgekommen sein, wie, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Es gelang dann, den Sturm zu beschwören. Aber das Ergebnis ist, daß Emil wahrscheinlich doch auf die Fakultätsliste kommt, neben ihm vermutlich [Paul] Tillich und hinter ihm [Otto] Piper, der es an sich verdienen würde ... und kein anderer als der Rechtfertigungskörperle [Adolf Köberle], um den sehr bezeichnender Weise ein allgemeines Reißen angeht (Helmi [Wilhelm] Vischer erzählte gestern, daß man auch in Bethel an ihn denkt). Ich habe, als ich mit Gogarten auf allgemeinen Widerspruch stieß, von Anfang an erklärt, daß ich für ihn ein Separatvotum beim Minister einlegen werde, und das werde ich auch tun. Und mir ist vorgestern [14. November 1929] von allen Seiten zugerufen [worden], daß soeben der Minister sowohl als der mächtige Herr Richter sich dahin ausgesprochen hätten, sie erwarteten von mir eben

dem Ende einer Fakultätssitzung am 1. November 1929 geradezu einen „Erlebnisbericht“ mit sogar wörtlichen Zitaten von in dieser Sitzung gefallenen Äußerungen geliefert.⁴⁸

Im Nachhinein schätzte Karl Barth sein eigenes großes Engagement zugunsten einer Berufung Friedrich Gogartens indes als verkehrt ein – auch wenn die Veranlassung zu dieser Neubewertung dieser gar nicht selbst gegeben hatte. Auslöser war vielmehr Barths Miterleben eines Vortrags, den Magdalene von Tiling im Februar 1930 in Münster hielt:

„Gestern [7. Februar 1930] hatten wir hier einen ganz schlimmen Abend: Vortrag der Frau von Tiling in der theologischen Fachschaft. ‚Gibt es eine evangelische Pädagogik?‘ Antwort: man weiß das so genau nicht. [...] Sie hätte wirklich nicht hierher [!] kommen sollen und überhaupt: *dieses* Weib sollte schweigen in der Gemeinde [...]. Sie redete zuerst ganz kaltschnau-

dieses Separatvotum, um daraufhin Gogarten wirklich zu berufen. Also: sie sollen es haben und werden es haben, und hoffentlich halten die Mächtigen in Berlin dann auch ihr Wort.“ – Vgl. auch Barth an Thurneysen. [Münster], 26. Januar 1930, in: Barth/Thurneysen, Briefwechsel 2 (wie Anm. 45), S. 699–706, hier S. 703. – Herrn Prof. Dr. Albrecht Geck (Osnabrück/Recklinghausen) danke ich für den freundlichen Hinweis, dass die indirekt an Karl Barth gelangte Aufforderung, er solle sich in einem Separatvotum für eine Berufung Gogartens nach Münster einsetzen, auch durch den Briefwechsel Rudolf Bultmanns mit Karl Barth belegt ist; Bultmann informierte Barth über einen entsprechenden Telefonanruf aus dem preußischen Kultusministerium am 14. November 1929 [s. Bultmann an Barth. Marburg, 14. November 1929, in: Jaspert, Karl (Hg.): Karl Barth – Rudolf Bultmann. Briefwechsel 1911–1966. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Zürich 1994, Nr. 54, S. 95f.] und stellte auf Bitten Barths (Barth an Bultmann. Münster, 23. November 1923, in: a.a.O., Nr. 55, S. 96f.) auch ein von ihm früher verfasstes Separatvotum zugunsten Gogartens zur Verfügung, s. Bultmann an Barth. Marburg, 25. November 1929, in: a.a.O., Nr. 56, S. 97–99, dort S. 97f. – Die erwähnten Separatvoten Bultmanns und Barths sind veröffentlicht in: Vogel, Lothar (Hg.): Die Sondervoten von Rudolf Bultmann und Karl Barth zugunsten Friedrich Gogartens aus dem Jahre 1929. Drei Aktenstücke zur Geschichte der Dialektischen Theologie, in: Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte 7 (2000), S. 127–167.

⁴⁸ S. Barth an Gogarten. Münster, 1. November 1929. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,14 Bl. 40. Barth hatte Gogarten a.a.O., Bl. 39^r, die Situation so beschrieben: „Es zeigte sich sofort, dass die Meinung ausnahmslos der ganzen Fakultät bis hinunter zu dem kleinen Privatdozenten, der als Nicht-Ordinarien-Vertreter auch mitwirken darf, gegen dich ist. Es handelt sich, wie bei den Nominationen, die die Anderen dann ihrerseits machten, herauskam, nicht darum, dass die Fakultät nicht Willens wäre, mir einen Nachfolger verwandter Richtung und Arbeitsweise zu geben. Es ist auch die Bedeutung der Substanz deiner besonderen Arbeit ziemlich von allen Seiten selbstverständlich anerkannt worden, aber dann kamen immer wieder zwei Einwände. Der erste: Man könne nach vielen oder allen über dich eingezogenen Nachrichten nicht mit dir leben, du habest ‚zu wenig Verständnis für andere Menschen und Situationen‘, du übest eine ungute Polemik, d[as] h[eißt] eine solche, bei [der] nicht zuvor auf das, was der Andere gesagt, wirklich gehört worden sei u[nd] s[o] w[eiter]. Der zweite: deine didaktischen Fähigkeiten seien zu bezweifeln, du seiest ein ‚kritisches Korrektiv, aber kein Lehrer‘, es sei zu befürchten, dass durch deinen Einfluss auf die Studenten deren ruhige und sachgemäße Arbeit auch in den andern Disziplinen gehindert werde [...]“.

zig, nur durch eine unerhörte Sicherheit störend, kehrte aber in der Diskussion alsbald die Lehrerin nicht nur, sondern offenkundig die baltische Baronin (es fehlte nur die Reitpeitsche, und ich konnte gestern auf einmal die dortigen angeblichen Christenverfolgungen der Bolschewiken ein wenig verstehen!) heraus – auch gegen mich, als ich mir eine kleine Gegenrede erlaubte, und ging schließlich zu einem gestaltlosen Kreischen und Beteuern über, das eine Diskussion ganz ausschloß. [...] Sie hat im Übrigen alle ungunstigen Eigenschaften unseres Freundes Friedrich [Gogarten] mit ihm gemein: das Nicht-Hören-Können, den bloß galligen Humor, das herrische Anschreien jedes Widersprechers, die Enge der Gesichtspunkte. Sage doch dem Lukas [Christ], auch W[ilhelm] Vischer, der die Sache miterlebte, sei mit mir im Entsetzen über diese schreckliche Tante einig gewesen, und diese Belehrungsquelle Gogartens kennen, nun wirklich aus nächster Nähe kennen gelernt zu haben, sei für mich in bezug auf mein Verhältnis zu diesem nun geradezu eine verheerende Sache gewesen. Gut, daß der Krach um meine hiesige Nachfolge schon hinter mir liegt. Ich weiß wirklich nicht, ob ich ihn auf mich genommen hätte, wenn ich die in [Gogartens seinerzeitigem Pfarrdienstort] Dorndorf vertretene Lehre vorher in so anschaulicher Gestalt erlebt hätte.⁴⁹

Unmut im EOK in Berlin

Welche Reaktion Barths Agieren im altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrat ausgelöst hat, ist nicht bekannt, doch die Petition Martin

⁴⁹ Barth an Thurneysen. [Münster], 8. Februar 1930, in: Barth/Thurneysen, Briefwechsel 2 (wie Anm. 45), S. 714-718, Zitat S. 715f. Magdalene von Tiling selbst sah in der Rückschau auf ihren Vortrag in Münster hauptsächlich eine parteipolitische Motivation hinter dem in Münster zutage getretenen Konflikt: „Ich habe in Münster weder in der Diskussion noch in meinem Vortrag Sie [Gogarten] erwähnt. Barth war es, der Sie im Zusammenhang mit Ihrem Urteil über die französische Revolution erwähnte. Ich kann diesen erneuten Angriff auf meine Freundschaft mit Ihnen nur als einen Versuch ansehen, Sie und mich auseinander zu bringen. [...] Dann muss ich alle diese Angriffe ansehen als die eines Sozialisten auf jemand, der deutschnational ist. Dann ist es ein Hineinziehen persönlicher Dinge in den parteipolitischen Kampf. [...] Ich habe in Münster ausdrücklich gesagt, dass ich *nicht* auf Heidecker [!] (wie jemand meinte) stünde, sondern diese Dinge bei Luther gefunden hätte. Offenbar genügt es schon, Luther zu nennen, um Ihnen zu schaden. [...] Ich hatte immer gedacht, dass auf theologischem Gebiet eine Stelle da wäre, wo man trotz verschiedener Haltung sich freundschaftlich verständigen könnte. Ich sehe jetzt, dass dies nicht möglich ist, sondern dass auch dort die Parteipolitik alles bestimmt. Ein Jammer für unser Volk, ein furchtbares Zeichen für seine Führerlosigkeit! Denn Menschen, die so eng parteipolitisch denken, sind keine Führer.“ S. Verband Evangelischer Religionslehrerinnen (Tiling) an Gogarten. Berlin, 18. März 1930. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,784 Bl. 14. – Den zwischen Barth und Gogarten sich entwickelnden theologischen Dissens hat Magdalene von Tiling in einer Rezension eingehend erläutert, s. Tiling, M[a]gd[alene] von: [Rez.:] Friedrich Gogarten: „Gericht oder Skepsis“. Eine Streitschrift gegen Karl Barth, in: Schule und Evangelium 12 (1937), Nr. 3, Juni 1937, S. 46-68; vorhanden in: SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,784 Beil. 24, Bl. 92-110.

Bertholds und seiner im pastoralen Dienst stehenden theologischen Freunde und Freundinnen in Westfalen zugunsten Friedrich Gogartens hat dort nachweislich für erheblichen Unmut gesorgt. Hatte das Konsistorium der Kirchenprovinz Westfalen in Münster das Anschreiben Bertholds an den EOK vom 2. Januar 1930 noch kommentarlos mit bloßem Sichtvermerk weitergeleitet,⁵⁰ so meldete sich daraufhin EOK-Präsident Hermann Kapler am 13. Februar 1930 beim Konsistorium „zunächst“ mit dem Ersuchen, Berthold „zu einer Äußerung darüber zu veranlassen“, „wie [er] ein so ungewöhnliches Unternehmen, daß er sich mit einer die Kirche aufs höchste berührenden und den zentralen Instanzen zustehenden Sache ohne unser Wissen und ohne unsere Zustimmung an den Herrn Minister für Wissenschaft[t], Kunst und Volksbildung gewandt hat, rechtfertigen zu können“ glaube.⁵¹ Auch der Zweck dieser Nachfrage wurde seitens des EOK benannt – das Konsistorium werde „zu prüfen haben, ob ein Vorgehen im Aufsichtswege gegen den Pfarramtskandidaten angezeigt ist.“⁵²

Warum reagierte man auf die Petition im EOK derart empfindlich? Offenbar geriet sie in eine sich für den EOK als besonders heikel darstellende, den Geschuchstellern aber unbekannt Situation bei den laufenden Verhandlungen über den Abschluss eines Kirchenvertrages zwischen dem preußischen Staat und den in Preußen bestehenden evangelischen Landeskirchen hinein.⁵³ So ist einer vertraulichen Niederschrift vom 30. November 1929 über den Stand dieser Verhandlungen nicht nur eine deutlich divergierende generelle Einschätzung des bis dahin bei den Unterhandlungen Erreichten unter den kirchlicherseits Beteiligten festgehalten,⁵⁴ sondern auch speziell zur sogenannten „Universitätenfrage“, also hinsichtlich der dem EOK für die Zukunft zukommen sollenden Rechte bei der Berufung von Professoren auf Lehrstühle an den evange-

⁵⁰ Gegen die Darstellung von Stallmann, *Pfarrer* (wie Anm. 19), S. 133, die unerwähnt läßt, dass zunächst Berthold seinerseits dem EOK über das gestellte Gesuch berichtet hatte.

⁵¹ S. EOK an Konsistorium. Berlin-Charlottenburg, 13. Februar 1930. Ausfertigung: LkA Bielefeld 1 alt 109; Entwurf: EZA Berlin 7/4340, Bl. 55^r. Vgl. Stallmann, *Pfarrer* (wie Anm. 19), S. 133.

⁵² S. EOK an Konsistorium. Berlin-Charlottenburg, 13. Februar 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109. Im Entwurf des EOK ist der zunächst maschinenschriftlich niedergeschriebene Terminus „disziplinarisches [Vorgehen]“ handschriftlich gestrichen und durch „[Vorgehen] im Aufsichtswege“ ersetzt; s. EZA Berlin 7/4340, Bl. 55^r.

⁵³ Zum leitenden kirchlichen Interesse bei diesen Verhandlungen s. die zeitgenössische Beschreibung von Schian, Martin: *Staat und Kirche im neuen Deutschland*, in: Schian, Martin (Hg.): *Die evangelische Kirche der Neuzeit in Deutschland*. Mit Beiträgen zahlreicher Mitarbeiter und mit vielen Abbildungen. Hamburg o.J. [1930], S. 47-61, hier S. 59.

⁵⁴ So Niederschrift über eine gemeinsame Besprechung der Vertreter der preußischen evangelischen Landeskirchen über den Stand der Verhandlungen wegen eines Staatsvertrages. Berlin-Charlottenburg, 30. November 1929, EZA 7/982, Bl. 127-135, hier S. 5f., Bl. 131f.

lich-theologischen Fakultäten.⁵⁵ Zu dieser Frage gab es nicht nur seitens des Fakultätentags eine Forderung, das herkömmliche Verfahren zu reformieren, sondern auch universitäre wie kirchliche Stimmen, die jegliche Beteiligung der Kirchen an den Verfahren zur Besetzung dieser Lehrstühle für die Zukunft ausschließen wollten.⁵⁶ Akribisch hatte man indes seitens des EOK eine „Aufzeichnung über das bisherige Verfahren bei der Anstellung von Professoren der Theologie“ erstellt, aus der hervorging, dass es in der Praxis eine durchaus unterschiedliche Handhabung dieses in Altpreußen seit 1855 durch Kabinettsordre dem EOK beigelegten Rechtes⁵⁷ gab.⁵⁸ Dieses hergebrachte Recht wahren zu wollen, war das eindeutig verfolgte Verhandlungsziel des EOK, umso mehr, als es „ganz frisch“ wegen der Berufung von Professor Dr. Ernst Barnikol⁵⁹ an die Universität Halle-Wittenberg ohne vorherige Einholung eines solchen Votums des EOKs durch das preußische Kultusministerium mit diesem im November/Dezember 1929 zu einer Auseinandersetzung kam.⁶⁰ Zusätz-

⁵⁵ A.a.O., S. 7, Bl. 133.

⁵⁶ S. a.a.O., S. 7f., Bl. 134f. – Dafür plädierten der Marburger Kirchenrechtler Prof. Hans Freiherr von Soden, aber auch der Landeskirchentag von Nassau.

⁵⁷ S. Kabinettsordre vom 5. Februar 1855, in: Aktenstücke aus der Verwaltung des EOK, Heft 8, S. 77; der König hatte darin bestimmt, „daß auch bei Anstellung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Theologie an den Universitäten [...] jedesmal das Gutachten des Evangelischen Oberkirchenrats in Beziehung auf Bekenntnis und Lehre des Anzustellenden zu erfordern ist.“

⁵⁸ S. Aufzeichnung über das bisherige Verfahren bei der Anstellung von Professoren der Theologie (auf Grund des Aktenmaterials des Evangelischen Oberkirchenrats). O.O., ohne Datum [etwa Dezember 1929]. EZA Berlin 7/982, Bl. 151-156; im Ergebnis musste man feststellen, „daß noch bis in die neuere Zeit (1914, 1916, 1921, 1923, 1924) vor der Versetzung ordentlicher Professoren von einer altpreußischen Fakultät in eine andere eine Äußerung des Oberkirchenrats erbeten worden ist. Im übrigen [!] scheint aber die Kabinettsordre vom 5. Februar 1855 allgemein seit den ersten Kriegsjahren, besonders in den Jahren nach dem Kriegsende, nicht mehr genau beachtet zu sein[,] und zwar sowohl bei Ernennung ordentlicher Professoren [...] wie auch bei der Anstellung außerordentlicher. [...]“; s. a.a.O., S. 9f. Bl. 155. „In den letzten Jahren (etwa seit 1922) ist der Oberkirchenrat nur bei der Ernennung *ordentlicher* Professoren, welche *nicht* zuvor an einer altpreußischen Universität tätig waren, um eine Äußerung in Bezug auf Bekenntnis und Lehre ersucht worden“; s. a.a.O., S. 11, Bl. 156. – Grundlage für die Zusammenstellung war eine bereits seit 1850 akribisch geführte Liste; s. EZA Berlin 7/20247.

⁵⁹ Biogramm und Literatur s. [Art.] Barnikol, Ernst, in: Evangelisches Kirchenlexikon. Register. Göttingen 1961. Sp. 306. Vgl. auch: Bautz, Friedrich Wilhelm: [Art.] Barnikol, Ernst, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 1. 2., unveränderte Aufl. Hamm 1990. Sp. 377-378.

⁶⁰ S. EOK an Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. B[er-]l[i]n-Charl[ottenburg], 22. November 1929. EZA 7/4340, Bl. 40. Offenbar aus Verärgerung darüber wies der EOK das Evangelische Konsistorium in Magdeburg an, Barnikol vorerst nicht für Aufgaben des Prüfungsamtes in der Kirchenprovinz Sachsen heranzuziehen; s. EOK an Konsistorium Magdeburg. [Berlin-Charlottenburg, 22. November 1929]. EZA Berlin 7/4340 Bl. 40v. Nicht wirklich zur Besänftigung des EOK beigetragen haben dürfte ein in diese Situation hineinkommendes Schreiben des Dekans der Marburger Theologischen Fakultät an den Kultusminis-

lich gereizt war das Klima durch zwei Veröffentlichungen in diesen Wochen: Im „Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestantismus“ erschien am 12. Januar 1930 ein Beitrag zur etwaigen Berufung Friedrich Gogartens auf einen Lehrstuhl in Preußen,⁶¹ und die „Christliche Welt“ brachte Mitte Februar 1930 gleich zwei Beiträge zur „Universitätenfrage“ unter den Überschriften „Theologische Fakultäten und Kirche“⁶² und „Missio canonica für die evangelischen Fakultäten?“⁶³ Am 12. Januar 1930 wurde zudem in Berliner Zeitungen (unter anderem in der Vossischen Zeitung und im Vorwärts)⁶⁴ aus einer nicht näher zu identifizierenden Quelle über den Stand der laufenden Verhandlungen über einen Kirchenvertrag berichtet, worüber der EOK sich „auf das

ter, in dem dieser dargelegt hatte: „Eine Uebertragung des im altpreussischen Kirchengebiet den [!] EOK zustehenden Rechtes auf gutachtliche Anhörung durch das Ministerium vor der Anstellung eines theologischen Professors auf die neupreussischen Kirchengebiete kann die Fakultät in Uebereinstimmung mit den Fakultäten von Göttingen und Kiel aus grundsätzlichen und praktischen Erwägungen keineswegs guthessen. Die Fakultät bittet daher die beteiligten staatlichen und kirchlichen Stellen, es für Marburg bei der bisherigen Rechtslage bewenden zu lassen. Sie ist überzeugt, dass diese eine gedeihliche Entwicklung der Beziehungen zwischen Fakultät und Kirche nicht erschweren, sondern begünstigen wird.“ S. Theologische Fakultät Marburg (Dekan Bornhäuser) an Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Marburg, 14. Dezember 1929. EZA Berlin 7/4340, Bl. 43-45; Zitat Bl. 45. Im Fall Barnikol machte dann Kultusminister Becker geltend, dass dieser „ausdrücklich nur mit der kommissarischen Vertretung des freien Lehrstuhls beauftragt worden“ sei – so dass „weder dem Urteil des Evangelischen Oberkirchenrats noch meiner eigenen Entscheidung über die endgültige Ernennung vorgegriffen worden“ sei; s. Der Preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (Becker) an EOK. Berlin, 29. Dezember 1929. EZA Berlin 7/4340, Bl. 49. – Der EOK zog dann Mitte Februar 1930 seine Bedenken gegen eine Beteiligung Barnikols am Theologischen Prüfungsamt in der Kirchenprovinz Sachsen wieder zurück; s. EOK an Konsistorium Magdeburg. B[er]l[i]n-Charl[ottenburg], 18. Februar 1930. EZA Berlin 7/4340, Bl. 56.

⁶¹ S. Um Friedrich Gogarten, in: Protestantenblatt, Berlin/Bremen/Köln, 12. Januar 1930. Abschrift: EZA 7/4340, Bl. 54.

⁶² R[...], [...]: Theologische Fakultäten und Kirche, in: Die Christliche Welt 44 (1930), Nr. 4, 15. Februar 1930, Sp. 189-190.

⁶³ Rade, Martin: Missio canonica für die evangelischen Fakultäten?, in: Die Christliche Welt 44 (1930), Nr. 4, 15. Februar 1930, Sp. 170-171. Rade machte a.a.O., S. 171, den Widerspruch der neupreussischen Fakultäten in Göttingen, Kiel und Marburg gegen die vom altpreussischen EOK verfolgte Verhandlungslinie in der „Universitätenfrage“ bei den Verhandlungen öffentlich und sprach den Kirchenbehörden ebd. die Kompetenz ab, eine „Entscheidungsstelle für die Eignung eines evangelischen Theologieprofessors“ sein zu können.

⁶⁴ S. Kirchenvertrag vor dem Abschluß. 4 Millionen Dotationen, in: Vossische Zeitung Nr. 20, 12. Januar 1930, Ausschnitt in: EZA 7/973, ohne Paginierung. Zwei Millionen mehr für die Kirche? Die Verhandlungen Preußens mit den evangelischen Kirchen, in: Vorwärts, 12. Januar 1930. Ausschnitt in: EZA 7/973, ohne Paginierung. Auch überregional wurde der Bericht abgedruckt; s. Frankfurter Nachrichten 209 (1930), Nr. 12, 12. Januar 1930. Ausschnitt: EZA 7/973, ohne Paginierung.

Peinlichste überrascht“ zeigte.⁶⁵ Im Vordergrund des öffentlichen Interesses stand allerdings gar nicht die „Universitätenfrage“, sondern eine angeblich geplante Erhöhung der zu leistenden Staatsdotationen an die evangelischen Landeskirchen in Preußen um zwei Millionen Reichsmark.⁶⁶ Diese öffentlichen Debatten ließen die Verhandlungssituation gerade im Januar 1930 aus Sicht des EOK sehr angespannt erscheinen,⁶⁷ führten jedoch zu keiner Änderung, sondern zu einer Verhärtung des vom altpreußischen EOK verfolgten Kurses in der „Universitätenfrage“.⁶⁸ Besonders die Vertreter der neupreußischen Landeskirchen drängten dann in den weiteren Verhandlungen darauf, das herkömmlich in Altpreußen geltende oberkirchenrätliche Recht in Sachen Besetzung theologischer Lehrstühle auch auf die neupreußischen Gebiete auszudehnen.⁶⁹ Angesichts dieses Szenarios musste dem EOK in Berlin ein eigenständiges Agieren aus der Ebene der Pfarrerschaft an ihm als der doch der zentralen Kirchenverwaltungsbehörde vorbei umso ungelegener erscheinen.

⁶⁵ S. Aktenvermerk (Hundt). O.O. [Berlin], 16. Januar 1930. EZA Berlin 7/982, Bl. 211-213; Zitat Bl. 211.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ S. dazu auch die Schilderung des Verhandlungsverlaufes von Schneider, J[...]: Kirchliche Zeitlage, in: KJ 57 (1930), S. 436-532, hier S. 487-492, insbesondere aber S. 489f.

⁶⁸ S. Niederschrift über eine gemeinsame Besprechung der Vertreter der evangelischen Kirchen Preußens über Fragen des evangelischen Staatsvertrages. Berlin-Charlottenburg, 24. Januar 1930. EZA 7/982 Bl. 214-217; hier S. 6f., Bl. 216^v-217^r. Vgl. auch XXI. Aufzeichnung. Berlin, 8. Februar 1930. Bl. 221c-221f; hier S. 6f., Bl. 221^v-221^f.

⁶⁹ S. Vermerk über die Besprechungen der Vertreter der preußischen evangelischen Kirchen am 28. April 1930 um 9.30 und um 16.30 (großer Sitzungssaal des Ev. Oberkirchenrats) und am 29. April 1930 12.15 (kleiner Sitzungssaal im Kultusministerium). S. 1-4. EZA Berlin 7/974, ohne Paginierung. Vgl. auch XXXI. Aufzeichnung über die Verhandlungen vom 30. Mai 1930 betreffend den Abschluß eines evangelischen Kirchenvertrages. S. 1-4. EZA Berlin 7/975, ohne Paginierung. – Die komplizierte Verhandlungssituation zu dieser Frage spiegelt sich noch in der Begründung zu dem Gesetzentwurf wider, mit dem das Vertragswerk in den Preußischen Landtag 1931 eingebracht wurde: „Da angesichts der Verschiedenheit der Verhältnisse eine vorbehaltlose Ausdehnung der Kabinettsorder auf die kleineren Landeskirchen nicht in Frage kommt, ist eine neue Gesamtregelung vorgesehen. Diese kann sich an jene Kabinettsorder insoweit anschließen, als es sich um den Charakter der kirchlichen Äußerung als eines Gutachtens handelt. Um aber etwaigen Schwierigkeiten namentlich in bezug auf die neueren Provinzen vorzubeugen, empfiehlt es sich, der für das Gutachten zuständigen Instanz einheitlich eine breitere Grundlage zu geben. Dem dienen die Vorschriften im Schlußprotokoll, insbesondere Abs. 3 des Vermerks zu Art. 11 Abs. 2.“ S. Gesetzentwurf [1931]. Vertrag mit den evangelischen Landeskirchen. Abgedruckt in: Rathgeber, Christiane: Das Kultusministerium und die Kirchenpolitik – Dokumente, in: Holtz, Bärbel [u.a.] (Bearbb.): Abteilung I. Das Preußische Kultusministerium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur (1817–1934). Bd. 2.2. Das Kultusministerium auf seinen Wirkungsfeldern Schule, Wissenschaft, Kirchen, Künste und Medizinalwesen. Dokumente. Berlin 2010. [= Acta Borussica 2,I 2.2], S. 606-613, hier S. 613.

Das aufsichtliche Agieren und Argumentieren des Konsistoriums in Münster

Unabhängig von diesen in Berlin geführten Verhandlungen zum Kirchenvertrag wandte sich das Konsistorium in Münster in „Erledigung des uns [vom EOK] gewordenen Auftrags“ wegen des Gesuchs an den Kultusminister an Martin Berthold.⁷⁰ Der teilte daraufhin dazu mit, er könne nur in einem ähnlichen Sinne antworten, wie dies bereits „Herr Dr. Bartelheimer als Vertreter unseres Kreises“ gegenüber dem Geistlichen Vizepräsidenten des EOK, Generalsuperintendent Georg Burghart,⁷¹ getan habe.⁷² Diesem Hinweis ist also zu entnehmen, dass die Sache auch schon zu einer unmittelbaren, nicht auf dem langsamen schriftlichen Dienstweg erfolgenden, sondern in Form einer direkten Unterredung sich darstellenden Reaktion des EOK geführt hatte. Berthold gab dann folgende (von Wilhelm Bartelheimer oder gemeinsam mit ihm konzipierte)⁷³ Darstellung zu den Aspekten, die die Unterzeichner bei ihrer Eingabe an den Kultusminister bewegt hatten:

„1. Meinen theologischen Freunden und mir ist es nicht erkennbar, dass wir einen nichtamtlichen Verkehr mit dem preussischen Herrn Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, der den Gegenstandskreis des Universitätslebens betrifft, kirchlich zu rechtfertigen hätten. An einer Besetzung des Lehrstuhls für systematische Theologie haben wir sowohl als Staatsbürger und Akademiker wie auch als Pfarrer ein berechtigtes Interesse. Unser Schritt fällt also höchstens unter den Begriff einer nicht in die Oeffentlichkeit tretenden politischen Handlung. Eine solche könnte allerdings eine kirchliche Folge haben, wenn sie die politischen Belange der Kirche schädigen würde. Kann dies bei dem Wunsch, D. Gogarten für die

⁷⁰ Konsistorium an Berthold. M[ünster], 20./2[.] 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁷¹ Zu Werdegang und Wirken Burgharts s. Lerche, Otto: Verzeichnis der Mitglieder und wissenschaftlichen Mitarbeiter des Evangelischen Oberkirchenrats 1850–1950, in: Söhngen, Oskar (Hg.): Hundert Jahre Evangelischer Oberkirchenrat der Alt-preussischen Union 1850–1950. Berlin-Spandau 1950, S. 174f.

⁷² Berthold an Konsistorium. Bochum, 27. Februar 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁷³ So Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 133 (samt S. 279 Anm. 31). Bartelheimer hatte seinen Anteil am Entstehen des von Berthold unterzeichneten Schreibens gegenüber Gogarten so beschrieben: „So eben habe ich für Berthold ein Scriptum an den E.O.K. entworfen. Berthold ist nämlich jetzt aufgefordert worden von [!] Konsist[orium] (im Auftrage des E.O.K.), zu berichten, wie er das ‚so ungewöhnliche Unternehmen‘, sich an dem [!] Herrn Minister für Wissenschaft p[ferge] p[ferge] zu wenden, ‚ohne Wissen und Zustimmung des E.O.K.‘, glaube rechtfertigen zu können. Zum Glück läßt sich auch Berthold durch diese Scherereien nicht im geringsten ‚erschüttern‘, was mir, als seinem ‚Verführer‘[,] sonst peinlich wäre.“ S. Bartelheimer an Gogarten. Ostkilver, 18. [?] Februar 1930. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,12 Bl. 14f.; Zitat Bl. 14r.

systematische Professur in Aussicht zu nehmen, auch nur theoretisch in dem Bereich der Möglichkeiten liegen?⁷⁴ | [!]

2. Bevor unsere Petition an den Herrn Staatsminister abging, haben wir uns ausser an etwa 70 erfahrene Pfarrer unserer Heimatkirche, die ihre Unterschrift unter unsere Bitte gesetzt haben, an mehrere Herrn Generalsuperintendenten der Evangelischen Kirche der Altpreuussischen Union gewandt mit der Bitte um Unterstützung unseres Unternehmens. Keiner dieser Herren hat Bedenken gegenüber diesen [!] Schritt geäußert, ja im Gegenteil, ein Herr Generalsuperintendent hat noch seiner wärmsten Sympathie mit unserem Schritt Ausdruck gegeben und uns vollen Erfolg gewünscht. Daraus ergab sich für uns, dass unser Schritt[,] umso mehr [!] als er von der Jugend der Pfarrerschaft ausging, auch nicht stimmungsmässig irgendwie der kirchlichen Sitte widersprochen hat. |

3. Wir glaubten und glauben allerdings, dass der Evangelische Oberkirchenrat als kirchliche Zentralbehörde ein berechtigtes [!] Interesse daran hat, einen Einblick zu haben in die geistige Einstellung eines Teiles der Pfarrerschaft unserer Provinz. Deshalb hat Dr. Bartelheimer den Evangelischen Oberkirchenrat von unserem Schritt informiert in der Meinung, dass dies dem Evangelischen Oberkirchenrat interessant sei. Hätten wir vorausgesehen, dass diese Information den Grund abgeben würde, uns zur Rechenschaftslegung aufzufordern, dann wäre dieser Schritt der Information unterblieben.⁷⁵

Berthold gab schließlich noch seinem Bedauern darüber Ausdruck, dass die Eingabe dem EOK „augenscheinlich missfallen“ habe.⁷⁶

Angesichts dieser schriftlichen Darlegung formulierten dann die im Münsteraner Konsistorium tätigen Konsistorialräte Johannes Hymmen⁷⁷ und Dr. Hermann Kupsch⁷⁸ einen Bericht an den EOK.⁷⁹ Erstaunlich an dessen Abfassung ist, dass die Berichtersteller es zu allererst für erforderlich hielten, darauf hinzuweisen, dass der westfälische Generalsuperin-

⁷⁴ Das Zitat ist bis hierhin (nicht völlig korrekt) auch abgedruckt bei Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 133f.

⁷⁵ Berthold an Konsistorium. Bochum, 27. Februar 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Zum Werdegang und Wirken Hymmens s. Stiewe, Martin: Johannes Hymmen (1878–1951). Kirchenleitung im Zwielflicht, in: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Band 4. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands. Frankfurt (Main) 2011. [= edition christmon], S. 149–166, hier besonders S. 156f.

⁷⁸ Thümmel, Gerhard (Bearb.): Die Verwaltung der Evangelischen Kirche von Westfalen seit 1815. Im Auftrage des Landeskirchenamtes bearbeitet unter Mitarbeit von Hugo Drescher und Emil Müller. Bielefeld 1957, S. 51. Ein Biogramm findet sich bei Thümmel, Gerhard: 40 Jahre kirchlicher Verwaltung (1925–1965) dargestellt an der Arbeit im Dienst der evangelischen Kirche. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Hans Steinberg. Bielefeld 1987. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 7], S. 133.

⁷⁹ Konsistorium Münster an EOK. Münster, 28. März 1930. Entwurf: LkA Bielefeld 1 alt 109, Ausfertigung: EZA Berlin 7/4340 Bl. 78.

tendent Wilhelm Zoellner nicht zu denjenigen in Martin Bertholds Darlegung erwähnten Generalsuperintendenten zähle, die ihrerseits keinen Hinweis auf „das Ordnungswidrige“ des Vorgangs einer solchen Eingabe an den Kultusminister gegeben hätten.⁸⁰ Im weiteren Duktus des Schreibens wird dann deutlich, dass sich das Konsistorium in Münster in dieser Sache aber auch nicht im Sinne des Berliner EOK mehr als unumgänglich zu exponieren bereit war – wies doch das Konsistorium (vor Erteilung eines Bescheides an Berthold) den EOK auf seine Absicht hin, dem Betroffenen zwar „nachdrücklich zur Kenntnis zu bringen, daß sein [Bertholds] Vorgehen der kirchlichen Ordnung“ widerspreche, und ihm vorzuhaltend, dass der Geistliche Vizepräsident Generalsuperintendent Burghart „ausdrücklich auf die Folgen einer Übergehung der kirchlichen Zentralinstanz in einer solchen Angelegenheit“ aufmerksam gemacht habe, aber dass es dennoch „mit Rücksicht auf seine [Bertholds] Unerfahrenheit und den Ernst seiner Beweggründe von einer disziplinarischen Ahndung seines Verstoßes Abstand nehmen“ wolle.⁸¹

Auf diese Linie einzuschwenken, war der EOK indes nicht bereit. In Vertretung des Präsidenten des EOK wies nun vielmehr dessen Vizepräsident Georg Burghart selbst das Konsistorium in Münster darauf hin, dass sich im Zuge seiner Unterredung mit Wilhelm Bartelheimer herausgestellt habe, dass sich die Gesuchsteller „weder in Bezug auf die kirchliche Ordnung noch auf die der zentralen Behörde zustehende Verantwortung Rechenschaft gegeben“ hätten. Ja mehr noch, Bartelheimer sei deutlich gemacht worden, dass das Schreiben an den Minister „geeignet sei, die Vorstellung zu erwecken, als bestünde zwischen der theologischen Jugend und dem Evangelischen Oberkirchenrat nicht das wünschenswerte Vertrauensverhältnis“ – und so vertrage sich eine derartige Vorstellung schlechterdings nicht „mit den gesamtkirchlichen Interessen“.⁸²

Im Münsteraner Konsistorium ließ sich Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner daraufhin zwar den Vorgang vorlegen, gab ihn aber nach zwei Wochen am 14. Mai 1930 in den Geschäftsgang zurück, ohne dazu etwas verfügt zu haben.⁸³ Tags darauf wurde dann ein Schreiben des Konsistoriums an Martin Berthold konzipiert – und zwar genau in dem vom Konsistorium bereits zuvor gegenüber dem EOK avisierten Duktus, also einerseits unter Behauptung eines Verstoßes gegen die geltende kirchliche

⁸⁰ A.a.O., Bl. 78r.

⁸¹ A.a.O., Bl. 78v. – Der Duktus des Schreibens steht unzweifelhaft der von Edith Stallmann in deren Darstellung insinuierten Tendenz der Interpretation entgegen, das Konsistorium habe dem EOK das „Versprechen“ gegeben, gegen Berthold mit einer Ermahnung vorzugehen; gegen Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 134.

⁸² EOK (gez. Burghart) an Konsistorium Münster. Berlin-Charlottenburg, 30. April 1930. Ausfertigung: LkA Bielefeld 1 alt 109; Entwurf: EZA Berlin 7/4340 Bl. 80.

⁸³ So Aktennotiz Hymmens [?] vom 14. Mai [1930] auf EOK (gez. Burghart) an Konsistorium Münster. Berlin-Charlottenburg, 30. April 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

Ordnung, aber andererseits doch unter Absehung von einer disziplinarischen Ahndung.⁸⁴

Irrig wäre es nun aber zu meinen, dass die Sache damit – obwohl die Lehrstuhlbesetzung in Münster mit Otto Piper zwischenzeitlich ja längst erfolgt war –⁸⁵ ihr Bewenden gehabt hätte. Denn auf dem Dienstweg über den Superintendenten wandte sich Martin Berthold nun seinerseits erneut an das Konsistorium: Ihm sei „nicht deutlich, welcher Paragraph die Begründung für das [...] angedeutete Disziplinarverfahren hätte sein können“, weshalb er durch das Schreiben des Konsistoriums „noch nicht von der Unrechtmässigkeit unseres Schrittes überzeugt“ sei.⁸⁶ Daher erbitte er „eine Belehrung“, „ob eine kulturpolitische Betätigung des Pfarrers nur mit Genehmigung der kirchlichen Behörde gestattet“ sei. Außerdem scheute sich Berthold nicht, darauf hinzuweisen, dass sich ihm „die Unterredung von Herrn Pastor Stallmann mit dem Herrn Generalsuperintendent D. Zöllner nach der Darstellung von Herrn Pastor Stallmann anders dargestellt“ habe, so dass er „keinen Hinweis auf die Folgen einer Übergangung der kirchlichen ‚Zentralbehörde‘ besessen habe“: „Die Missverständnissmöglichkeiten [!] mündlicher Aussprachen können mir als Nichtteilnehmer an dem Gespräch nicht zur Last gelegt werden.“⁸⁷

Das Konsistorium antwortete dann Berthold am 4. Juni 1930 in einer fast als denkwürdig zu bezeichnenden Weise: „Es gibt Pflichten des Taktes, die sich nicht in Paragraphen fassen lassen, deren Verletzung aber geeignet ist, das Vertrauen der Kirchenleitung zu zerstören, dessen ein im Dienst der Landeskirche stehender Geistlicher bedarf (§ 2 Kirchenges[etz] betr[effend die] Dienstvergehen der Kirchenbeamten [und die unfreiwillige Versetzung derselben in den Ruhestand] vom 16. Juli 1886 K[irchliches] G[esetz-] u[nd] V[erordnungs-]Bl[att] S[eite] 81).“⁸⁸ Rekuriert wurde also darauf, dass ein jeder Kirchenbeamter verpflichtet sei, „das ihm übertragene Amt in Gemäßheit der bestehenden Ordnungen gewissenhaft wahrzunehmen und sich durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens würdig zu erweisen, welche sein Beruf erfordert.“⁸⁹ Es wurde also kein Verstoß

⁸⁴ S. Konsistorium Münster an Berthold. Münster, 15. Mai 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁸⁵ Zum Listenvorschlag der Fakultät, dem Sondervotum Karl Barths zugunsten Friedrich Gogartens und zur schließlichen Berufung Otto Pipers s. Neuser, Barth (wie Anm. 31), S. 62.

⁸⁶ Berthold an Konsistorium Münster. Bochum, 23. Mai 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Konsistorium Münster an Berthold. Münster, 4. Juni 1930. LkA Bielefeld 1 alt 109.

⁸⁹ S. Kirchengesetz betreffend die Dienstvergehen der Kirchenbeamten und die unfreiwillige Versetzung derselben in den Ruhestand. Vom 16. Juli 1886. § 2, in: Thümmel, Gerhard (Hg.): Gesetze und Verordnungen. Die wichtigsten Bestimmungen zur Verfassung und Verwaltung der evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Berlin 1931. [= Handbuch des evangelischen Kirchenrechts 1], S. 108.

gegen eine rechtlich fixierte Ordnung geltend gemacht, sondern ein außerdienstliches Fehlverhalten attestiert, das „die“ Kirchenleitung dahingehend interpretierte, dass ihr Vertrauen zum Angeschuldigten dadurch beeinträchtigt worden sei. Nicht dargelegt wurde indes, woran der Angeschuldigte vor seiner „Tat“, eine Petition an den Kultusminister zu richten, denn hätte erkennen können und müssen, dass dies die geltend gemachte (angeblich) eingetretene Folge der Beeinträchtigung des Vertrauens „der“ Kirchenleitung in ihn haben werde. Zu überzeugen vermag die dargelegte Argumentation des Konsistoriums schon deshalb nicht. Hinzu kommt, dass die vorgetragene Interpretation des Disziplinargesetzes zur Konsequenz gehabt haben würde, dass eine jede von der gerade obwaltenden, ob publizierten oder auch nur intern verfolgten Sichtweise der Kirchenleitung zu einer Frage abweichende öffentliche Äußerung eines Pfarrers oder Kirchenbeamten zum Gegenstand einer disziplinarischen Ahndung hätte deklariert werden können und damit ein von der Kirchenleitung ganz willkürlich zu nutzendes Instrument gegenüber allen ihr Nachgeordneten in die Hand gegeben hätte unter bloßem Verweis darauf, dass der Angeschuldigte so das Vertrauen der Kirchenleitung in ihn beschädigt habe.

Indem es in der beschriebenen Weise auf § 2 des noch aus der Zeit des Zweiten Kaiserreiches stammenden Disziplinargesetzes abhob, begab sich das Konsistorium zudem auf eine Argumentationslinie, die eine bemerkenswerte Kontinuität im Hinblick auf das Selbstverständnis seiner Rechtsstellung vor wie nach dem Ende des Summepiskopats aufwies und „Kirchenleitung“ ohne Weiteres mit „Konsistorium“ gleichsetzte. Dass man das schon aus der Perspektive der bestehenden synodalen Gremien – also aus der der Provinzialsynode und der des Provinzialkirchenrats – 1930 anders gesehen hätte, dürfte außer Frage stehen.

Aus den Akten ist dann keine Weiterführung des Konflikts mehr ersichtlich, so dass man geneigt sein könnte, den Vorgang nur achselzuckend zur Seite zu legen, weil er keine weiter greifbaren Folgen gezeitigt hat. Und doch vermittelt er einen aufschlussreichen Eindruck vom Selbstverständnis altpreußischer evangelischer kirchlicher Leitungs- und Verwaltungsbehörden in den Jahren der Weimarer Republik – der „Zentralbehörde“ des altpreußischen EOK in Berlin wie auch des diesem nachgeordneten Konsistoriums in Münster – wie auch von dem jungen Pfarrer, die ihr theologisches und kirchenpolitisches Interesse wahrgenommen und gewahrt sehen wollten und die jedenfalls nicht (mehr) bereit waren, auf Äußerung ihrer jeweiligen Überzeugungen zu verzichten oder sich deswegen reglementieren zu lassen.

Erwägungen zu einer Einordnung des Geschehens

Erstaunlich ist die von Martin Berthold genannte hohe Anzahl an Unterzeichnerinnen und Unterzeichnern der Eingabe an den Kultusminister aus dem Bereich von Studierenden der Evangelischen Theologie, Kandidaten und jungen Pfarrern – im Namen von 74 Personen auftreten zu können, bedeutete immerhin, eine Größenordnung von gut zehn Prozent der damaligen Anzahl an Pfarrern in der Kirchenprovinz Westfalen⁹⁰ zu repräsentieren. Dass ein solch hohes Interesse an der Besetzung des Lehrstuhls für Systematische Theologie – die seinerzeit (nach Robert Stupperichs Einschätzung) „die Königin der theologischen Wissenschaft“ gewesen ist –⁹¹ in Münster bestand, belegt, dass in der Pfarrerschaft den Entwicklungen in der universitären Theologie offenbar eine große Aufmerksamkeit gewidmet und auch eine hohe Relevanz für den Kurs der Provinzialkirche insgesamt beigemessen wurde.⁹²

Dass der altpreußische EOK in der skizzierten Weise auf die Eingabe Martin Bertholds und seiner theologischen Freundinnen und Freunde reagierte und dass das Konsistorium in Münster dann die Sache auftragsgemäß auch noch Monate „post festum“ weiterverfolgte, lässt durchscheinen, dass es hier letztlich weniger um die Sache selbst als um das Markieren und Sichern eines Einflusses der Kirchenbehörden auch gegenüber der Pfarrerschaft gegangen zu sein scheint, durch die man sich in Fragen der Besetzung von Lehrstühlen nicht hineinreden und nicht drängen lassen und schon gar nicht gegenüber dem Kultusministerium marginalisiert sehen wollte. So wurde dem (zumindest der äußeren Form nach) vorsichtig formulierten Versuch eines Votums und damit einer Partizipation in Form einer Meinungsäußerung zur Sache, die ein Teil der Pfarrerschaft zum Ausdruck brachte, durch eine Drohgebärde mit der „Keule“ des kirchlichen Aufsichtsrechtes entgegengesetzt. In der möglichen Abwehr von Einreden „von außen“ in das Verfahren zur Lehrstuhlbesetzung scheint es im Übrigen zwischen dem EOK in Berlin und der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster (mit Ausnahme Karl Barths) auch eine Deckungsgleichheit des Interesses gegeben zu haben.⁹³

Dass hier das Konsistorium in Münster offenkundig nur auf Auftrag „von oben“ hin tätig wurde und dass es dann sofort einen auf Deeskala-

⁹⁰ Zu entnehmen aus Bericht über das provinzialkirchl.-statistische Amt, in: Verhandlungen der 32. Westfälischen Provinzialsynode in ihrer ersten ordentlichen Tagung zu Soest vom 12. bis einschließlich 24. September 1929. Statt Handschrift gedruckt. Herford o. J. [1929], S. 81*-106*, hier S. 84*f. Die Anzahl der Pfarrer belief sich 1929 auf 704.

⁹¹ So Stupperich, Weg (wie Anm. 3), S. 33.

⁹² Auch Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 135, resümiert, dass die Gruppe um Berthold, Bartelheimer und Stallmann mit ihrem Gesuch an den Minister eine durchaus erfolgreichere Strategie eingeschlagen habe.

⁹³ S. Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 134f.

tion bedachten Kurs einschlug (und schließlich auch umsetzte),⁹⁴ lässt sich verschieden deuten. Hielt man sich zurück, weil man in Münster den Vorgang als weniger „tragisch“ ansah als in Berlin? Oder ging man in der geschilderten Weise zu Werke, weil es hier eben doch nicht um ein ur-eigenes Interesse der provinziellen kirchlichen Verwaltung ging, sondern letztlich nur um ein Anliegen des EOK? Sympathisierte man vielleicht insgeheim mit den Petenten? Oder hatte man sogleich erkannt, dass eine belastbare Rechtsgrundlage für die Einleitung eines Disziplinarverfahrens angesichts der kaum zu widerlegenden Argumentation Bertholds, weder öffentlich noch in amtlicher Funktion, sondern nur als interessierter Bürger gehandelt zu haben, kaum gegeben war? Wie konnte man dieses politische Engagement kritisieren und dagegen kirchenaufsichtlich vorgehen, wenn zur gleichen Zeit andere Pfarrer in der westfälischen Provinzialkirche sich – ohne von ihren pfarramtlichen Aufgaben entbunden zu sein – exponiert politisch-parlamentarisch engagierten und im Zuge dieses Engagements auch und gerade Belange der evangelischen Kirche thematisierten? Hierfür lieferte das langjährige, in der Provinz allgemein bekannte politische Engagement des Präses der Westfälischen Provinzialsynode, des Superintendenten des Kirchenkreises Vlotho und Pfarrers der Evangelischen Kirchengemeinde Bad Oeynhausen Karl Koch⁹⁵ für die DNVP ja ein prominentes Beispiel.⁹⁶

⁹⁴ Gegen Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 134, die in diesem Zusammenhang hervorhebt: „Nicht nur im Evangelischen Oberkirchenrat, auch in Westfalen gab es Bedenken gegen die Initiative der jungen Pastoren. Manche Unterschrift wurde im Blick auf die Aktualität der Verhandlungen um einen preußischen Staatskirchenvertrag und im Blick auf die Berufungsfreiheit der Fakultäten zurückgehalten, manche wurden mit Vorbehalt gegeben. Ebenso wurde Verständigung des Generalsuperintendenten Zoellner empfohlen.“ Stallmann bringt für diese Darstellung keinerlei Belege; in der ihrer Darstellung zugeordneten Fußnote (s. a.a.O., S. 279, Anm. 33) berichtet sie lediglich von Zoellners Votum zugunsten einer Berufung Friedrich Gogartens gegenüber Karl Barth.

⁹⁵ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 264 Nr. 3330.

⁹⁶ S. dazu Koch, Heike: „Mit Gott für Kaiser und Reich“. Karl Koch und die Politik, in: JWKG 103 (2007), S. 227-241, insbesondere S. 232-236. – Kochs politisches Engagement war von Generalsuperintendent Zoellner schon auf der Tagung der Westfälischen Provinzialsynode 1925 ausdrücklich gewürdigt worden: Koch sei „auf meinen [Zoellners] Antrag von der Gemeindepflege ein Hilfsprediger für den Dienst in der Gemeinde gestellt“ worden: „Auch dies rechtfertigt sich durch die ebenfalls besonderen Verdienste, die der Genannte unserer Kirche mit nie versagender Hingabe geleistet hat und noch leistet. [...] Es war öfter zu erfahren, was es wert ist, in wichtigen Fällen in Berlin einen zuverlässigen Anwalt zu haben.“ S. Zoellner, [Wilhelm]: Der Arbeitsbericht des Generalsuperintendenten, in: Anlagen zu den Verhandlungen der Westfälischen Provinzialsynode in ihrer Tagung zu Soest vom 29. September bis einschl. 13. Oktober 1925. O.O. o.J. [1925], S. 38*-48*; Zitat S. 45*. Zusammengebunden mit: Verhandlungen der 31. Westfälischen Provinzialsynode in ihrer Tagung zu Soest vom 29. September bis einschl. 13. Oktober 1925. Statt Handschrift gedruckt. Schwelm (Westfalen) o. J. [1925]. Und im September 1929 war Koch seitens der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster mit dem Eh-

Dass es Martin Berthold bei der ihm schließlich zugekommenen Mahnung (und nicht etwa förmlich erteilten Verweis) trotz seiner formal nicht starken Rechtsstellung als noch nicht bestallter Inhaber einer Pfarrstelle nicht einfach bewenden ließ, sondern dass er nachhakte und auf eine rechtsförmige Begründung dieser Mahnung drängte, ist vielleicht weniger Ausdruck von Mut oder gar von Dreistigkeit oder Sturheit als vielmehr des Bewusstseins, in dieser Richtung Rückenwind nicht nur „von unten“, also aus dem Kreis von Hilfspredigern und Kandidaten zu haben, sondern durchaus auch „von oben“ bis hin zum Kreis der Generalsuperintendenten. Wer die Befürworter des Gesuchs in dieser „Führungsetage“ der altpreußischen Landeskirche gewesen waren, hat das Konsistorium denn auch (vorsichtshalber, um Weiterungen zu vermeiden?) gar nicht erst in Erfahrung zu bringen versucht. Statt dessen wand man sich aus der Nachfrage Bertholds nach dem Rechtsgrund für ein etwaiges förmliches Disziplinarverfahren mit einer juristisch erkennbar ausgesprochen schwachen Begründung heraus.

Wilhelm Zoellners wahrscheinlich zu machende Verantwortlichkeit für die kaum erklärliche Beschränkung des konsistorialen Vorgehens auf Martin Berthold allein

Erstaunlich an den geschilderten Zusammenhängen ist noch ein weiterer Aspekt: Dass sich ein vergleichbares Vorgehen wie gegen Martin Berthold nicht auch gegen Wilhelm Bartelheimer und Martin Stallmann feststellen lässt – jedenfalls lässt sich davon weder in den einschlägigen Personalakten noch in den Akten des EOK in Berlin irgendeine Spur finden.

Warum wurde allein gegen Berthold kirchenaufsichtlich vorgegangen? Ist dies vielleicht auf den Umstand zurückzuführen, dass Bartelheimer, nachdem er am 12. April 1929 das Examen pro ministerio „im ganzen gut“ bestanden hatte,⁹⁷ zum hier interessierenden Zeitpunkt – nämlich in der Zeit vom 15. April 1929 bis zum 1. Mai 1930 – vom Konsistorium beurlaubt war?⁹⁸ Bei seiner Rückkehr in den aktiven kirchlichen Dienst als Pfarrer im Mai 1930 und im Zuge seiner bald darauf auch erfolgenden Ordination am 3. August 1930⁹⁹ wurde jedenfalls in gar kei-

rendokortitel ausgezeichnet worden; s. die Mitteilung darüber durch Prof. Dr. Otto Schmitz bei der Tagung der Westfälischen Provinzialsynode in Soest am 13. September 1929 in: Verhandlungen der 32. Westfälischen Provinzialsynode in ihrer ersten ordentlichen Tagung zu Soest vom 12. bis einschließlich 24. September 1929. Statt Handschrift gedruckt. Herford o. J. [1929], S. 8.

⁹⁷ S. Zeugnis für den evangelischen Pfarramtskandidaten Dr. theol. August Friedrich Wilhelm Bartelheimer, Münster, 20. April 1929. LkA Bielefeld 1 alt 108.

⁹⁸ So zu ersehen aus Bartelheimer an Konsistorium. Ostkilver, 1. April 1930. LkA Bielefeld 1 alt 108, sowie weiterer zugehöriger Schriftwechsel in dieser Sache ebd.

⁹⁹ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 21 Nr. 255.

ner Weise auf den zwischenzeitlichen doch bei Martin Berthold verfolgten Vorgang der Petition an den Kultusminister eingegangen.¹⁰⁰ Martin Stallmann war zur fraglichen Zeit mit der Verwaltung der Pfarrstelle in Grevenbrück als Pfarrverweser beauftragt.¹⁰¹ Doch auch er wirkte dort nicht in unmittelbarer „Regie“ des Konsistoriums, denn es handelte sich bei der dortigen Diensttätigkeit nicht etwa um die Wahrnehmung einer pastoralen Aufgabe auf einer vakanten, regulär finanzierten Pfarrstelle, sondern um eine Zusatzarbeit, die wesentlich durch die „Kirchliche Gemeindepflege in Westfalen“,¹⁰² die die Aufgabe wahrnahm, „die Kandidaten und Hilfsprediger zu verteilen“,¹⁰³ getragen wurde, und die lediglich durch einen Zuschuss aus der Kirchengemeinde selbst mitfinanziert war.¹⁰⁴ Diese Konstruktion ermöglichte es, dass die ausgesprochen finanzschwache, aber auf dem Wege der Verselbständigung befindliche Diasporagemeinde Grevenbrück etwas längerfristig (eben durch einen Pfarrverweser) und nicht nur ganz kurzfristig durch dorthin nur jeweils für wenige Monate entsandte Hilfsprediger versorgt werden konnte.¹⁰⁵

¹⁰⁰ S. dazu Aktenvermerk Hy[mmen]. Münster, 25. April 1930, auf: Bartelheimer an Konsistorium. Ostkilver, 1. April 1930. LkA Bielefeld 1 alt 108. S. weiter auch Aktenvermerk Hy[mmen]. Münster, 28. Juni 1930, auf: Bartelheimer an Konsistorium. Ostkilver, 23. Juni 1930. LkA Bielefeld 1 alt 108.

¹⁰¹ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 485 Nr. 6013.

¹⁰² Zu der als Verein organisierten „Kirchlichen Gemeindepflege“ in Westfalen s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. XIX mit Anm. 27 (S. XXVII).

¹⁰³ So am 8. Oktober 1925 knapp formuliert von Präses Heinrich Kockelke (Schwelm) vor der Westfälischen Provinzialsynode (PS); s. Verhandlungen PS 1925 (wie Anm. 96), S. 120.

¹⁰⁴ S. dazu Stallmann, Pfarrer (wie Anm. 19), S. 76f.

¹⁰⁵ S. dazu auch a.a.O., S. 269 Anm. 13. Damit ein längeres Verbleiben im Dienstauftrag der „Kirchlichen Gemeindepflege“ nicht zu einem bleibenden Nachteil beim Erwerb von Versorgungsansprüchen des betreffenden Pfarrverwesers geriet, war es erforderlich, eine besondere vertragliche Regelung darüber zu treffen, dass die Versorgungsbeiträge aus landeskirchlichen Mitteln getragen wurden; dies konnte für Stallmann erreicht werden; s. a.a.O., S. 77, samt S. 269 Anm. 15. – Vgl. auch Murken, Gemeinden 1 (wie Anm. 4), S. 711. Unübersichtlich an der vorliegenden Darstellung ist, dass als Gründungsdatum der Evangelischen Kirchengemeinde Grevenbrück zunächst der 1. April 1927 ausgewiesen wird (a.a.O., S. 710), dann aber doch die Geschichte der zuvor 1874 konstituierten Kirchengemeinde Grevenbrück-Meggen mit der der späteren Kirchengemeinde Grevenbrück verquickt präsentiert ist, so dass die Series pastorum bruchlos von 1858 bis zur Gegenwart (2008) ausgewiesen wird und dazu eine zeitlich parallele „Nebenlinie“ der von 1926 bis 1934 entsandten Pfarrverweser dargestellt wird. Einen Hinweis auf die weiteren Angaben zu der 1927 neben Grevenbrück neu formierten Kirchengemeinde Altenhundert-Meggen (a.a.O., S. 711) sucht man in dem Band vergeblich. In der Darstellung zu der sodann am 1. Januar 1935 konstituierten Evangelischen Kirchengemeinde Finnentrop (a.a.O., S. 608-610) wird in der dazu präsentierten Series pastorum (a.a.O., S. 610) zwar vermerkt, dass eine Pfarrstelle in Finnentrop 1950 eingerichtet worden ist, als dortige „Pfarrer“ werden aber dennoch die in Grevenbrück eingesetzten Pfarrverweser bzw. Hilfsprediger Martin Stallmann, Otto Schöner, Hans Wendt, Konrad Pook und Reinhard Goudefroy ohne entsprechende Vermer-

Mit Blick auf unser Frageinteresse heißt das aber, dass sowohl Bartelheimer als auch Stallmann zum fraglichen Zeitpunkt keiner direkt durch das Konsistorium beaufsichtigten Tätigkeit nachgingen – und dass Stallmann sogar unmittelbar der Aufsicht durch Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner in dessen Funktion als Vorsitzender der Kirchlichen Gemeindepflege unterstand.¹⁰⁶

Die Ungleichbehandlung Bertholds, Bartelheimers und Stallmanns seitens des Konsistoriums hinsichtlich der aufsichtlichen Ahndung der Petition an den Kultusminister dürfte also mit einiger Wahrscheinlichkeit darin ihre formale Rechtfertigung haben, dass Bartelheimer und Stallmann zum fraglichen Zeitpunkt nicht unter dessen unmittelbarer Aufsicht standen – unterstellt man nicht, dass den Personalakten Bartelheimers und Stallmanns zu einem späteren Zeitpunkt einschlägige Schriftstücke entnommen worden sein sollten. Dafür aber gibt es keinerlei Anhaltspunkte.¹⁰⁷

Hingegen gibt es einige Indizien dafür, dass Generalsuperintendent Zoellner kein Interesse daran gehabt hat, dass sich aus der vom EOK angestoßenen aufsichtlichen Untersuchung irgendein Schade für die Beteiligten entwickelte.

Dass das Konsistorium in Münster jedenfalls nicht von einem eigenen Nachforschungs-, Aufklärungs- und Ahndungsinteresse angetrieben worden zu sein scheint, die Sache seinerseits zu weitern, sondern dass es nur auf Auftrag des EOK gehandelt hat, ist schon dargestellt worden – und das, obwohl ihm die hinsichtlich der Petition bestehende personelle Querverbindung zwischen Martin Berthold, Wilhelm Bartelheimer und Martin Stallmann nachweislich spätestens seit Ende Februar bzw. Mai 1930 bekannt war. Stutzig gemacht hat auch bereits, dass das Konsistorium seinen Bericht an den EOK ohne erkennbare Veranlassung mit dem Hin-

ke genannt. Das bildet die tatsächlichen Verhältnisse nicht angemessen ab und ist verwirrend.

¹⁰⁶ Zu erkennen ist diese dienstliche Zuordnung u.a. auch daran, dass Stallmann sein Ordinationsgesuch und die damit verbundene Stellungnahme zu Schrift und Bekenntnis bei der Kirchlichen Gemeindepflege einzureichen hatte; s. Stallmann an Kirchliche Gemeindepflege beim Evangelischen Konsistorium in Münster. Dahlhausen (Ruhr), 9. Juli 1929. NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2, Bl. 33; Stallmann formulierte in diesem Zusammenhang, „dass wir als dieses Bekenntnis die in der ‚Concordia‘ zusammengefassten Schriften der Reformatoren anerkennen. Dass sie der Idee eines Bekenntnisses nicht genügen, sofern sie einer Zeit gegenüber formuliert sind, deren ‚Ansprüche‘ uns heute nicht mehr bedrängen (z[um] B[ei]spiel) die Ansprüche des katholischen Gottesdienstes, zu fasten u.s.w.), tut dem verpflichtenden Charakter dieser Schriften keinen Abbruch.“

¹⁰⁷ S. für Bartelheimer LkA Bielefeld 1 alt 108 sowie für Stallmann NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2. Stallmanns Personalakte enthält keinerlei Vorgänge zwischen dem 25. Januar 1930 und dem 7. Februar 1934 mit Ausnahme einer Berechnung des Dienalters im Zusammenhang der ihm zustehenden Besoldung und Versorgung vom 2. Oktober 1931.

weis eröffnete, Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner sei nicht einer der (in der Darstellung Bertholds namentlich ungenannt bleibenden) Generalsuperintendenten, die eine Gesuchstellung an den Minister durch die interessierten Vikare und jungen Pfarrer befürwortet habe. Schon das könnten Indizien dafür sein, dass Zoellner – ohne dass es aktenkundig geworden wäre – im Konsistorium für die beschriebene Art der Behandlung der Sache (nämlich diese ohne weitere Folgen für die Beteiligten ins Aus laufen zu lassen) gesorgt hat und dass ihm auch an dem – an sich nicht folgerichtigen – auf Berthold beschränkten, nicht aber auch auf Bartelheimer und Stallmann erstreckten Vorgehen gelegen war – sofern er das nicht gar selbst veranlasst haben sollte. Denn persönlichen Einfluss auf den Gang der Dinge im Konsistorium vermochte Zoellner als dessen langjähriger Vorsitzender¹⁰⁸ zweifellos zu nehmen. Und er hatte nicht nur die Möglichkeit zu einer Einflussnahme auf den Geschäftsgang im Konsistorium, es weisen auch weitere Indizien darauf hin, dass er im vorliegenden Fall ein persönliches Interesse daran hatte. Inwiefern?

Dass Wilhelm Zoellner in Denken und Handeln von einer theologisch antiliberalen Grundhaltung geprägt war, ist unstrittig.¹⁰⁹ Diese Grundhaltung scheint es ermöglicht zu haben, dass Karl Barth und er sich bei aller sonst zwischen ihnen bestehenden Distanziertheit offenbar doch gegenseitig geschätzt haben.¹¹⁰ Und beide scheinen in der Frage der Nachfolge auf dem Lehrstuhl Barths in Münster auch gemeinsame Sache gemacht, zumindest aber geplant zu haben – auch wenn nach Barths Eindruck Zoellner ihn in Münster nach seinem Weggang nach Bonn „ausgesprochen lutherisch ersetzt zu sehen“ wünschte.¹¹¹ Jedenfalls ist dem Schriftwechsel Barths mit Eduard Thurneysen Anfang Oktober 1929 die Mitteilung Barths zu entnehmen, Friedrich Gogarten habe „als großes Plus für sich das freilich unverbindliche, aber doch sehr gewichtige Votum des gewaltigen Generalsuperintendenten Zoellner, mit dem ich während des Examens im Hausgang des Konsistoriums eine förmliche kleine Verschwörung gemacht habe. Er schätzt ihn [Gogarten] seit [der Weltkirchenkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung in] Lausanne [1927] überaus.“¹¹² Das belegt, dass Zoellner Gogarten für die Lehrstuhlbesetzung

¹⁰⁸ S. Foellmer, Oskar: Geschichte des Amtes des Generalsuperintendenten in den alt-preußischen Provinzen. Gütersloh 1931, S. 119.

¹⁰⁹ S. dazu etwa Philipps, Werner: Wilhelm Zoellner – Mann der Kirche in Kaiserreich, Republik und Drittem Reich. Mit einer Bibliographie von Mechtild Köhn. Bielefeld 1985. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 6], S. 37-44. – Zu Ekklesiologie Zoellners s. auch Lessing, Bekenntnis (wie Anm. 44), S. 115-119.

¹¹⁰ S. Philipps, Zoellner (wie Anm. 109), S. 100.105.

¹¹¹ So Barth an Gogarten. Münster, 13. Oktober 1929. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,14 Bl. 39, Zitat Bl. 39r.

¹¹² S. Barth an Thurneysen. Münster, 6. Oktober 1929. Abgedruckt in: Barth/Thurneysen, Briefwechsel 2 (wie Anm. 45), S. 677-681, Zitat a.a.O., S. 679. Vgl. auch Barth an Gogarten. Münster, 13. Oktober 1929, in: Göckeritz, Gogartens Briefwechsel (wie

präferiert hat,¹¹³ und es wäre ganz unlogisch, wenn er später ein kirchenbehördliches Vorgehen gegen diejenigen gefördert oder gar gefordert hätte, die seine Präferenz teilten. Dass sich keine Spur eines direkten Eingreifens Zoellners in den konsistorialen Geschäftsgang in den Akten niederschlägt, widerspricht dem nicht.

Zudem war Zoellner nicht nur Gogarten, sondern auch Martin Stallmann in besonderer Weise zugewandt – und dies eben auch nicht erst in den Jahren nach dem Ausscheiden aus dem Generalsuperintendentenamts, als er den Vorsitz des Reichskirchenausschusses übernahm und Stallmann (zu dieser Zeit Pfarrer der Dortmunder Petri-Nicolai-Kirchengemeinde) im Februar 1936 als „theologischen Hilfsarbeiter“ zu seiner Unterstützung in Berlin anforderte.¹¹⁴ Nein, schon bald nachdem Stallmann das Zweite Theologische Examen im Juli 1929 abgelegt hatte (und damit vor den hier interessierenden Zusammenhängen!), hat Zoellner dessen Qualitäten explizit gelobt:

„Herr Stallmann ist ein gut geschulter Theologe, der von Marburg her sich so entwickelt hat, daß ich die Zuversicht habe, er werde das Evangelium von Jesu Christo laut verkündigen. Er ist außerdem ein im besten Sinne ganz moderner Mensch, aufgeschlossen für die Probleme und Nöte dieser unserer Zeit und gewillt, vom Evangelium her die Antwort zu geben. Ich bin überzeugt, daß er die Form finden wird, wie sie der moderne Mensch braucht, wenn das Evangelium an sein Herz kommen soll. Herr Stallmann ist außerdem ein junger Mann von lebenswürdigem gewandten und gewinnendem Wesen. So, wie es Menschen möglich ist, wird er nach meiner Meinung die Aufgabe in Abbazia erfüllen können. [...] Es wird uns nicht leicht, auf diesen jungen Theologen, auf den wir Hoffnungen setzen, zu verzichten, [...]“.¹¹⁵

Woher rührte diese besondere Wertschätzung Martin Stallmanns? Dieser hatte sich jedenfalls nicht durch besonders hervorragende Leistungen in

Anm. 31), Nr. I 81, S. 271-275, hier S. 271 samt Anm. 3. – Philipps, Zoellner (wie Anm. 109), S. 100, weist auf den Grund hin: „Gogarten hatte in Lausanne die reformatorische Linie der theologia crucis gegen die angelsächsische der Inkarnationstheologie vertreten.“ Vgl. auch Zoellner, Wilhelm: Die Lausanner Kirchenkonferenz für Glaube und Verfassung, in: AELKZ 60 (1927), Sp. 869-857.896-905.

¹¹³ Gegenüber Gogarten formulierte Barth diesbezüglich dezidiert, Zoellner habe ihm gegenüber „in aller Form“ erklärt, „dass er alle ihm möglichen Schritte tun werde, um dich [Gogarten] durchzusetzen.“ S. Barth an Gogarten. Münster, 13. Oktober 1929. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,14 Bl. 39; Zitat Bl. 39^r.

¹¹⁴ EOK/Der Reichskirchenausschuss/Der Vorsitzende (Zoellner) an Konsistorium Münster. Berlin-Charlottenburg, 5. Februar 1936. Abschrift. NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2 Bl. 65. Vgl. Philipps, Zoellner (wie Anm. 109), S. 136.

¹¹⁵ Zoellner an Pfr. Dr. Lessing (Florenz), 5. Juli 1929. Abschrift. NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2 Bl. 31.

den theologischen Examina hervorgetan.¹¹⁶ Begegnet waren sich aber Zoellner und Stallmann im März 1926 im Rahmen einer Freizeit für Examenskandidaten in Bad Salzuflen, und später hat Stallmann darauf rückschauend formuliert, dass er gerade dieser Begegnung „den Mut verdanke, wenigstens den ersten Schritt zu tun hinein in die verantwortliche Arbeit in dieser Kirche“, weil er gemerkt habe, „in welchem Maße Sie [Wilhelm Zoellner] bei all ihrer Arbeit Theologe sind, und das heißt, in welchem Maße Sie all Ihr Tun und Reden unter die Lupe des theologischen Gewissens nehmen, in welchem Maße Sie Ihren Martin Kähler nicht nur seiner Zeit studiert, sondern ihn mit sich tragen als stillen, aber lebendigen Mahner.“¹¹⁷ Stallmann zog diese Linie dann weiter aus und brachte den nach seiner Einschätzung von beiden einmütig geteilten Konsens über die nötige Bindung an das Bekenntnis der Kirche so zum Ausdruck:

„Sie wissen selbst besser als ich, wie selten heute wirkliche Theologen in der Kirche anzutreffen sind, Leute, für die die Theologie mehr ist als eine interessante geistige Nahrung in Mußestunden, Leute, für die Theologie etwas ist, was nicht ihr Geist, sondern ihr Gewissen braucht zur Schärfung. [...] Denen aber, die nun wach geworden sind, schlägt es wie ein kaltes Wetter entgegen, wenn sie auch in der Kirche die Sorge um das Bekenntnis schlafen sehen. Und da werden Sie vielleicht verstehen, welche überwältigende Freude es für einen jungen Menschen ist, nun gerade in dem verantwortlichen Leiter einer Kirchenprovinz Verständnis für diese Fragen zu finden.“¹¹⁸

Auch nach der Salzufler Freizeit im Frühjahr 1926 standen Zoellner und Stallmann hinsichtlich der Wahl eines Stallmann adäquaten Lehrvikariats und dann auch mit Blick auf eine passende Tätigkeit für ihn als Hilfsprediger im Kontakt.¹¹⁹ Stallmann ließ sich (wie geschildert) gewinnen für eine längere Diensttätigkeit im Rahmen der beim Konsistorium in Münster eingerichteten „Kirchlichen Gemeindepflege“; er war damit (wie schon dargestellt) 1929/ 1930 direkt Wilhelm Zoellner unterstellt. Die Mutmaßung, dass Zoellner schon aus persönlichem Interesse nichts an einer Ausweitung der gegen Martin Berthold in Gang gesetzten Untersuchung auch gegen Martin Stallmann gelegen war, dürfte also nicht zu weit greifen.

¹¹⁶ Zu ersehen aus Stallmanns Zeugnissen in der Personalakte NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2; vgl. auch Stallmann, Pfarramt (wie Anm. 19), S. 67, mit Blick speziell auf die Beurteilung der von Stallmann im Zuge des Zweiten Theologischen Examens eingereichten Predigt.

¹¹⁷ S. Stallmann, Pfarramt (wie Anm. 19), S. 60f.; dort abgedrucktes Zitat aus: Stallmann an Zoellner, O.O., 15. Januar 1931.

¹¹⁸ Ebd.; s. Stallmann, Pfarramt (wie Anm. 19), S. 61.

¹¹⁹ S. dazu im Detail a.a.O., S. 62f.76f.

Gleiches dürfte auch mit Blick auf Wilhelm Bartelheimer gelten, der schon 1927 auf Vermittlung Wilhelm Zoellners aus Westfalen ins Lehrvikariat zu Friedrich Gogarten nach Dorndorf entsandt worden war –¹²⁰ und mit dem Zoellner dann auch später im Rahmen des 1934 gebildeten Evangelisch-Lutherischen Theologenkonvents in Westfalen verbunden war.¹²¹

Perspektiven und Karrieren über das Geschehen im Jahr 1929/1930 hinaus

Doch noch einmal zurück zu Martin Berthold und seinen Mitstreitern und theologischen Freunden Wilhelm Bartelheimer und Martin Stallmann: In der dargestellten kirchenaufsichtlichen Auseinandersetzung gingen sie im Ergebnis letztlich nicht als „klare Verlierer“ aus der Sache hervor – auch wenn das von ihnen vorgetragene Anliegen, dass bitte Friedrich Gogarten auf den Münsteraner Lehrstuhl berufen werde, nicht realisiert wurde.

Alle drei blieben über den Winter 1929/1930 hinaus auch in den sich entwickelnden kirchenpolitischen Auseinandersetzungen während der nationalsozialistischen Zeit Pfarrer, die sich (bei durchaus unterschiedlicher kirchenpolitischer Orientierung und Positionierung zwischen der Bekennenden Kirche des Kochschen Kurses und kirchenpolitischer Neutralität¹²²) zu allererst dem lutherischen Bekenntnis verpflichtet sahen.¹²³

¹²⁰ So Gogarten an Bultmann. Dorndorf, 25. Juni 1927, in: Göckeritz, Hermann Götz (Hg.): Rudolf Bultmann – Friedrich Gogarten. Briefwechsel 1921–1967. Tübingen 2002. Nr. 54, S. 109–111, dort S. 110f.

¹²¹ S. Reese, Hans-Jörg: Bekenntnis und Bekennen. Vom 19. Jahrhundert zum Kirchenkampf der nationalsozialistischen Zeit. Göttingen 1974. [= Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfs 28], S. 418 Anm. 4. Vgl. detaillierter auch Lichtenfeld, Manac-nuc Mathias: Georg Merz – Pastoraltheologe zwischen den Zeiten. Leben und Werk in Weimarer Republik und Kirchenkampf als theologischer Beitrag zur Praxis der Kirche. Gütersloh 1997. [= Die Lutherische Kirche – Geschichte und Gestalten 18], S. 492–494, insbesondere auch S. 492 Anm. 24.

¹²² So leistete etwa Bartelheimer den geforderten Treueid auf Hitler, ohne ihm die von Präses Koch formulierte und empfohlene Zusatzklärung beizufügen; s. Bartelheimer, Wilhelm: Treueid. Herford, 30. Mai 1938. LkA Bielefeld 1 alt 108, Bl. 112. Auch Stallmann leistete den Treueid auf Hitler, allerdings in der formal überraschenden Form, dass er in dem Formular zwar in der entsprechenden Reihe handschriftlich seinen Vor- und Zunamen eintrug, dieses aber nicht mit Unterschriftszug auf der dafür darunter vorgesehenen Linie versah; s. Stallmann, Martin: Treueid. Westkilver, 31. Mai 1938. NLA Hannover Nds. 401 Acc. 2001/098 Nr. 2. Erstaunlich ist, dass das Konsistorium das Dokument in dieser Form zu den Akten genommen hat, ohne auf einer korrekten Unterzeichnung zu bestehen.

¹²³ S. dazu deren gemeinsames Engagement im Evangelisch-Lutherischen Theologenkonvent in Westfalen; dazu Lichtenfeld, Merz (wie Anm. 121), S. 492–494. – Bartelheimer schilderte dann später die kirchenpolitische Situation hinsichtlich des Predigerseminars in Dünne mit Blick auf den dort für 1938 geplanten Theologenkonvent so: „Wenn wir auf die kleine Arbeit blicken, die wir miteinander in Dünne an-

Bartelheimer und Stallmann gemeinsam haben dann später, als sie mit der Leitung des Predigerseminars in Dünne (bei Bünde)¹²⁴ betraut waren, Friedrich Gogarten in ihre dortige theologische (Bildungs-)Arbeit mit eingebunden: Sie luden ihn zur Mitwirkung an einem „Theologen-Konvent“ ein, der dort in den Tagen vom 3.-5. Januar 1938 stattfand und an dem sich Gogarten mit einem Referat beteiligte.¹²⁵

Insbesondere mit Blick auf Wilhelm Bartelheimer kann das nicht überraschen, hat er sich doch klar als ein Schüler Friedrich Gogartens verstanden. So hat er es schon in einem am 12. November 1928 für das Konsistorium in Münster verfassten „Lebenslauf [...] seit Ostern 1927“ mit Rückblick auf seine Zeit als Lehrvikar, während der er dem als Pfarrer in Dorndorf (Saale) tätigen Gogarten zugewiesen war, dargestellt:

„Es ist begreiflich, daß dieser Umstand, daß ich also bei einem theologischen Denker wie Gogarten mein Lehrvikariat absolvieren konnte, für mich und für meine Vorbereitung auf das geistliche Amt von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Ich kann hier nur bekennen, von Gogarten

gefangen haben[,] ohne uns dieser Situation e[il]g[en]t[lich] ganz bewußt zu sein, und die Möglichkeiten haben, die sich uns da auftun, dann sind wir oft recht zuversichtlich und glücklich in dem Gefühl, daß wir uns wenigstens an einem Punkte einsetzen können, wo es sich ‚lohnt‘. [...] Auch zu den politischen Stellen haben wir recht gute Beziehungen aufnehmen können. Nach Neujahr hoffen wir beim Gauleiter und auch bei Muhs und Kerrl empfangen zu werden, um wenigstens nach allen Seiten hin ungestört und uneingeschränkt arbeiten zu können. Auch die wirtschaftliche Seite unserer Arbeit, die Möglichkeit baulicher Erweiterungen etc. hoffen wir bald gesichert zu haben. [...] Die Einladung ist an fast 50 Pastoren, Hilfsprediger u[nd] Vikare geschickt, bei denen wir einiges Verständnis für unsere Arbeit erhoffen. Aber der B.K. Geist und Terror scheint so groß zu sein, daß selbst die Besten meiner früheren Freunde kurz und kalt ‚nein‘ sagen, jedenfalls haben schon einige (3-4), von denen ich es nicht erwartet hätte, so geantwortet. Immerhin hoffen wir ca. 20-30 zusammen zu bekommen. Uns ist es jedenfalls keine Frage, daß wir diese u[nd] andere Wege weiter gehen müssen.“ S. Bartelheimer an Gogarten. Hagedorn, 19. Dezember 1937. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,12 Bl. 22f.; Zitat Bl. 22-22v. – Stallmann bemerkte mit Blick auf seine Situation zwischen den kirchenpolitischen Fronten 1943: „Ich war übrigens 6 Monate im Sommer in Dortmund in der Kaserne und war dort oft bei Günter Bornkamm. Das war mir ganz wertvoll, weil ich so mal wieder in die innere Krise der BK hineinsehen konnte. Ich habe auch mal für ihn predigen „dürfen“. Auch von der Kritik an Bultmanns Entmythologisierung, die auch G[ünter] Bornkamm nicht mitmachen mag, habe ich da manches gehört.“ Stallmann an Gogarten. O.O., 7. Februar 1943. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,734,1 Bl. 14; Zitat Bl. 14v.

¹²⁴ Zur stark divergierenden Einschätzung der Ausrichtung der Vikarsausbildung im Predigerseminar in Dünne s. Belitz, Wolfgang: Gustav von Bodelschwingh. Der „Lehmbaupastor“ von Dünne. Eine biographisch-sozioethische Skizze. Berlin 2007. [= Bochumer Forum zur Geschichte des sozialen Protestantismus 8], S. 125-136, insbesondere S. 128-133.

¹²⁵ S. Protokoll des Theologenkonvents in Dünne vom 3. bis 5. Januar 1938. Schwelm o. J. [1938]; vgl. Stallmann, Edith: Martin Stallmann – Ein westfälischer Pfarrer im Kirchenkampf (1934–1948). Bielefeld 1996. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 11], S. 263-265.

Unveräußerliches empfangen zu haben. Durch das stete Zusammensein mit ihm, der mit unvergleichlich scharfen [!] Blick und mit erstaunlich treffendem Urteil die Dinge erfaßt, um die es in Theologie und Kirche geht, – dadurch, daß ich [/] mit ihm zusammenarbeiten und alle Fragen und Angelegenheiten, auch der praktischen Amtsführung durchsprechen konnte, verdanke ich ihm nicht nur mannichfache [!] wertvolle Belehrung und Anregung, sondern mag sich mir selbst vor allem der Blick geschärft haben, selbsttätig die Fragen zu beurteilen, die den Theologen angehen.“¹²⁶

Und Gogarten seinerseits hatte über Bartelheimer berichtet:

„Ueber seinen Charakter kann ich nur Gutes aussagen. [...] Im übrigen ist seine Zeit ausgefüllt gewesen von der Arbeit an seiner Doktordissertation über Schleiermacher. Das gab naturgemäß manche Gelegenheit zu theologischen Gesprächen, ohne die wohl kaum ein Tag vergangen ist. Aber zumeist behandelten diese nicht seine Schleiermacherarbeit, sondern entweder Fragen des Predigtamtes und der Seelsorge oder die Theologie der Reformatoren. Wir lasen dazu gemeinsam und besprachen Stücke aus Calvins Genfer Katechismus und aus den Schriften Luthers.“¹²⁷

Eine Bestätigung findet das vertrauensvolle Lehrer-Schüler-Verhältnis auch durch den erhaltenen intensiven Schriftwechsel zwischen Bartelheimer und Gogarten aus der Zeit vom März 1929 bis zum Juni 1931.¹²⁸ Und 1931 war es wiederum Gogarten, der zur Veröffentlichung der von Wilhelm Bartelheimer verfassten Dissertation ein Vorwort lieferte.¹²⁹

¹²⁶ S. Lebenslauf Wilhelm Bartelheimer. Ostkilver, 12. November 1928. LkA Bielefeld 1 alt 108, Bl. 10f.; Zitat a.a.O. Bl. 10^r-10^v.

¹²⁷ Gogarten, Friedrich: Bericht über den Kandidaten der Theologie Wilhelm Bartelheimer aus Ostkilver, Kreis Herford. Dorndorf, 16. Mai 1928. LkA Bielefeld 1 alt 108, Bl. 72.

¹²⁸ S. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,12 Bl. 1-21. Auch später nahm Bartelheimer immer wieder Kontakt zu Gogarten auf (s. a.a.O. Bl. 22-35 für die Jahre 1937 bis 1967); aus Anlass des 80. Geburtstags formulierte er, „wie Sie in Ihrer theol[ogischen] Arbeit vom Verkündigungsauftrag der Pfarrer und der Kirche gegenüber der Welt ausgegangen und bestimmt worden sind, wie Sie gegenüber einem entleerten christlichen Vokabular und gegenüber allem kirchlichen ‚Gequatsche‘ in Ihrem Forschen und Erkennen den wahren Inhalt der uns anvertrauten Botschaft wieder ans Licht gebracht, wie Sie uns dadurch – und mir schon damals – wieder Grund unter die Füße gegeben haben und eine unsagbare Freude und Ermutigung für unseren Dienst in der Kirche. Inzwischen ist mir immer deutlicher geworden, wie sehr Sie in Ihrer theologischen Arbeit im Grunde immer Ihrer Zeit ein paar Jahrzehnte voraus gewesen sind und wie viele nach Ihnen theologisch von Ihrem Brote zehren.“ S. Bartelheimer an Gogarten. Herford, 11. Januar 1967. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,12 Bl. 34f.; Zitat Bl. 34^v-35^r.

¹²⁹ S. Bartelheimer, Wilhelm: Schleiermacher und die gegenwärtige Schleiermacherkritik. Eine Untersuchung über den Subjektivismus. Mit einem Vorwort von Friedrich Gogarten. Leipzig 1931.

Während mit Blick auf die an der Gesuchs-Aktion federführend Beteiligten Linien theologischer Kontinuität auszuziehen sind, gilt das für das Konsistorium in Münster gerade nicht: Ende 1935, nun unter kommissarischer Leitung durch Oberkonsistorialrat Johannes Hymmen (seit 1931 Wilhelm Zoellners Schwiegersohn!¹³⁰) und Oberkonsistorialrat Walter Heyer^{131, 132} hielt es Wilhelm Bartelheimer dessen theologische Orientierung an Gogarten nun ausdrücklich zugute, denn als es Bartelheimer für die Aufgabe des Direktors des Predigerseminars in Westfalen in Vorschlag brachte, begründete es dies so:

„Sein [Bartelheimers] stark ausgeprägtes theologisches Interesse hat er stets in den Dienst seines Gemeindeamtes gestellt. Wir verweisen für diese seine innere Einstellung auch auf das Urteil des Univ[ersitäts-]Prof[essors] D. Gogarten (Pers[onal-]Akten S. 72). Gerade seine Berührung mit Gogarten und Griesebach¹³³ hat ihn wohl davor bewahrt, den Einseitigkeiten der Bekenntnisfront, der er im übrigen angehört, restlos zu verfallen. Die Ableistung eines 2monatigen Heeresdienstes in diesem Winter lässt ihn uns neben anderem besonders geeignet erscheinen als Leiter eines Seminars, in dem die äußere Ordnung erst wieder aufgerichtet werden muß. Wir verweisen hier auf den von Herrn O[ber-]K[onsistorial]R[at] Hymmen gemachten Vorschlag, P[farre]r Dr. Bartelheimer zum Direktor des [/] Predigerseminars in Soest zu berufen.“¹³⁴

Die kirchenpolitisch bedingte Wetterwendigkeit im westfälischen Konsistorium in den Jahren zwischen 1930 und 1936¹³⁵ schlug also auch perso-

¹³⁰ S. Stiewe, Hymmen (wie Anm. 77), S. 157. – Hymmen hatte schon zuvor Zoellner aus Anlass von dessen 70. Geburtstag am 30. Januar 1930 als „väterlichen Freund und Berater“ gewürdigt; s. a.a.O., S. 152.

¹³¹ S. zu Werdegang und Wirken das Biogramm bei Thümmel, Jahre (wie Anm. 78), S. 127; vgl. auch Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Staat und Kirche. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft. (1918–1992). Leipzig 1999. [= Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch], S. 913.

¹³² S. Thümmel, Verwaltung (wie Anm. 78), S. 57.

¹³³ Gemeint ist der mit Friedrich Gogarten befreundete Philosoph Eberhard Grisebach (1880–1945); s. Meyer, Rudolf: [Art.] Grisebach, Eberhard, in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 98. Vgl. auch Göckeritz, Gogarten (wie Anm. 24), S. 230-232 samt Anm. 53 (a.a.O., S. 230). S. auch Lange, Peter: Konkrete Theologie? Karl Barth und Friedrich Gogarten „Zwischen den Zeiten“ (1922–1933). Eine theologiegeschichtlich-systematische Untersuchung im Blick auf die Praxis theologischen Verhaltens. Zürich 1972. [= Basler Studien zur historischen und systematischen Theologie 19], dort S. 93-147.

¹³⁴ Konsistorium (gez. Heyer) an EOK. Auszugsweise Abschrift. Münster, 30. Dezember 1935. LkA Bielefeld 1 alt 00108, Bl. 108.

¹³⁵ S. zur personellen Besetzung des Konsistoriums Thümmel, Verwaltung (wie Anm. 78), S. 52-58; zu den kirchenpolitischen Kurswechseln Hey, Bernd: Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945. Bielefeld 1974. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 2], S. 189-196.

nalpolitisch durch und erfährt durch die so unterschiedliche Einschätzung einer Ausrichtung an der Theologie Gogartens einen eindrücklichen Beleg.

Nach dem Ende der nationalsozialistischen Zeit gelangen im Übrigen Martin Berthold, Wilhelm Bartelheimer wie auch Martin Stallmann jeweils Karrieresprünge. Berthold wurde 1947 zum Dozenten, 1948 zum Professor an der Pädagogischen Akademie Bielefeld berufen,¹³⁶ Stallmann 1948 zum Professor an der Pädagogischen Akademie Lüneburg¹³⁷ und Bartelheimer 1950 zum Superintendenturverwalter des Kirchenkreises Herford, bis ihm 1953 das dortige Superintendentenamts übertragen wurde.¹³⁸ Langfristig karrierehemmend oder gar -verhindernd hat sich ihr Engagement zugunsten Friedrich Gogartens im Winter 1929/1930 jedenfalls nicht ausgewirkt.

Zu einem in dieser Hinsicht spannenden Ergebnis gelangt man aber auch, wenn man die weiteren Lebenswege derjenigen durchmustert, die Ende 1929 die Petition zugunsten einer Berufung Gogartens nach Münster unterzeichnet haben. Hier fällt nicht nur der hohe Frauenanteil auf – immerhin elf der insgesamt 74 Unterzeichneten! Es ist beeindruckend, aus welcher großer konfessionellen Bandbreite die (zumeist) jungen Theologinnen und Theologen entstammten, die sich mit einer Unterschrift engagierten: Neben Lutheranern, Reformierten und Unierten fanden sich auch Mennoniten und Altlutheraner dazu bereit. Auch das Spektrum der politischen Einstellungen war – soweit es sich erkennen lässt – weit gespreizt von Religiösen Sozialisten und Mitgliedern der SPD über liberal-konservative und deutschnationale bis hin zu völkischen und nationalsozialistischen Orientierungen. Aus der Ende 1929 erfolgten Unterzeichnung der Petition zugunsten einer Berufung Gogartens nach Münster ist auch noch überhaupt keine sichere Prognose oder Weichenstellung für die ja nur drei Jahre später anstehende und zu treffende Entscheidung zugunsten einer kirchenpolitischen Option für die Deutschen Christen oder aber für die Bekennende Kirche oder zugunsten eines kirchenpolitisch neutralen Kurses zu gewinnen – auch hier reicht das Spektrum der persönlichen Orientierungen der Unterzeichneten wieder von einer dann strikt dahlemitischen Orientierung über eine Option für eine „gemäßigte“ BK des Zuschnitts von Präses Karl Koch über eine kirchenpolitisch neutrale Positionierung bis zu einer klaren Präferenz deutschchristlicher Positionen, ja bis hin zur Mitgliedschaft bei den Thüringer Deutschen Christen.

Eine klare Präferenz für die Dialektische Theologie um 1930 steht jedenfalls nicht in einem zwingenden Konnex mit einer bestimmten

¹³⁶ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 35 Nr. 441.

¹³⁷ S. a.a.O., S. 485 Nr. 2013.

¹³⁸ S. a.a.O., S. 21 Nr. 255.

politischen und dann auch kirchenpolitischen Option oder Konzeption nach 1933.

Schließlich: Betrachtet man die in den Fußnoten zum unten dargebotenen Quellentext knapp skizzierten jeweiligen weiteren beruflichen Werdegänge der Unterzeichneten, so fällt auf, dass eine hohe Anzahl von ihnen später (gegebenenfalls auch erst nach der nationalsozialistischen Zeit) mit wichtigen Leitungsposten in verschiedensten Feldern des kirchlichen, diakonischen und missionarischen Wirkens betraut worden ist. Es dürfte darum keine zu weit gehende summarische Deutung sein, in der großen Mehrzahl der Unterzeichneten nicht nur besonders rührige, sondern auch besonders begabte Personen zu sehen, die es später auch im Bereich ihres beruflichen Wirkens vermocht haben, als meinungsbildend, überzeugend, gewinnend und für die ihnen bedeutsam erscheinenden Anliegen engagiert wahrgenommen zu werden.

Petition junger westfälischer Theologen um Berufung von Gogarten nach Münster. Bochum, 20. Dezember 1929.

GSa PK I. HA Rep. 76 Va Sekt. 13 Tit. IV Nr. 16 Bd. 2, Bl. 145–157. Maschinenschriftliche Ausfertigung mit eigenhändigen Unterschriften der Unterzeichneten.

[/144]

Petition
junger westfälischer Theologen
um Berufung von D. Gogarten nach
Münster.

Mit 3 gesonderten Anlagen. [/145|(/1)]

Bochum i[n] W[estfalen], den 20. Dezember 1929.
Marthahaus

Bitte
des Pfarramtskandidaten
Pastor Martin *Berthold*
und anderer junger Theologen
um Berufung von
D. Friedrich *Gogarten*
nach Münster.

Jürgen Kampmann

An den
Herrn Minister für Wissenschaft,
Kunst und Volksbildung
zu *Berlin*.

Hochzuverehrender Herr Minister!

Eine Reihe junger zumeist westfälischer Theologen, die zufällig einander kennen, bitten um die gütige Erlaubnis, Ihnen ein ernstes Anliegen im Sinne vieler aussprechen zu dürfen.

An unserer westfälischen Universität Münster ist durch die Berufung von Professor K[arl] *Barth* nach Bonn gegenwärtig der Lehrstuhl für systematische Theologie neu zu besetzen. Nun haben wir schon seit mehreren Jahren mit grossem Anteil Ihre Bemühungen verfolgt, in enger Zusammenarbeit mit der jungen Generation Wege zu einer geistigen Erneuerung zu finden. Diese Erneuerung ist aber heute ganz besonders notwendig in der Theologie.

Es wird Ihnen nicht verborgen geblieben sein, dass die liberale Theologie in ihren heutigen Erscheinungsformen weiten Kreisen der Jugend nicht mehr das zu geben vermag, was sie heute braucht. Ebenso wenig kann uns die sogenannte [146|(2)] modern-positive oder gar orthodoxe Theologie befriedigen; denn hier sucht man von liberalen Voraussetzungen aus zu positiven theologischen Ergebnissen zu kommen. Die innere Unmöglichkeit dieses Versuches aber führt, um einen politischen Begriff zu verwenden, zu geistiger Reaktion.

In dieser theologischen Situation hat uns Jungen seit einigen Jahren neben *Barth* vor allem *Gogarten* wieder die Möglichkeit gezeigt, wirkliche Theologen zu werden. Die ausserordentliche Bedeutung *Gogartens* in unserer gegenwärtigen Theologie glauben wir im einzelnen nicht mehr darlegen zu brauchen. Wir müssen aber sagen, dass *Gogarten* uns wieder die Augen geöffnet hat für das theologische Fragen und für das eigentliche Thema der Theologie, um das es sich zu arbeiten lohnt. In ihm sehen wir den Theologen, der wieder echte Theologie treibt, der die Kirche auf ihre eigentlichen und wirklichen Aufgaben der Welt gegenüber hinweist, – der aus der Erstarrung der orthodoxen und liberalen Doktrin den christlichen Glauben befreit. *Gogarten* hilft uns Theologen, zu den Forderungen der Zeit ein positives Verhältnis zu gewinnen. Von ihm und seiner weiteren theologischen Arbeit erwarten wir die entscheidende Klärung der Fragen, die uns heute an der Geisteswende in Kirche und Staat gestellt sind.

Darum aber verstehen wir es nicht, dass die theologischen Fakultäten bis jetzt sich nicht ent-[147|(3)]schliessen konnten, D. *Gogarten* zu berufen, von dem doch neben *Barth* entscheidend eine neue Epoche in der Theologie ausgegangen ist, um dessen Arbeit sich die theologische

Diskussion seit einigen Jahren in der Hauptsache bewegt hat und weiter bewegen wird, und dessen Gedankengut man heute in der Theologie bewusst oder unbewusst weithin verwertet. Erst durch eine Berufung Gogartens selbst an eine Universität würde seiner vielfach geradezu als rettend empfundenen Gedankenarbeit die Wirkungsstätte gegeben, die ihr gebührt.

Wir dürfen vielleicht auch noch darauf hinweisen, dass, wenn heute der „Liberalismus“ in Theologie und Kirche allgemein als „abgetan“ hingestellt wird und daher die Gefahr immer grösser wird, dass stattdessen eine schon sehr merkbare „Reaktion“ um sich greift, dieser auch in Westfalen besonders drohenden Gefahr nicht wirksamer entgegengetreten werden kann als durch eine Berufung D. Gogartens.

Schliesslich dürfen wir gewiss noch erwähnen, dass D. Gogarten selbst Westfale ist. Diese Tatsache wird ihm ohne Frage eine persönliche Fühlungnahme zu seinen westfälischen Schülern, die doch auch ihre Berechtigung und Wichtigkeit hat, sehr erleichtern.

Darum erlauben wir uns, gerade als Angehörige der theologischen Jugend Westfalens, zu Ihnen, hochzuverehrender Herr Minister, mit der ergebenden Bitte zu kommen, bei der bevorstehenden Besetzung des theologischen Lehrstuhls in Münster D. Gogarten zu berufen. Wir haben dabei zu Ihnen das Vertrauen, dass sie sich diesem Anliegen der Jugend nicht verschliessen werden.

Wir gestatten uns noch zu bemerken, dass D. Gogarten von dieser unserer Bitte nicht die geringste Kenntnis hat.¹³⁹

Mit dem Ausdruck besonderer Hochachtung
und Ergebenheit
zeichnen:

¹³⁹ Ob dies zutrifft, lässt sich aus dem eingesehenen Aktenmaterial nicht sicher verifizieren, allerdings spricht die Darlegung, mit der Martin Stallmann Friedrich Gogarten am 12. Januar 1930 über den aktuellen Sachstand informierte, dafür, dass Gogarten tatsächlich über die Aktion zuvor nicht in Kenntnis gesetzt worden war: „Es widerstrebt mir etwas, an Sie zu schreiben, und ich sage das nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil ich von Anfang an nicht daran gedacht habe, ob ich, d[as] h[eißt] wir mit unserer Aktion Ihnen einen Gefallen tun. Wir haben es keineswegs um Ihrer schönen Augen willen getan und auch nicht aus Gerechtigkeitsempfinden, weil Sie bisher immer übergangen wurden. Die Gerechtigkeit der Geschichte geht uns nichts an, sondern wir haben es einfach um unsertwillen getan[.] D[as] h[eißt] sofern es Sie dabei angeht, um Ihrer Theologie willen, von der wir uns für Westfalen etwas versprechen. Leider ist unser Schreiben in mehr als nur in dieser Beziehung mangelhaft. Aber es war so, wie es vorliegt, in Berlin entworfen, und ich war noch nicht so misstrauisch wie heute gegen die ‚politischen‘ Leute in Berlin, dass ich es gleich einer Korrektur unterwarf.“ S. Stallmann an Gogarten. Grevenbrück, 12. Januar 1930. SUB Göttingen Cod. Ms. F. Gogarten 400,734,1 Bl. 3.

- 1 Martin Berthold,¹⁴⁰ Pfarramtskandidat, Bochum.
- 2 Magdalene Wilckens,¹⁴¹ Studienreferendarin, Bochum
- 3 Gerhard Niedermeier,¹⁴² Pf[arre]r, Bochum-Wiemelhausen
- 4 Hermann Hevendehl,¹⁴³ Pf[arre]r, B[ochum]-Altenbochum
- 5 Dr. Robert Petry¹⁴⁴[,] Studienrat[,] Bochum
- 6 Werner Hübner,¹⁴⁵ Hilfsprediger, Hagen-Eppenhäusen.
- 7 Hermann Koller¹⁴⁶[,] Pfarrer[,] Hagen (Westf[alen])
- 8 lic. Dr. Joachim Beckmann¹⁴⁷[,] Pf[arre]r[,] Soest i[n] W[estfalen]
- 9 Hilde Sopp¹⁴⁸[,] Studienassessorin[,] Münster

¹⁴⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 35 Nr. 441. Näheres siehe oben.

¹⁴¹ Zum weiteren Werdegang Magdalene Wilckens als (zur Bekennenden Kirche gehörende) Gymnasiallehrerin in Iserlohn, Itzehoe und Glückstadt s. Berg, Christine: Magdalene Wilckens, in: Berg, Christine/Ohl, Jutta (Hgg.): *Fortunae – 400 Jahre Frauengeschichte(n) in, aus und um Glückstadt*. Norderstedt 2017. S. 184-186, s. a.a.O., S. 185f.

¹⁴² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 358 Nr. 446f. Niedermeier blieb bis zum Eintritt in den Ruhestand 1967 Inhaber der 4. Pfarrstelle der Kirchengemeinde Wiemelhausen. Zur Perspektive Niedermeiers auf die „nationale Erhebung“ in der ersten Jahreshälfte 1933 s. Brakelmann, Günter: *Der Kirchenkampf in Harpen 1933–1945*. Norderstedt 2011. [= Evangelische Perspektiven 3], S. 12f.

¹⁴³ A.a.O., S. 208 Nr. 2642. Hevendehl wurde 1950 zum Superintendenten des Kirchenkreises Minden und 1960 zum nebenamtlichen Mitglied der Kirchenleitung der EKvW gewählt.

¹⁴⁴ Petry war Religionslehrer; 1933 unterstellte man ihm eine jüdische Abstammung; er wurde vom Dienst beurlaubt. S. Hohmann, Klaus: *Dr. Bernhard Reismann (1885–1941). Schulleiter zwischen den politischen Fronten*, in: *Westfälische Zeitschrift* 163 (2013), S. [309]-318; hier S. 315 samt Anm. 28.

¹⁴⁵ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 224 Nr. 2846. Hübner wurde 1950 zum Superintendenten des Kirchenkreises Wesel gewählt.

¹⁴⁶ A.a.O., S. 269f. Nr. 3397. Koller bekleidete das Jugendpfarramt in Hagen; hier veröffentlichte er noch: Koller, [Hermann]: *Um Ehe und Kind*. Schwelm 1930. [= *Reinheit und Kraft* 2,3]. Bereits 1931 wechselte Koller aber nach Württemberg, zunächst als Stadtpfarrer nach Böblingen. Ohne Einvernehmen mit dem württembergischen Oberkirchenrat wurde er 1938 Studienrat am Karls-Gymnasium in Stuttgart. Dort konzipierte er einen überkonfessionellen Weltanschauungsunterricht, der artgemäß aus einer völkisch eingestellten Kirchengeschichte, Biologie und Naturphilosophie aufgebaut sein und nach dem 1939 bekundeten Willen der Schulleitung weitgehendst den konfessionell gebundenen Religionsunterricht ersetzen sollte; s. *Evangelischer Oberkirchenrat (Wurm) an Reichserziehungsministerium*. Stuttgart, 26. April 1939. Abgedruckt in: Schäfer, Gerhard: *Die Evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zum Kirchenkampf*. Bd. 6. *Von der Reichskirche zur Evangelischen Kirche in Deutschland. 1938–1945*. Stuttgart 1986. S. 259f. – Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte Koller ab 1951 wieder als Studienrat (Religionslehrer) an einer Oberschule in Stuttgart; so Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 269f. Nr. 3397.

¹⁴⁷ A.a.O., S. 29 Nr. 354; Beckmann war 2. Vereinsgeistlicher der Westfälischen Frauenhilfe, bis er 1933 als Pfarrer nach Düsseldorf wechselte; nach explizitem Engagement für die Bekennende Kirche in der Rheinprovinz wurde er 1945 zum Mitglied der neu gebildeten Kirchenleitung berufen und 1958 zum Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland gewählt.

¹⁴⁸ Die aus Bielefeld gebürtige Hilde Sopp schloss 1931 die Ehe mit Pfarrer Otto Maschke, der von 1930 bis 1965 als Pfarrer in Steinhagen wirkte; s. Bauks, Pfarrer

- 10 Wilhelm Bartelheimer,¹⁴⁹ Dr. theol. des.[,] Pffarramtskandidat[.] Ostkil-
ver Kr[eis] Herford i[n] W[estfalen] [/149|Blatt 5 (westfäl[ische] Pastro-
ren)]
- 11 [Horst] Schirmacher¹⁵⁰[,] Pf[arre]r – Münster
- 12 Charlotte Niewald,¹⁵¹ Studienreferendarin, Bochum.
- 13 Lic. Alb[ert] Schmidt,¹⁵² Pf[arre]r[.] Bochum.
- 14 Heinrich Lohmann,¹⁵³ Pastor, Bochum-Gerthe.

(wie Anm. 1), S. 316 Nr. 3975. Hilde Sopp hatte 1927 gemeinsam mit Heinrich Bültemeier (a.a.O., S. 68 Nr. 874) eine Nachschrift der sogenannten „Marburger Verhandlungen“ besorgt, eines Gespräches zwischen Rudolf Bultmann, Friedrich Gogarten und Gustav Krüger über Gogartens 1927 veröffentlichte Schrift „Theologische Tradition und theologische Arbeit“; s. Rudolf Bultmann (1884–1976). Nachlaßverzeichnis bearb. von Harry Waßmann, Jakob Matthias Osthof und Anna-Elisabeth Bruckhaus. Wiesbaden 2001. [= Nachlassverzeichnisse der Universitätsbibliothek Tübingen 2], S. 278. – Zum Zeitpunkt der Sammlung der Unterschriften für die Petition im Dezember 1929 war Otto Maschke (seit 1. November 1929) Synodalvikar in Hamm; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 316 Nr. 3975. Stallmann, Pfarramt S. 130, berichtet (allerdings ohne Quellenbeleg!), dass sich Berthold, Bartelheimer und Stallmann am 30. Dezember 1929 bei Maschke in Hamm getroffen hätten, „um die Resultate der Aktion zu sichten und das Gespräch in der Audienz [bei Kultusminister Becker] vorzubereiten. Angesichts dessen ist es erstaunlich, dass zwar Maschkes spätere Ehefrau Hilde Sopp die Petition unterzeichnet hat, nicht aber Otto Maschke selbst.

- ¹⁴⁹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 21 Nr. 255. Bartelheimer wurde 1938 die Leitung des EOK-Predigerseminars Dünne übertragen, 1950 zum Superintendentenverwalter des Kirchenkreises Herford bestellt und 1953 dort zum Superintendenten gewählt.
- ¹⁵⁰ A.a.O., S. 436f. Nr. 5415. Schirmacher war westfälischer Provinzialpfarrer für den kirchlichen Männerdienst, wurde 1932 zum Mitbegründer der Glaubensbewegung Deutsche Christen in Ostpreußen, fungierte 1933 vorübergehend als „Adjutant“ Ludwig Müllers in Berlin und wurde im Oktober 1933 Direktor des Central-Ausschusses für Innere Mission in Berlin; 1937 war er vorübergehend auch Mitglied der „Thüringer DC“; von 1948 an wirkte er als Krankenhauspfarrer in Berlin-Lichterfelde; s. dazu Kaiser, Jochen-Christoph: „Politische Diakonie“ zwischen 1918 und 1941: Der Rechenschaftsbericht Horst Schirmachers über seinen „Dienst in der Inneren Mission der Deutschen Evangelischen Kirche“, in: JWKG 80 (1987), S. 207-228; a.a.O. S. 214f., betont Schirmacher, dass er in seiner Dienstzeit als Provinzialpfarrer für den Männerdienst das Vertrauen von Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner gewonnen habe, „der mir dann bis zu seinem Tode ein väterlicher Freund geblieben ist.“ (Zitat a.a.O., S. 215). – S. zu Schirmachers Kontakten zu Ludwig Müller: Schneider, Thomas Martin: Reichsbischof Ludwig Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit. Mit 8 Abbildungen. Göttingen 1993. [= AKZG.B 19], S. 370 (mit den dortigen Verweisen).
- ¹⁵¹ Näheres zur Person konnte nicht ermittelt werden.
- ¹⁵² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 445 Nr. 5511. Schmidt war seit 1926 Inhaber der 8. Pfarrstelle der Evangelischen Kirchengemeinde Bochum und ab September 1930 für den Christlich-sozialen Volksdienst Mitglied des Deutschen Reichstages; Näheres zu Werdegang und Wirken in: Rosowski, Martin (Hg.): Albert Schmidt 1893–1945. Politische und pastorale Existenz in christlich-sozialer Verantwortung. Die Dokumentation seines Werkes. (Bochum) 1994.
- ¹⁵³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 303 Nr. 3808; Lohmann wurde 1931 Pfarrer in Gütersloh und 1948 dort zum Superintendenten gewählt.

- 15 Hans Bertelsmann,¹⁵⁴ Pastor[,] Bochum-Weitmar
16 Peter Abendroth,¹⁵⁵ Pf[arre]r, Bochum-Hordel
17 Otto Lethaus,¹⁵⁶ Pf[arre]r[,] Herne i[n] W[estfalen]
18 Hans Helmich,¹⁵⁷ Pf[arre]r[,] Herne
19 Otto Kill¹⁵⁸[,] Pf[arre]r, Herne
20 Irmgard Schmidt,¹⁵⁹ stud. theol., Bochum.
21 Emil Hegel,¹⁶⁰ Hilfsprediger[,] Paderborn [/1501/(6)]
22 Hans Wegge,¹⁶¹ cand. theol. et phil.[,] Petershagen/Weser.
23 H[ermann] Heinenberg,¹⁶² Pfarrer in Petershagen (Weser)

¹⁵⁴ A.a.O., S. 35 Nr. 437. Bertelsmann wirkte ab 1931 als Pfarrer in Sodingen, ab 1934 in Wiemelhausen und von 1946 an in Oberhausen-Osterfeld. Bertelsmann engagierte sich in Bochum für die Deutschen Christen; s. dazu Brakelmann, Günter: Wilhelm Schmidt: Bochumer Pfarrer in dramatischer Zeit. Eine biografische Dokumentation. Norderstedt 2015. [= Evangelische Perspektiven 6], S. 243f.

¹⁵⁵ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 1 Nr. 3. Abendroth war seit 1928 Pfarrer in Hordel und wechselte 1937 nach Duisburg-Meiderich.

¹⁵⁶ A.a.O., S. 297 Nr. 3732. Lethaus war von Oktober 1931 an am Diakonissenmutterhaus Sarepta in Bethel tätig.

¹⁵⁷ A.a.O., S. 196 Nr. 2494. Helmich wurde 1940 zum Anstaltsleiter der Evangelischen Stiftung Hephata in Mönchengladbach berufen; er bekleidete das Amt bis zu seinem Tod 1967.

¹⁵⁸ A.a.O., S. 250 Nr. 3157. Kill wurde 1945 zum Superintendenten des Kirchenkreises Herne gewählt.

¹⁵⁹ Irmgard Schmidt war später als Vikarin tätig, zuletzt in der Lungenheilstätte Auguste-Viktoria-Stift in Bad Lippspringe; s. Kreutler, Erika: Die ersten Theologinnen in Westfalen. 1919–1974. Bielefeld 2007. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 32], S. 70.226.

¹⁶⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 189 Nr. 2405a. Hegel war in Paderborn als Militärhilfsprediger tätig und wurde 1931 dort zum Standortpfarrer ernannt. Nach Dienst als Militäroberpfarrer (seit 1939) und Militärdekan (1943) in Posen wurde er 1945 Anstaltspfarrer in Tannenhof (Remscheid-Lüttringhausen) und 1958 Krankenhauspfarrer in Köln.

¹⁶¹ Hans Wegge promovierte 1932 an der Philosophischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zum Dr. phil.; s. Wegge, Hans: Die Stellung der Öffentlichkeit zur oktroyierten Verfassung und die preussische Parteibildung 1848/49. Berlin 1932. Nachdruck Vaduz 1965. [= Historische Studien 215]. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Wegge als Studienrat in Paderborn tätig; s. Brakelmann, Schmidt (wie Anm. 154), S. 288–290. Schon bei der Gründung des Bundes Evangelischer Religionslehrer in Westfalen 1946 hatte Wegge ein grundlegendes Referat gehalten, s. Korn, Adolf: 20 Jahre Bund evangelischer Religionslehrer an höheren Schulen Westfalens. Rückblick und Ausblick. (Vortrag anlässlich der Jubiläumsveranstaltung am 8. Dezember 1966 in Hamm), in: Tilly, Ernst/Potthast, Karl [u.a.]: 40 Jahre Religionsunterricht am Gymnasium. 40 Jahre Bund evangelischer Religionslehrer an den Gymnasien von Westfalen und Lippe. Rückblick und Zwischenbilanz. Bielefeld 1986. [= Materialien für den Dienst in der Evangelischen Kirche E 13], S. 22–31, hier S. 24.

¹⁶² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 194 Nr. 2459. Heinenberg verließ Petershagen bereits 1930 und wurde Pfarrer in Frankfurt (Main); von 1948 an war er in Niedermeilingen (Hessen) tätig.

- 24 [Wilhelm] Beckmann,¹⁶³ Pfarrer, Rödinghausen[,] Kr[eis] Herford i[n] W[estfalen]
- 25 [Hans] Grothaus,¹⁶⁴ phil. et theol., Rödinghausen[,] Kr[eis] Herford.
- 26 Lic. theol. Gerhard Dedeker,¹⁶⁵ Pfarrer i[n] Minden.
- 27 Otto Platenius,¹⁶⁶ Pastor in Bethel/Bielefeld
- 28 Elfriede Schlichte¹⁶⁷[,] Studienassessorin[,] Bielefeld
- 29 [Friedrich] Wolf¹⁶⁸[,] Pfarrer[,] Westkilver
- 30 lic. Paul Fricke,¹⁶⁹ Pastor[,] Münster i[n] W[estfalen] [/151|(/7)]
- 31 Werner Blankenstein,¹⁷⁰ Pf[arre]r[,] Blasheim[,] Kr[eis] Lübbecke i[n] Westf[alen]
- 32 Karl Stork,¹⁷¹ stud. theol. et phil.[,] Holzhausen[,] Kr[eis] Lübbecke i[n] W[estfalen]

¹⁶³ A.a.O., S. 29 Nr. 353. Beckmann, seit 1926 Pfarrer in Rödinghausen, blieb dort bis zum Eintritt in den Ruhestand 1957.

¹⁶⁴ Hans Grothaus (* 12. Juli 1907), Sohn des aus Ostkilver (Kreis Herford) gebürtigen Pfarrers Heinrich Grothaus [s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 168f. Nr. 2140], war nach Studium der Evangelischen Theologie und der Pädagogik zunächst Pfarrer der EKvW; er promovierte 1958, wurde Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Münster und lehrte ab 1969 als Professor an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg Evangelische Theologie und ihre Didaktik; s. Schmelzer, Wolf-Dieter: Den Gossner-Christen Freund und Vater. Ehrenkurator Hans Grothaus wird 80 Jahre alt, in: Gossner Mission Information 2007, Nr. 2, S. 28f.; hier S. 28.

¹⁶⁵ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 91 Nr. 1176. Dedeker war ab September 1946 als Landeskirchenrat im Landeskirchenamt Bielefeld tätig. Zu seiner Rolle im Kirchenkampf in Minden s. detailliert Müller, Andreas: „Kirchenkampf“ im „erweckten“ Kontext. Der Kirchenkreis Minden in der Zeit des Nationalsozialismus. Bielefeld 2013. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 40], passim.

¹⁶⁶ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 386 Nr. 4792. Platenius wurde 1938 Pfarrer der Kirchengemeinde Löhne (Ort); zu seiner Rolle im Kirchenkampf auf Seiten der BK s. Hefß, Michael: Erinnerungen an Pastor Platenius, in: 300 Jahre Ev.-luth. Kirchengemeinde Löhne 1697–1997 unter Mitarbeit von Ulrich Althöfer [u. a.]. Löhne 1997, S. 81–86; dort S. 82f.

¹⁶⁷ Nachname nicht zweifelsfrei zu entziffern.

¹⁶⁸ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 571 Nr. 7091. Wolf wechselte 1931 nach Wuppertal-Unterbarren und 1946 nach Bergkirchen (Lippe); 1953 wurde er zum Leiter des Kandidatenkonvikts in Bethel berufen.

¹⁶⁹ Paul Fricke (1896–1961) war von 1932 an als Pfarrer in Berlin tätig; seiner Feder entstammen unter anderem die (1929 bereits erschienenen) Artikel „Barth, Karl“, „Gogarten, Friedrich“ und „Dialektische Theologie“ in den Bänden 1 und 2 der RGG²; s. Göckeritz, Bultmann (wie Anm. 120), S. 134 Anm. 6.

¹⁷⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 41 Nr. 528. Werner Blankenstein blieb bis zu seiner Zuruhesetzung 1965 Pfarrer in Blasheim. Zu seinem klaren Engagement für die Bekennende Kirche s. Blankenstein, [Werner]: Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Jahren 1934–47. Blasheim, 17. Oktober 1947. Abgedruckt in: Kampmann, Jürgen (Hg.): „Anzeichen einer Erneuerung des christlichen Lebens sind nirgends zu sehen“. Die Gemeindeberichte über Kirchenkampf und erste Nachkriegszeit (1933–1947) im Kirchenkreis Lübbecke. Im Auftrag der Pfarrkonferenz aus Anlaß der Verabschiedung von Superintendent Paul-Gerhard Tegeler am 20. Juni 1998. Löhne 1998, S. 37–42.

¹⁷¹ Karl Stork († 1998) promovierte 1935 in Münster; s. Stork, Karl: Der Übergang Osnabrücks an Preußen. Münster 1935 [= Münstersche Beiträge zur Geschichtsfor-

- 33 Pastor Heinrich Niemeyer,¹⁷² Synodalvikar[,] Elsey-Hohenlimburg Kreis Iserlohn, Westfalen
- 34 Pastor Johannes Schüne¹⁷³[,] Schwenningdorf[,], Kr[eis] Herford, Westfalen
- 35 Paul Herring,¹⁷⁴ Pfarrer[,], Rödinghausen[,], Kr[eis] Herford i[n] W[estfalen] [152|(8)]
- 36 Friedrich v[on] Bodelschwingh,¹⁷⁵ Hilfsprediger in Kirchlinde.
- 37 Martin Stallmann¹⁷⁶[,] Pfarrverweser Grevenbrück.
- 38 Wilhelm Hermann¹⁷⁷[,] cand. theol.[,] Elberfeld (Münster.)
- 39 Paul Gronemeyer,¹⁷⁸ Pfarrer in Elberfeld (Münster)
- 40 Hans Weinmann¹⁷⁹[,] cand. theol. (Studienreferendar) Elberfeld–Düsseldorf. [153|(9)]
- 41 Hans Steinsiek¹⁸⁰[,] Pfarrer, Hagen-Vorhalle
- 42 Karl Obermeyer¹⁸¹[,] Pastor, Gladbeck i[n] West[alen]

schung 58]. 1936–1937 wirkte Stork als Studienrat in Petershagen (Weser), s. Verzeichnis ehemaliger Lehrkräfte, in: 50 Jahre Gymnasium Petershagen. O. O. [Petershagen] o. J. [1976], S. 18–20, hier S. 18. Später war Stork Schulleiter in Herford, zudem auch Kreisheimatpfleger im Kreis Herford und Leiter des Widukind-Museums Enger; s. „Os Platt no Meode was“. Original-Plattdeutsch aus dem Wittekindsland, in: Heimatpflege in Westfalen 22 (2009) Heft 3, S. 24f.; hier S. 25.

- ¹⁷² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 361 Nr. 4502. 1932 zum Pfarrer in Lindenhorst berufen, verblieb Niemeyer dort bis zum Eintritt in den Ruhestand.
- ¹⁷³ Trotz der klaren Unterschrift mit „Schüne“ dürfte es sich um Johannes Schöne (* 14.5.1889 in Reinswalde, † 27.11.1971 in Tutzing) handeln; dieser war von 1920 bis 1927 Pastor in Fürstenwalde (Spree) und seitdem bis 1958 im Pfarrbezirk Schwenningdorf (Kreis Herford); er gehörte der (altlutherischen) Evangelisch-Lutherischen Kirche an; s. <https://www.selk-hh.de/pastoren/alt/Einzelkarten.sch/schoene.Johannes.html> (Stand 07.07.2018, 19:53).
- ¹⁷⁴ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 206 Nr. 2607. – Paul Herring wechselte 1936 nach Wersen (Kirchenkreis Tecklenburg) und unterstützte in der von kirchenpolitischen Spannungen nur wenig erreichten Kirchengemeinde die BK, scheint sich allerdings theologisch deutlich antijudaistisch positioniert zu haben; s. Trütken-Kirsch, Heinz-Jürgen: Der Kirchenkreis Tecklenburg in der NS-Zeit. Bielefeld 1996. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 10], S. 180f. 1952 musste er das Pfarramt niederlegen; von 1956 bis 1971 war er als Pfarrvikar in Büdingen (Hessen) tätig.
- ¹⁷⁵ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 44 Nr. 572. Friedrich von Bodelschwingh übernahm nach Tätigkeit als Pfarrer in Dortmund-Kirchlinde, Schlüsselburg (Weser) und Gütersloh 1945 die Leitung der Kernanstalt und 1960 die der Gesamtanstalt Bethel.
- ¹⁷⁶ A.a.O., S. 485 Nr. 6013. Zum Lebenslauf Martin Stallmanns siehe oben Anm. 19.
- ¹⁷⁷ Vermutlich Julius Wilhelm Hermann, ab 1932 Pfarrer in (Hellenthal-)Kirschseiffen, seit 1937 in Wuppertal-Cronenberg; s. Norden, Günther van (Hg.): Charlotte von Kirschbaum und Elisabeth Freiling. Briefwechsel von 1934–1939. Göttingen 2014, S. 166 Anm. 214.
- ¹⁷⁸ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 166 Nr. 2114. Gronemeyer war von 1931 an bis zum Eintritt in den Ruhestand Pfarrer in Gütersloh.
- ¹⁷⁹ Näheres zur Person konnte nicht ermittelt werden.
- ¹⁸⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 492 Nr. 6093. Steinsiek wurde 1945 zum Superintendenten des Kirchenkreises Hagen gewählt.
- ¹⁸¹ A.a.O., S. 367f. Nr. 4574, dort allerdings vermerkt als „Obermeier“. Obermeyer wurde 1931 Pfarrer in Habinghorst (Castrop-Rauxel); er engagierte sich für die Be-

- 43 Friedrich Hagemann,¹⁸² Pf[arre]r[,] Herford-Laar[,] West[alen]
44 Paul Stieghorst,¹⁸³ Pf[arre]r[,] Enger i[n] West[alen] [/154|(/9a)]
45 [Rudolf] Homann,¹⁸⁴ Pfarrer an der Johanneskirche in Düsseldorf
46 Elisabeth v[on] Aschoff,¹⁸⁵ Vikarin – Köln
47 Aenne Schümer,¹⁸⁶ Vikarin[,] Düsseldorf
48 Wilhelm Philipps,¹⁸⁷ Jugendpfarrer in Düsseldorf

kennende Kirche; s. Thieme, Sarah: Nationalsozialistischer Märtyrerkult. Sakralisierte Politik und Christentum im westfälischen Ruhrgebiet (1929–1939). Frankfurt/New York 2017. [= Religion und Moderne 9], S. 384–386. – 1947 wurde Obermeyer ein Dienstauftrag in Bad Driburg erteilt, 1953 wählte man ihn zum Pfarrer in Rheine-Johannes.

- ¹⁸² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 176 Nr. 2237. Hagemann wurde 1939 als deutschchristlich orientierter Konsistorialrat ins Konsistorium nach Münster berufen, 1945 vom Dienst suspendiert, aber bereits 1947 wieder zum Pfarrer in Kamen bestellt; von 1958 an stand er im Pfarrdienst in Düsseldorf.
- ¹⁸³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 495 Nr. 6131. Stieghorst blieb bis zum Eintritt in den Ruhestand Pfarrer in Enger.
- ¹⁸⁴ A.a.O., S. 220 Nr. 2793. Homann wurde 1944 in Düsseldorf zur Ruhe gesetzt, erhielt aber noch im gleichen Jahr einen Dienstauftrag in Unna und wirkte von 1947 an als Pfarrer in Münster. Er trat als scharfer Kritiker an der von Alfred Rosenberg vertretenen Weltanschauung hervor, s. Homann, Rudolf: Der Mythos und das Evangelium. Die evangelische Kirche in Abwehr und Angriff gegenüber dem „Mythos des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg. Unter Berücksichtigung der soeben erschienenen neuesten Schrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit“. Witten 1935.
- ¹⁸⁵ Elisabeth von Aschoff, der SPD angehörend, wurde 1933 vom deutschchristlich orientierten Kölner Presbyterium aus politischen Gründen entlassen und anschließend vom Konsistorium der Rheinprovinz aus der Liste der Kandidatinnen gestrichen. S. Schmidt, Klaus/Weyer, Anselm: Klar und konsequent. Die Kölner Vikarin und religiöse Sozialistin Ina Gschlössl, in: Gailus, Manfred/Vollnhals, Clemens (Hgg.): Mit Herz und Verstand – Protestantische Frauen im Widerstand gegen die NS-Rassenpolitik. Mit 15 Abbildungen. Göttingen 2013. [= Berichte und Studien 65], S. 253–268, dort S. 265f. Vgl. Schmidt, Klaus: Du hast politisch immer Klartext geredet, in: Ludwig, Hartmut: Auf Gegenkurs. Eine Fest- und Dankesschrift zum 100. Geburtstag von Pfarrerin Dr. h.c. Ilse Härter. Berlin 2011. S. 130–137. Elisabeth Aschoff schloss später die Ehe mit Ernst Bizer (2. Stadtpfarrer in Tailfingen, 1948 zum Ordinarius für Kirchengeschichte in Bonn berufen).
- ¹⁸⁶ Aenne Schümer, auch der SPD angehörend, wurde 1933 ebenfalls vom deutschchristlich orientierten Presbyterium Köln aus politischen Gründen entlassen und dann vom Konsistorium der Rheinprovinz aus der Liste der Kandidatinnen gestrichen. S. Schmidt/Weyer, Klar (wie Anm. 185), S. 265f. samt Anm. 32. Sie arbeitete später in einer BK-Gemeinde in Berlin-Wedding; 1946 schloss sie die Ehe mit Helmut Traub; beide verzogen nach Württemberg, wo Aenne Schümer unter anderem Religionsunterricht an einer Privatschule erteilte.
- ¹⁸⁷ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 383 Nr. 4746. Wilhelm Philipps leitete das Provinzialjugendpfarramt der Rheinprovinz in Düsseldorf; er wurde 1932 zum Direktor des Johannesstifts in Berlin-Spandau berufen und übernahm 1939 im Konsistorium in Münster die Stelle des (kirchenpolitisch neutralen) Oberkonsistorialrats und Geistlichen Dirigenten, die er auf Druck von Präses Karl Koch im Juni 1945 räumen musste; nach Dienst als Pfarrer in Bünde (Westfalen) seit 1946 wurde er 1956 zum Direktor des Gesamtverbandes der Inneren Mission in Berlin berufen, bis er 1964 die Leitung des Synodalvereins für Innere Mission in Hagen (Westfalen) übernahm und dort auch als Krankenhauspfarrer wirkte.

49 Ina Gschlössl¹⁸⁸[,] Vikarin[,] Köln

50 Annemarie Rübens,¹⁸⁹ Vikarin, Köln

– Ich bin kein westfälischer[,], auch kein junger Theologe, halte es aber für außerordentlich wünschenswert – im Blick auf allerhand sonstige Möglichkeiten, daß Gogarten baldigst eine ordentliche Theologieprofessur in Preußen erhält. Köln[,], 21[.] Dez[ember] [19]29[.] G[eorg] Fritze¹⁹⁰ [/155|(/10)]

Die Bitte um Berufung von D. Gogarten auf den theologischen Lehrstuhl von D. Barth an der Universität Münster unterstützen aufs wärmste

51 G[ertrud] Pape,¹⁹¹ Studienrätin zu Bielefeld

52 Pastor H[ermann] Wilm,¹⁹² Leiter des Kandidatenkonvikts in Bethel b[ei] Bielefeld

53 [Gerhard] Barnstein,¹⁹³ Pfarrer in Bielefeld

¹⁸⁸ Ina Gschlössl gehörte der SPD an; so Schmidt, Klartext (wie Anm. 185), S. 255. Sie positionierte sich öffentlich gegen den Nationalsozialismus; s. Gschlössl, Ina: [Ohne Titel], in: Klotz, Leopold (Hg.): Die Kirche und das dritte Reich. Fragen und Forderungen deutscher Theologen. II. Gotha 1932, S. 55-61. 1933 wurde Gschlössl aus dem Dienst an einer Kölner Berufsschule aus politischen Gründen entlassen, weshalb ihr auch verweigert wurde, das 2. Theologische Examen abzulegen; s. Schmidt/Weyer, Klar (wie Anm. 185), S. 262. Von 1938 an konnte sie unentgeltlich als Fürsorgerin für die Innere Mission in Köln wirken (a.a.O., S. 265), nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie zur Leitung des Religionsunterrichtes an den Kölner Berufsschulen in ein Beamtenverhältnis auf Lebenszeit übernommen (a.a.O., S. 266f.).

¹⁸⁹ S. a.a.O., S. 265 samt Anm. 31: Die aus Argentinien gebürtige Annemarie Rübens wirkte von 1930 an auch als nebenamtliche Religionslehrerin an einer Kölner Berufsschule, sie wurde im Sommer 1933 aus politischen Gründen vom Kölner Presbyterium entlassen. In den Niederlanden arbeitete sie in einer Gärtnerei, bis sie 1936 nach Uruguay emigrierte. Angesichts ihres Engagements für Kinder von verhafteten und getöteten Mitgliedern der sozialrevolutionären Tupamaro-Bewegung wurde sie 1963 des Landes verwiesen und kehrte nach Deutschland zurück.

¹⁹⁰ Georg Fritze (1874–1939) war Religiöser Sozialist; zu seinem Lebensweg und Wirken s. Prolingheuer, Hans: Der rote Pfarrer. Leben und Kampf des Georg Fritze (1874–1939). 2. Aufl. Köln 1989. Er war Vikariatsleiter von Annemarie Rübens und Elisabeth von Aschoff; s. Schmidt/Weyer, Klar (wie Anm. 185), S. 265. Die Verweigerung des Treueides auf Hitler 1938 wurde zum Anlass genommen, seine Zurruesetzung zu verfügen (a.a.O.), S. 264.

¹⁹¹ Gertrud Pape war im Verband evangelischer Religionslehrerinnen tätig und hatte bereits bei einer in Bethel durchgeführten Tagung im April 1925 Friedrich Gogarten und Magdalene von Tiling erlebt; s. Schneider-Ludorff, Tiling (wie Anm. 34), S. 140f.

¹⁹² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 560f. Nr. 6970. Wilm trat 1935 in den Ruhestand und wirkte dann noch bis 1939 als Pfarrverweser in Rothesütte bei Ellrich (Harz).

¹⁹³ A.a.O., S. 20 Nr. 242. Barnstein hatte die Bielefelder Pfarrstelle im April 1929 übernommen; 1937 wurde er zum Vorsitzenden der Westfälischen Missionskonferenz gewählt.

- 54 [Walter] Schaub,¹⁹⁴ Pfarrer[,] Brackwede
55 [Ernst-Heinrich] Mensching,¹⁹⁵ Pfarrer[,] Lauenstein/Hannover
56 [Hermann] Berner,¹⁹⁶ Pfarrer in Minden
57 [Heinrich] Tummes,¹⁹⁷ Pfarrer u[nd] Superintendent in Petershagen/
Weser. [/156|(11)] (westfäl[ische] Kandidaten u[nd] Studenten)
58 Heinrich Niedermeier,¹⁹⁸ cand. theol., Schwenningdorf, Kr[eis] Her-
ford, Westf[alen]
59 Hermann Brunken,¹⁹⁹ stud. theol.[,], Nordgeorgsfehn, Kreis Leer, Ost-
fr[ies]l[an]d
60 Heie Erchinger,²⁰⁰ stud. theol.[,] Logabirum[,] Kr[eis] Leer in Ostfr[ies]-
land]
61 Gerhard Starke,²⁰¹ cand. theol.[,] Schneidemühl
62 Fr[iedrich] Strothmann,²⁰² theol., Lengerich (Westf[alen])

¹⁹⁴ A.a.O., S. 431 Nr. 5346. Walter Schaub wechselte 1933 in den Pfarrdienst nach Herne und 1948 nach Hagen-Eppenhause.

¹⁹⁵ Mensching war von 1929 bis 1937 Pfarrer in Lauenstein (bei Salzhemmendorf); s. <http://genwiki.genealogy.net/Salzhemmendorf>, Stand 08.07.2018, 15:45. Dann wirkte er in Göttingen-St. Albani; s. http://www.stadtarchiv.goettingen.de/chronik/1976_01.htm (Stand 08.07.2018, 15:47). Er trat nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Veröffentlichung eines kleinen Leitfadens für den Kirchlichen Unterricht hervor: Mensching, Ernst Heinrich: Leitfaden für den Konfirmanden-Unterricht. Göttingen 1947.

¹⁹⁶ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 34 Nr. 426. Berner wurde 1937 zum Direktor der Rheinischen Missionsgesellschaft in Wuppertal-Barmen bestellt; s. Boberach, Heinz †/Nicolaisen, Carsten/Pabst, Ruth (Bearbb.): Handbuch der deutschen evangelischen Kirchen 1918 bis 1949. Organe – Ämter – Verbände – Personen. Bd. 1: Überregionale Einrichtungen. Göttingen 2010. [= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte A 18], S. 339.

¹⁹⁷ A.a.O., S. 516 Nr. 6401. Tummes bekleidete als Pfarrer von Petershagen das Amt des Superintendenten des Kirchenkreises Minden von 1927 an bis zum Eintritt in den Ruhestand 1937.

¹⁹⁸ Näheres zur Person konnte nicht ermittelt werden. Die Herkunft Niedermeiers aus Schwenningdorf (Kreis Herford) lässt es möglich erscheinen, dass dieser der dortigen alllutherischen Gemeinde zugehörte.

¹⁹⁹ Hermann Brunken's erste Pfarrstelle war Petkum (bei Emden), 1938 wechselte er nach Victorbur (Landkreis Aurich), wo er bis 1960 Dienst tat. Danach lebte er in Osnabrück. Im Kirchenkampf stand er auf Seiten der Bekennenden Kirche. S. Wechsel vor fünfzig Jahren: zur Erinnerung an die Eheleute Brunken, in: De Vitterburer. Karkenblattje. Gemeindebrief der ev.-luth. Kirchengemeinde Victorbur 39 (2010), 8. Ausg., August 2010. S. 15f.

²⁰⁰ Heie Fokken Erchinger wurde Pfarrer zunächst in Elbingerode (Harz), dann in Petkum (bei Emden) und von 1950 an in Sehnde (bei Hannover); so Erchinger, Heie Fokken: Soli Deo gloria! Sehnde, 21. März 1951, s. https://www.kirchesehnde.de/geschichtliches.html?file=tl_files/data/sehnde/Themen/Geschichtliches/Brief-von-Pastor-Erchinger-1951.pdf (Stand 08.07.2018, 17:12).

²⁰¹ Näheres zur Person konnte nicht ermittelt werden.

²⁰² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 500 Nr. 6197. Friedrich Strothmann erwarb den theologischen Licentiaten-Grad 1933 in Münster; s. Strothmann, Friedrich: Die Anschauungen von der Weltschöpfung im Alten Testament und in der ägyptischen, babylonisch-assyrischen und phönizischen Religion. Eine durch Untersuchung und

- 63 Fr[it]z Schröer,²⁰³ cand. theol., Linden–Ruhr, Westf[alen]
64 Eberh[ard] Müller,²⁰⁴ cand. theol., Bremen, Umlandstr[aße] 9
65 Adolf Scholl,²⁰⁵ stud. theol., Soest i[n] W[estfalen][,] Niederberghei-
merstr[aße] 40.
66 Friedhelm Kaiser²⁰⁶[,] phil.[,] Pelkum b[ei] Hamm (Westf[alen])
67 Bernhard Klinzing,²⁰⁷ stud. theol.[,] Freistatt/Kr[ei]s Sulingen
68 Hein[rich] Honig,²⁰⁸ stud. theol.[,] Neulouisendorf (Kreis Cleve)
69 Wilhelm Ober-Hongsermeier,²⁰⁹ theol.[,] Obermehnen (Kr[ei]s Lüb-
becke.) [1571(11a)]
70 Ludwig Andreas Klinger,²¹⁰ cand. theol., Würzburg, Burkeroder-
str[aße] 25b
71 Heinz Kloppenburg,²¹¹ cand. theol., Elsfleth, Steinstr[aße] 45.

Vergleich gewonnene Darstellung der Eigenart der Schöpfungsanschauung der alttestamentlichen Religion. (Teildruck). Bethel (bei Bielefeld) 1933. Die Pfarrstelle in Müsen (Kirchenkreis Siegen) übernahm er 1934; 1944 fiel er in Russland.

- ²⁰³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 457 Nr. 5662. Fritz Schröer wirkte von 1935 an bis zum Eintritt in den Ruhestand 1969 als Pfarrer in Petershagen (Weser).
- ²⁰⁴ A.a.O., S. 346 Nr. 4337. Eberhard Müller bekleidete von 1936 an bis zu seinem Tod 1967 das Pfarramt in Lotte (Kirchenkreis Tecklenburg).
- ²⁰⁵ A.a.O., S. 452 Nr. 5588. Scholl wurde 1934 Pfarrer in Windheim (Weser), er fiel 1944.
- ²⁰⁶ Friedhelm Kaiser promovierte 1934 in Münster; s. Kaiser, Friedhelm: Die Zeitung als Mittel der Nationalerziehung. Leipzig 1934. [= Wesen und Wirkungen der Publizistik 1]; er trat in der nationalsozialistischen Zeit mit weiteren ideologisch einschlägigen Veröffentlichungen hervor, s. Kaiser, Friedhelm: Die deutsche Zeitung. Presse im Dienst der Volksgemeinschaft. Münster 1939; Kaiser, Friedhelm: Germanenkunde als politische Wissenschaft, Neumünster 1939. [= Bericht über die Jahrestagung der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ 1939 zu Kiel]. Die weitere Liste von Veröffentlichungen unter seinem Namen lässt vermuten, dass er nach dem Zweiten Weltkrieg für Öffentlichkeitsarbeit des Raiffeisenverbandes tätig war; Genaueres war nicht zu ermitteln.
- ²⁰⁷ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 257 Nr. 3247. Bernhard Klinzing wurde 1934 zum Pfarrer in Dortmund-Berghofen gewählt; er fiel 1941 in Südrussland. Klinzing gehörte zur Bekennenden Kirche; s. Verhandlungen der Bekenntniskreissynode Dortmund. Dortmund, den dreißigsten November 1936. Als Handschrift gedruckt. Dortmund o. J. [1936], S. 4.
- ²⁰⁸ Honig war lange Jahre Pfarrer in Birkenfeld (Nahe); s. Bekannte und beliebte Birkenfelder: der Pfarrer Heinrich Honig, in: Birkenfelder Regional-Express Nr. 68, Mai/Juni 2011, S. 5-10.
- ²⁰⁹ Näheres zur Person konnte nicht ermittelt werden.
- ²¹⁰ Klinger war in der nationalsozialistischen Zeit deutschchristlich orientiert und schied 1941 auf eigenes Ersuchen aus dem Dienst als Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern aus; so Vollnhals, Clemens: Evangelische Kirche und Entnazifizierung 1945–1949. Die Last der nationalsozialistischen Vergangenheit. München 1989. [= Studien zur Zeitgeschichte 36], S. 146.
- ²¹¹ Heinz Kloppenburg, seit 1932 Pfarrer in Rüstringen (bei Wilhelmshaven) engagierte sich für die Bekennende Kirche; 1945 wurde er Oberkirchenrat in Oldenburg; er wirkte zeitweise als Sekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen und wurde Mitbegründer der Konferenz Europäischer Kirche; s. Ruddies, Hartmut: [Art.] Kloppenburg, Heinz, in: RGG⁴ 4 (2001), Sp. 1448.

- 72 Gustav Grafe²¹²[,] cand. theol.[,] Castrop-Rauxel I, Wittenerstr[aa]e] 40.
73 Gerh[ard] Hein,²¹³ stud. theol.[,] Wernigerode/Harz
74 Käte Sehnert[,]²¹⁴ stud. theol.[,] Landau (Pfalz), Westring 10

- ²¹² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 161 Nr. 2049. Grafe wurde 1935 zum Pfarrer in Dortmund-Eichlinghofen gewählt; er hatte die Stelle bis zu seinem Tod 1950 inne. Er gehörte der Bekennenden Kirche an; s. Verhandlungen Bekenntniskreissynode Dortmund 1936 (wie Anm. 204), S. 4.
- ²¹³ Gerhard Hein (1905–1990) wirkte von 1935 bis 1958 als Prediger der Mennonitengemeinden Sembach, Neudorferhof und Altleiningen, später in Berlin, Monsheim und Obersülzen; er veröffentlichte zahlreiche Beiträge in den Mennonitischen Geschichtsblättern. S. Fast, Heinold: Gerhard Hein (1905–1990), in: Mennonitische Geschichtsblätter 1990/91, S. 223-230. Vgl. auch Harder-Thieme, Gabriele: [Art.] Hein, Gerhard, in: MennLex V – Letzte Änderung 2013/03/05 22:02, http://www.mennlex.de/doku.php?id=art:hein_gerhard (Stand 08.07.2018, 22:59).
- ²¹⁴ Kät[h]e Jacob geb. Sehnert (1908–1996) versah zunächst Schuldienst in Dahn und arbeitete als Vikarin in anderen gemeindlichen Aufgaben. Von 1938 an bis zum Ruhestand unterrichtete sie in Speyer an der Oberrealschule für Mädchen, dem späteren Hans-Purmann-Gymnasium; s. Blümlein, Klaus: Pfälzische Frauenordination und Schriftauslegung. Im Gedenken an meine Schwiegermutter Käthe Jacob geb. Sehnert * 1.11.1908, s. http://www.pfarrerblatt.de/text_256.htm (Stand 08.07.2018, 23:11).

Woldemar Wesemann (†)

Eine kartographische Darstellung der Kirchenprovinz Westfalen auf dem Stand vom 1. April 1930

Für den Abdruck im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 2018
eingrichtet von Thomas Ijewski
und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Günther

Nur in wenigen Exemplaren ist eine großformatige Karte erhalten, die einen Überblick über die Kirchenprovinz Westfalen im Jahr 1930 gibt. Sie ist die erste, die nicht nur die Grenzen der Kirchenkreise und Kirchengemeinden darstellt, sondern auch differenzierte Informationen über die Strukturen der Kirchengemeinden liefert. Dadurch erhält der Betrachter eine aufschlussreiche Visualisierung der kirchlichen Strukturen der westfälischen Provinzialkirche während der Weimarer Republik, die in den nach 1945 erschienenen Karten, die die Evangelische Kirche von Westfalen darstellen, leider nicht mehr in einer ähnlich aussagekräftigen Weise abgebildet worden ist.

Leider ließen sich in der früheren Registratur des Konsistoriums der Kirchenprovinz Westfalen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union keine Unterlagen ermitteln, die Auskunft geben über die Motivation, eine solche detaillierte Karte zu entwickeln. Die Grundlage für die Angabe der Gemeindegliederzahlen bildete die Volkszählung vom 16. Juni 1925. Zuständig für die kirchliche Statistik war damals Konsistorial-Obersekretär Woldemar Wesemann.¹ Zudem hatte er auch die Aufgabe, den Pfarralmanach, also das Verzeichnis der Kirchengemeinden und der Pfarrer, zu erstellen und auf dem Laufenden zu halten.² Woldemar Wesemann scheint ein sehr systematisch denkender Beamter gewesen zu sein. Er entwickelte für das Konsistorium auch einen neuen Aktenplan, der in seinen

- 1 Woldemar Wesemann begann seine Tätigkeit im Konsistorium am 1. Oktober 1925 als Konsistorial-Bürodiätar und wird als Bürobeamter in der Liste der Mitarbeiter des Konsistoriums erstmals für die Jahre 1930 bis 1932 vermerkt; s. Die Verwaltung der Evangelischen Kirche von Westfalen seit 1815. Im Auftrage des Landeskirchenamtes bearbeitet von Gerhard Thümmel unter Mitarbeit von Hugo Drescher und Emil Müller. Bielefeld 1957, S. 53. In der Zeit vom 1. bis 31. Mai 1933 war er als Bürohilfsarbeiter beim Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin tätig (so a.a.O., S. 54), kehrte aber dann nach Münster zurück (s. die weiteren Vermerke a.a.O.).
- 2 S. Verzeichnis der evangelischen Kirchengemeinden und der Geistlichen der Kirchenprovinz Westfalen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Abgeschlossen am 1. Juli 1930. Zusammengestellt im Büro des Evangelischen Konsistoriums. Münster (Westf.) o. J. [1930].

Grundzügen bis 2006 im Landeskirchenamt in Gebrauch geblieben ist. Der Aktenplan diente als Vorbild für die gesamte preußische Landeskirche, und die Einführung des Aktenplans im Rheinland vollzog Wesemann selber. In dem Nachruf zu seinem Tod im Alter von 61 Jahren am 19. Juni 1952³ schrieb Präses Ernst Wilm unter anderem: „Sein besonderes Aufgabengebiet war[en] die Statistik und die Bearbeitung des Almanachs der westfälischen Kirchengemeinden. Hierin hat er Vorbildliches geleistet“.⁴

Insofern lag es für Woldemar Wesemann nahe, eine Verknüpfung wesentlicher Daten zur Struktur der Provinzialkirche auch in kartographischer Form darzustellen. So hat er neben den kommunalen und kirchlichen Grenzen auch die Gemeindegliederzahlen der einzelnen Kirchengemeinden eingetragen. Und auch die gottesdienstlichen Verhältnisse der Kirchengemeinden sind durch unterschiedliche Symbole gekennzeichnet. So wird deutlich, ob die betreffende Kirchengemeinde deckungsgleich mit der kommunalen Stadt- bzw. Gemeindegrenze war, und auch, über wie viele Kirchen, Kapellen und Gemeindehäuser die Kirchengemeinde verfügte. Für die Verhältnisse in den Diasporagebieten ist zudem die Information wichtig, wo evangelische Gottesdienste stattfanden, ohne dass ein besonderer Raum dafür vorhanden war. Ergänzt sind diese Daten noch durch den Vermerk von höheren Knaben- bzw. Mädchenschulen, wobei sich dieses Merkmal allerdings nur selten auf der Karte findet.

Eine aktualisierte Karte nach dem Stand der Volkszählung vom 16. Juni 1933 wurde dann als Schwarz-Weiß-Druck dem erschienenen Pfarralmanach mit dem Stand vom 1. April 1937 beigelegt.⁵ In dieser Darstellung sind die Veränderungen bei den Kirchenkreisen und Kirchengemeinden nachvollzogen worden. Allerdings sind die Gemeindegliederzahlen nicht aktualisiert worden – so dass sich dort eine Differenz zwischen der Textausgabe des Almanachs und der dem Almanach beigelegten Karte auftut. Der Pfarralmanach von 1937 zeichnet sich insgesamt durch seine Ausführlichkeit bei der Beschreibung der Kirchengemeinden aus. So wurden bei den Kirchengemeinden die Gesamtzahl der Einwohner und die Anzahl der Gemeindeglieder aufgeführt. Erstreckte sich die Kirchengemeinde über mehrere Ortschaften, wurden diese Angaben auch jeweils auf die einzelnen Ortschaften bezogen. Zudem sind auch die Nachbarkirchengemeinden und die dorthin jeweils bestehende Entfernung aufgeführt.

Die Karte von 1930 ist mit ihren Angaben ein ausgesprochen hilfreiches Werkzeug für die historische Arbeit. Sie vermittelt optisch eindrücklich die unterschiedlichen kirchlichen Gegebenheiten in den Bereichen der Provinzialkirche: Diasporabereiche unterscheiden sich von Kernbereichen des Protestantismus in Westfalen auf den ersten Blick. So wird deutlich, dass die Kombination von Statistik und graphischer Darstellung der

3 A.a.O., S. 72.

4 LkA EKvW Pers. Beam Nr. 167.

5 Gemeinde- und Pfarr-Almanach für die Kirchenprovinz Westfalen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Herausgegeben vom Evangelischen Konsistorium der Kirchenprovinz Westfalen. Bearbeitet von W. Wesemann nach dem Stande vom 1.10.1937. Als Manuskript für den dienstlichen Handgebrauch gedruckt. Münster (Westf.) o. J. [1937].

Ergebnisse Erkenntnisse liefert, die eine nur schriftliche Darstellung in dieser Form nicht zu geben vermag. Aus diesem Grunde wird die Karte nun noch einmal veröffentlicht, um für die Zukunft für die historische Forschung bequem zur Verfügung zu stehen. Um die Details gut wahrnehmen zu können, werden als Ausschnitte jeweils die „Kreisgemeinden“ (Kirchenkreise) in ihrer seinerzeitigen Ausdehnung dargestellt, um das Auffinden zu erleichtern in alphabetischer Ordnung. Die im Original vorhandene Farbgebung der Grenzen ist beibehalten, aber vorsichtig nachgearbeitet.

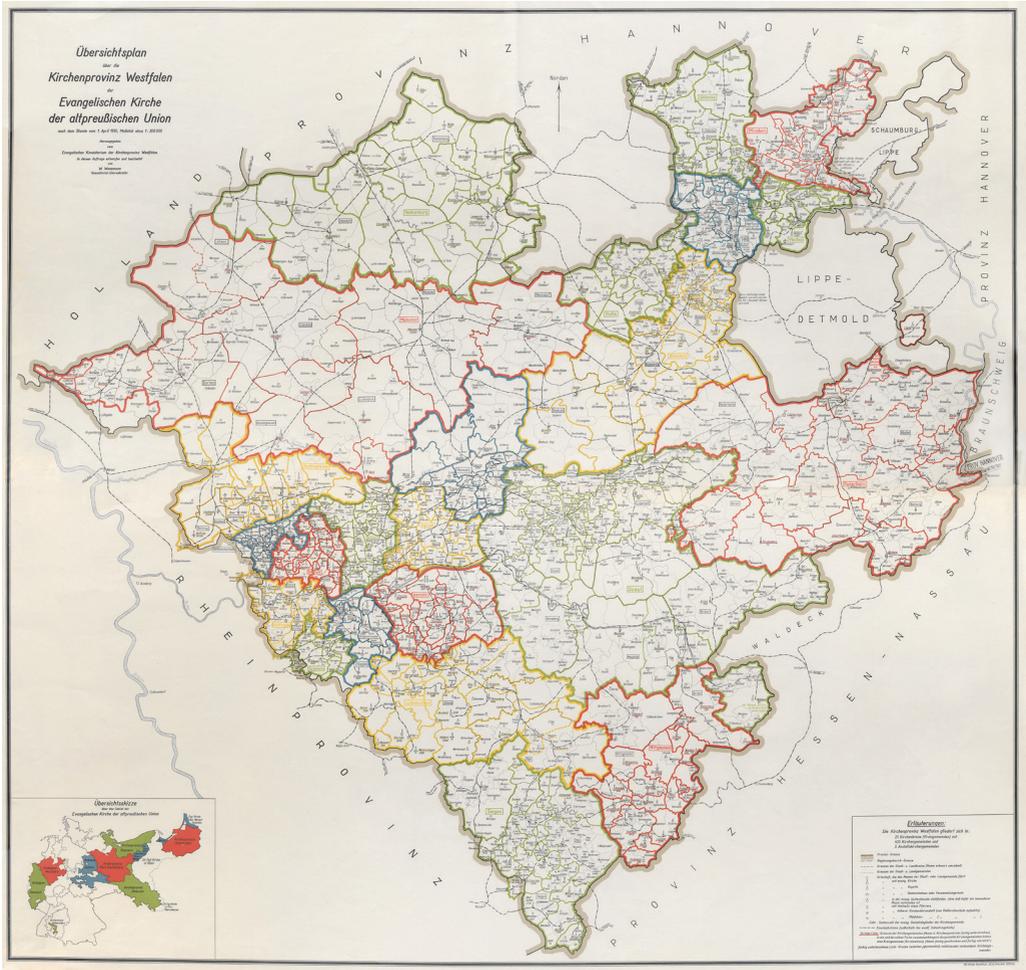


Abb. 1: Gesamtansicht der Karte

Übersichtsplan

über die

Kirchenprovinz Westfalen

der

Evangelischen Kirche

der altpreußischen Union

nach dem Stande vom 1. April 1930, Maßstab etwa 1:200 000

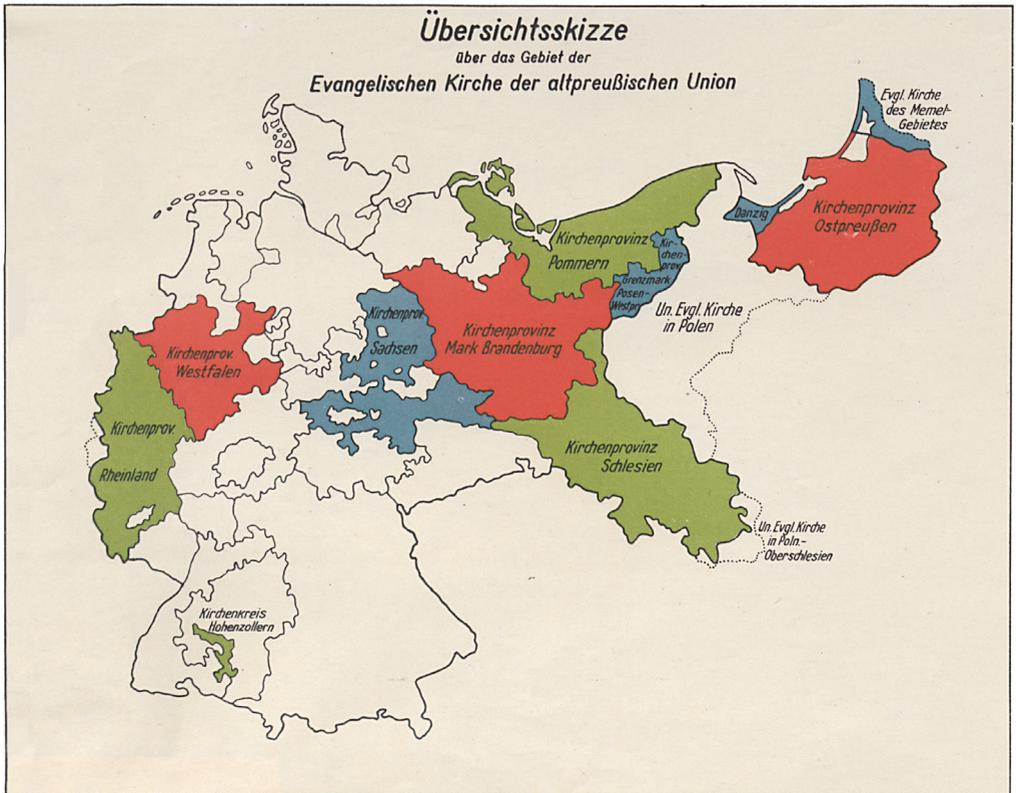
Herausgegeben
vom

Evangelischen Konsistorium der Kirchenprovinz Westfalen.

In dessen Auftrage entworfen und bearbeitet
von

W. Wesemann
Konsistorial-Obersekretär.

Abb. 3: Übersichtsskizze über das Gebiet der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union



Erläuterungen:

Die Kirchenprovinz Westfalen gliedert sich in:

23 Kirchenkreise (Kreisgemeinden) mit

435 Kirchengemeinden und

5 Anstaltskirchengemeinden

-  Provinz-Grenze
 -  Regierungsbezirk-Grenze
 -  Grenzen der Stadt- u. Landkreise (Name schwarz umrahmt)
 -  Grenzen der Stadt- u. Landgemeinden
 -  Ortschaft, die den Namen der Stadt- oder Landgemeinde führt
 -  " " " mit evang. Kirche
 -  " " " Kapelle
 -  " " " Gemeindehaus oder Versammlungsraum
 -  " " " in der evang. Gottesdienste stattfinden, ohne daß dafür ein besonderer Raum vorhanden ist
 -  " " " mit Amtssitz eines Pfarrers
 -  " " " höherer Knabenlehranstalt (von Rektoratsschule aufwärts)
 -  " " " Mädchen- " (" " ")
- Zahl : Seelenzahl der evang. Gemeindeglieder der Kirchengemeinde

 Eisenbahnlinsen (außerhalb des westf. Industriegebiets)

farbige Linie : Grenzen der Kirchengemeinden (Name d. Kirchengemeinde farbig unterstrichen), in ein und derselben Farbe zusammenhängend dargestellte Kirchengemeinden bilden eine Kreisgemeinde (Kirchenkreis) (Name farbig geschrieben und farbig umrahmt)

farbig unterbrochene Linie: Grenze zwischen pfarramtlich miteinander verbundene Kirchengemeinden

Abb. 4: Erläuterungen





Abb. 5: Kreisgemeinde Bielefeld



Abb. 6: Kreisgemeinde Bochum



Abb. 7: Kreisgemeinde Dortmund

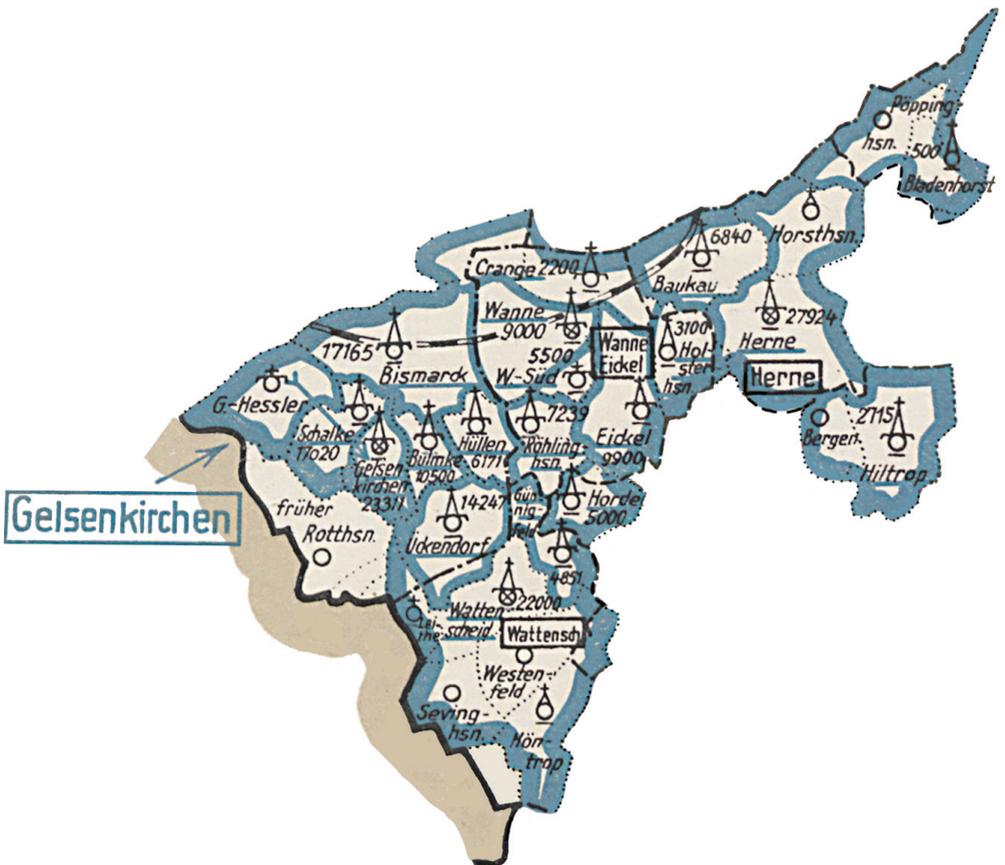


Abb. 8: Kreisgemeinde Gelsenkirchen

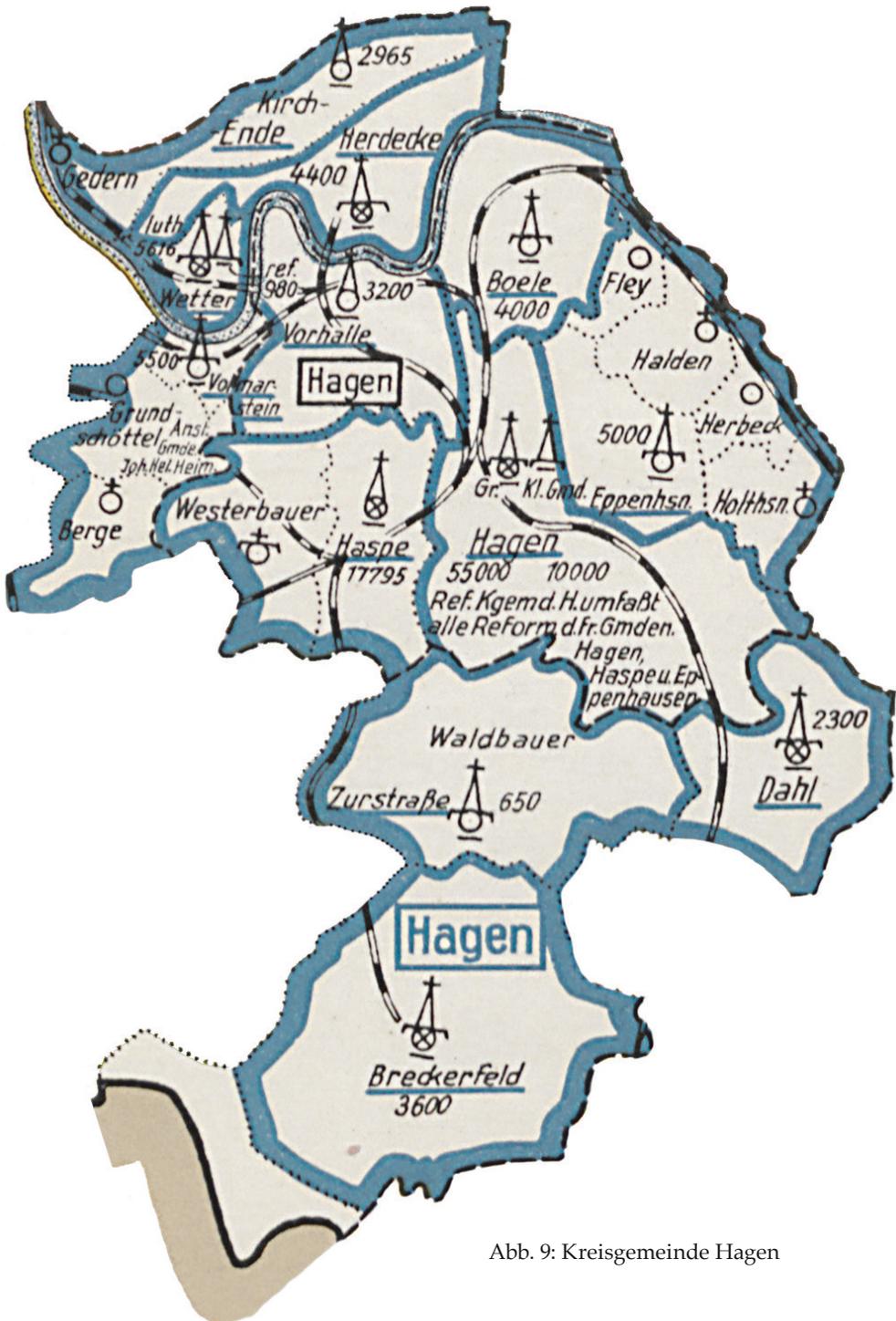


Abb. 9: Kreisgemeinde Hagen

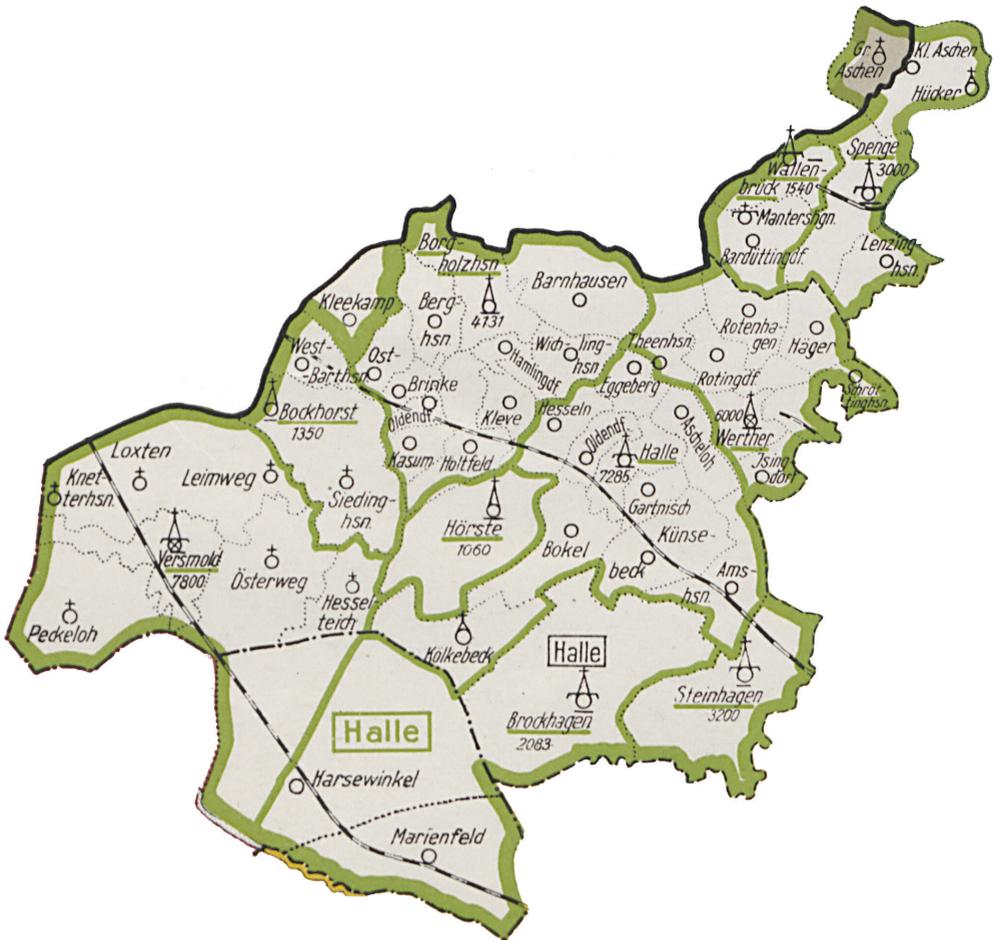


Abb. 10: Kreisgemeinde Halle



Abb. 11: Kreisgemeinde Hamm



Abb. 12: Kreisgemeinde Hattingen

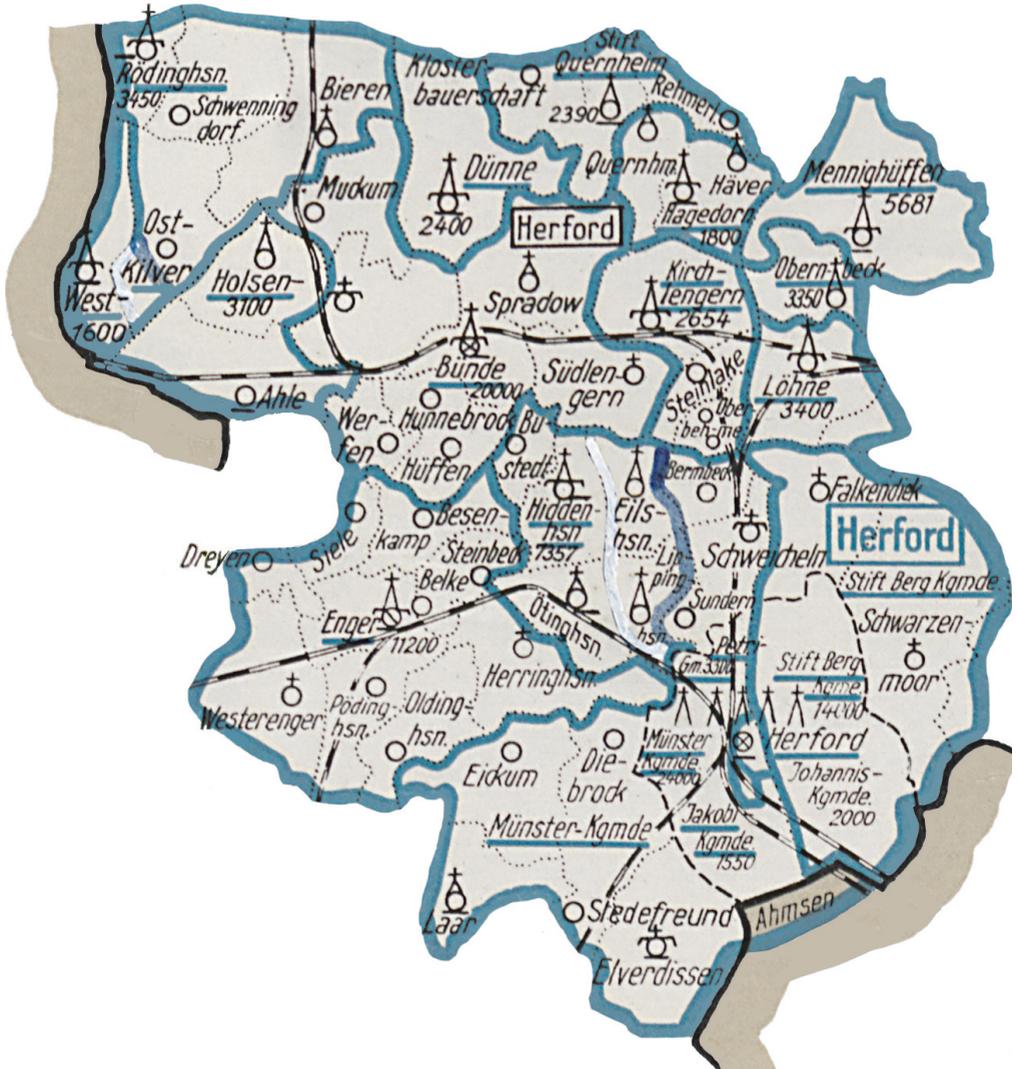


Abb. 13: Kreisgemeinde Herford



Abb. 15: Kreisgemeinde Lübecke

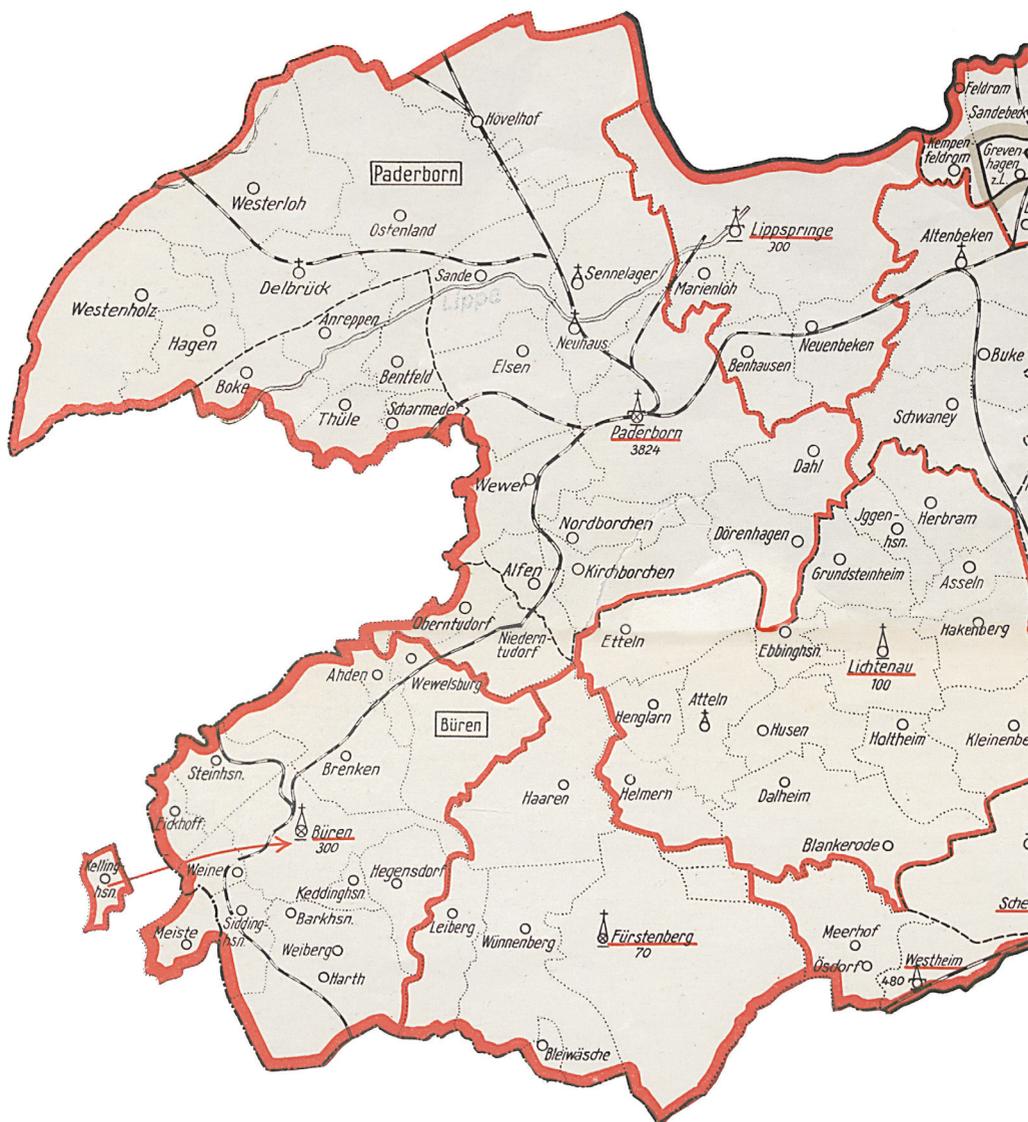


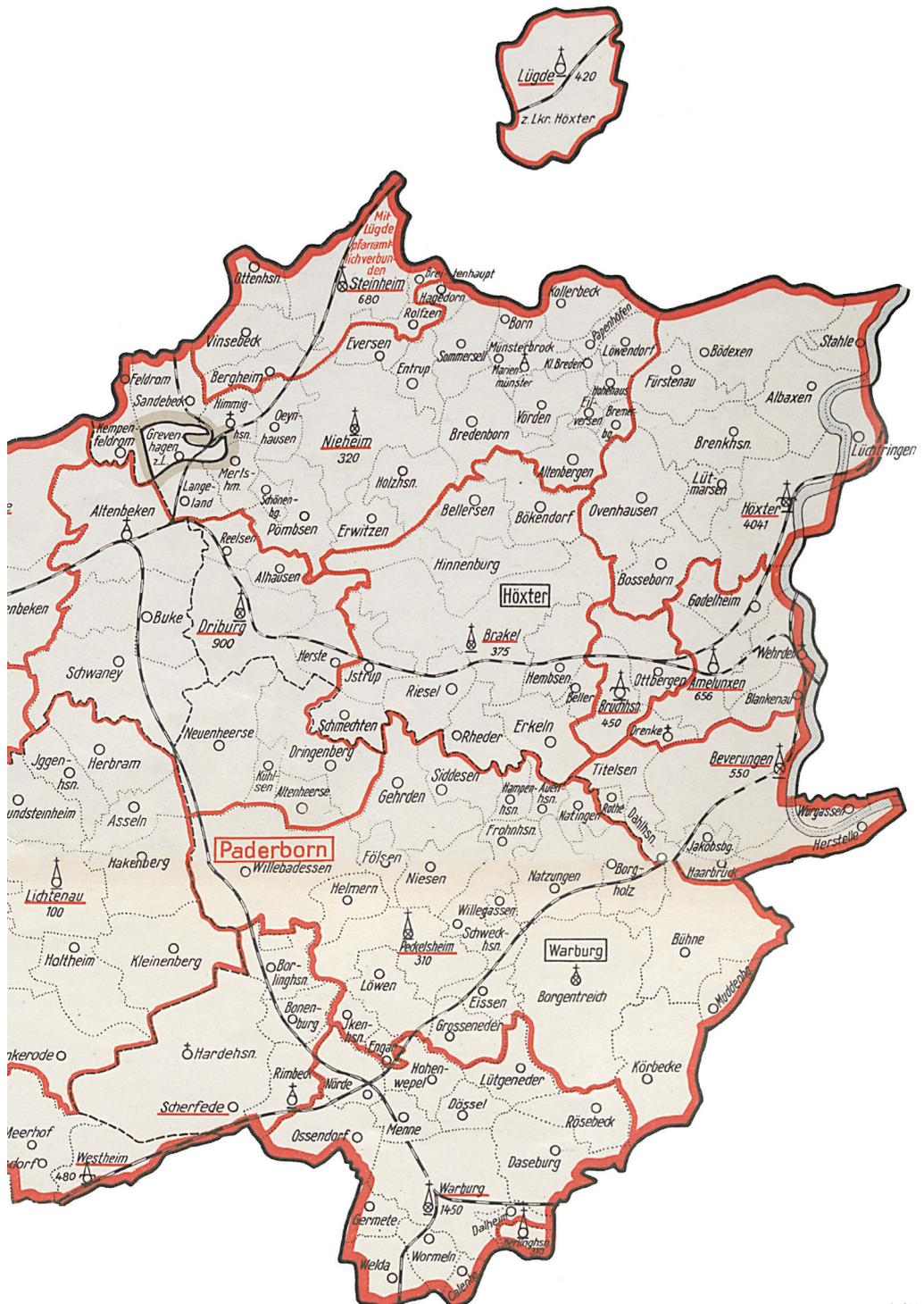
Abb. 17: Kreisgemeinde Minden



Abb. 18: Kreisgemeinde Münster

Abb. 19: Kreisgemeinde Paderborn





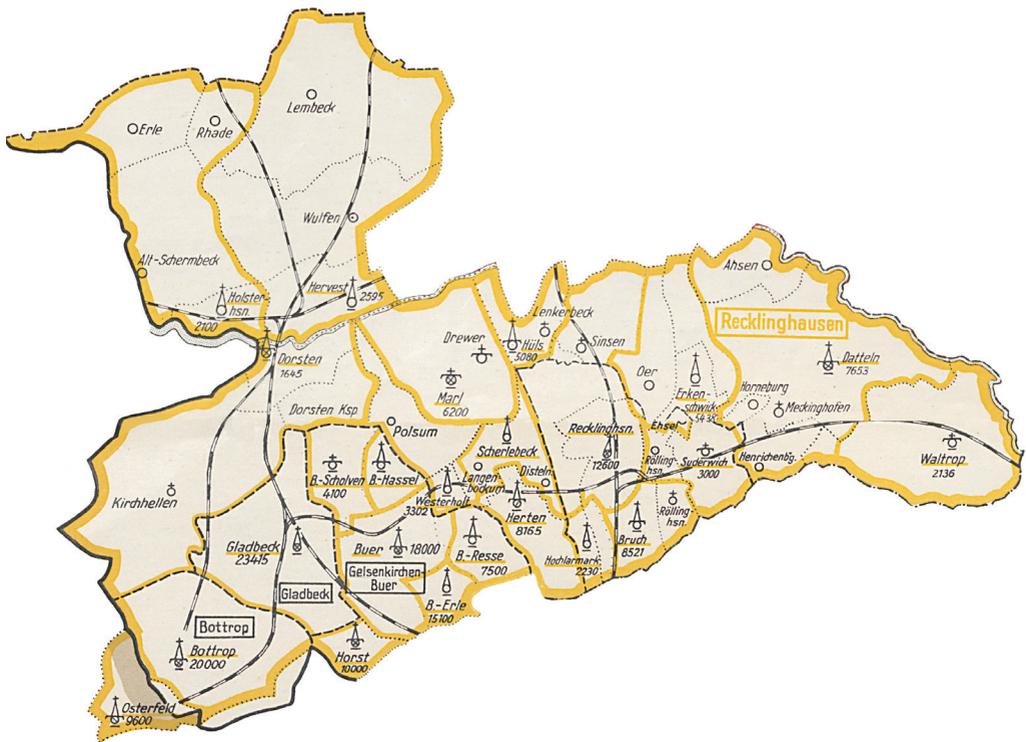


Abb. 20: Kreisgemeinde Recklinghausen



Abb. 21: Kreisgemeinde Schwelm



Abb. 22: Kreisgemeinde Siegen

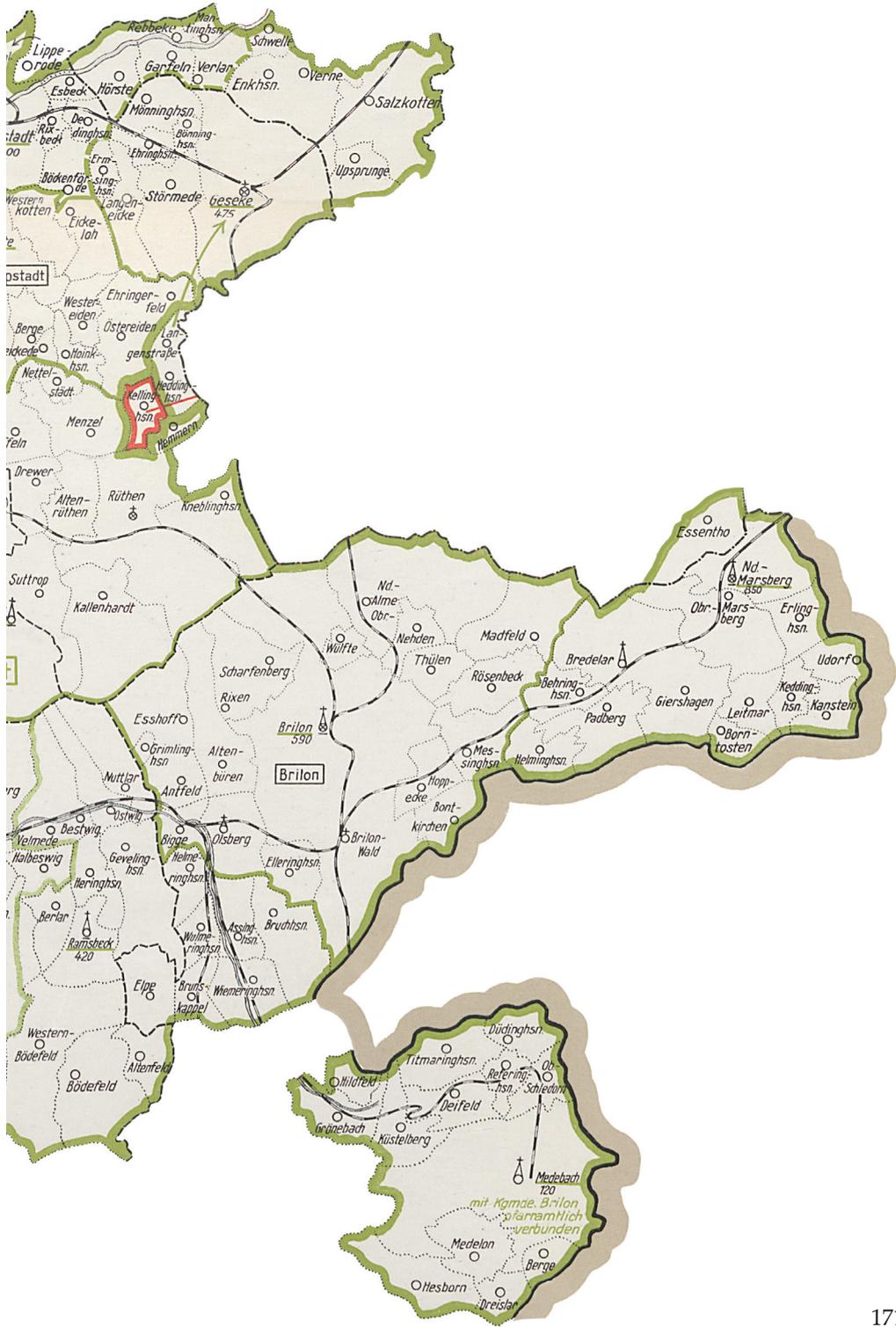




Abb. 26: Kreisgemeinde Vlotho

Hans-Walter Schmuhl

**„... daß Verteidigung des evangelischen Glaubens gegen
falsche Lehre *nicht Kirchenpolitik* ist.“
Der Wittekindshof, die Familie Brünger und der
„Kirchenkampf“**

1. Einleitung

Am 15. Februar 1934 legte Pastor Theodor Brünger (1874–1951),¹ seit 1913 Vorsteher der „Westfälischen evangelischen Pflege- und Erziehungsanstalt für Schwachsinnige Wittekindshof“² in Volmerdingsen bei Bad Oeynhausen, der Generalversammlung seinen Bericht über die Arbeit im Jahr 1933 vor. Bevor er jedoch in medias res ging, kam er kurz auf die Umwälzung der politischen Verhältnisse zu sprechen. Als sich die Generalversammlung zum letzten Male im Oktober 1932 getroffen habe, sei „der Himmel über unserem ganzen Volke noch sehr düster“³ gewesen. „Ganz anders“ stelle sich die Lage jetzt dar: „Gott hat uns einen Retter gesandt, die Grundlagen zum Aufbau des nationalsozialistischen Staates sind gelegt, die Mauern des Neubaus des Dritten Reiches steigen überraschend schnell empor, viele fleißige Hände rühren sich, um das Werk zu vollenden“. Deshalb wolle er seinem Bericht einen „Dank für erfahrene Rettung“ voranstellen.

Solche Bekenntnisse zum neuen Staat aus den Reihen der evangelischen Kirche und Diakonie finden sich zu dieser Zeit zuhauf. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten fiel die überwältigende Mehrheit des protestantischen Lagers zunächst in einen Taumel der Begeisterung über die scheinbare nationale Wiedergeburt Deutschlands und wechselte mit fliegenden Fahnen aus dem national*konservativen* in das national*sozialistische* Lager.⁴

¹ Vgl. Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 64, Nr. 823.

² So die offizielle Bezeichnung seit 1927.

³ Bericht des Vorstands zur Generalversammlung am 15. Februar 1934, Archiv Wittekindshof (= AW). Danach auch die folgenden Zitate. – Bei allen Dokumenten, die im Archiv des Wittekindshofes in elektronischer Form vorliegen, wird im Anmerkungsapparat auf die Angabe des Fundortes verzichtet. Bei Dokumenten, die noch nicht elektronisch erfasst sind, ist hingegen der genaue Fundort (Akte, Ordner, Mappe usw.) angegeben.

⁴ Gailus, Manfred: 1933 als protestantisches Erlebnis: empathische Selbsttransformation und Spaltung, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), S. 481-511.

Und doch: Es sollte dies, soweit es die Schriftquellen überliefern, die einzige öffentliche Lobeshymne Theodor Brüngers auf den nationalsozialistischen Staat bleiben – und sie war, wie der Vergleich mit einer Entwurfsfassung belegt⁵ – dem Bericht nachträglich vorangestellt worden, wohl mit Rücksicht auf die veränderte Zusammensetzung der Generalversammlung: Vor allem saß der neue Regierungspräsident, Adolf Freiherr von Oeynhaus (1877–1953), ein in der Woll gefärbter Nationalsozialist, im Publikum. Manche kritische Bemerkung war aus dem Vorentwurf getilgt worden, doch ließ auch die schließlich zu den Akten genommene Fassung des Berichts – trotz des grundsätzlichen Bekenntnisses zum neuen Staat – eine gewisse Reserve erkennen. Hier spiegelten sich bereits die Erfahrungen des Jahres 1933 wider.⁶ Das Fortbestehen des Wittekindshofes als Einrichtung der Inneren Mission war durch die nationalsozialistische „Gleichschaltung“ in Frage gestellt. Schon hatte sich der Vorstand mehr oder weniger freiwillig umbilden müssen, drohten Satzungsänderungen, die den christlichen Charakter der Einrichtung hätten aufheben können, war die finanzielle Basis der Arbeit durch die restriktive Belegungspolitik des Westfälischen Provinzialverbandes ins Wanken geraten. Die nationalsozialistische Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik machte vor der Betriebsverfassung des Wittekindshofes nicht Halt. Das von den Nationalsozialisten propagierte Konzept einer „differenzierten Fürsorge“ setzte die Arbeit des Wittekindshofes unter einen ständigen Rechtfertigungsdruck gegenüber Politik, Presse und Öffentlichkeit, mehr noch: Es stellte potentiell das Lebensrecht geistig behinderter Menschen in Frage und nötigte die Anstalt – wollte sie dieses Recht verteidigen – zur Mitwirkung an der „Ausmerzungen“ in der Generationenfolge durch eugenische Sterilisierung.

Will man im Hinblick auf das Verhalten der Verantwortlichen des Wittekindshofes zu einem ausgewogenen und angemessenen historischen Urteil gelangen, so muss man die vielen Fronten, an denen eine Einrichtung der Inneren Mission wie der Wittekindshof seit 1933 kämpfte, im Blick behalten. Deshalb sei zu Beginn ein kurzer Überblick über die verschiedenen Konfliktfelder gegeben. Daran schließt sich eine ausführliche Darstellung der Rolle Theodor Brüngers in den kirchenpolitischen Aus-

⁵ Bericht über die Anstalt Wittekindshof zur Generalversammlung der Anstalt am [...] Dezember 1933, AW, Ordner „Vorstand, Einladungen mit Berichten zur Generalversammlung 1932–[19]35 und Vortrag Klevinghaus 1960“. Auch dieser Vorentwurf stellt nicht die Urfassung dar. Vielmehr ist, wie die äußere und innere Quellenkritik zeigen, die erste Seite ausgetauscht worden. Wie Brünger seinen Bericht ursprünglich einleiten wollte, muss daher offen bleiben.

⁶ Zum Folgenden ausführlich: Schmuhl, Hans-Walter/Winkler, Ulrike: „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012 (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 21), Bielefeld 2012, S. 261-338.

einandersetzungen von 1934 bis 1939 an – ein Thema, das in dem Buch „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“, einer Gesamtdarstellung der Geschichte des Wittekindshofes von seiner Gründung im Jahr 1887 bis in die Gegenwart, nur am Rande behandelt wird.⁷ Das zur Vorbereitung eines Symposiums über Theodor Brünger, das am 17. Juni 2017 auf dem Wittekindshof stattfand, von dessen Familie zur Verfügung gestellte ungeordnete Quellenkonvolut, das insgesamt etwa 2.000 Briefe, Predigten und auch amtliche Schriftstücke enthält, bietet gerade zu diesem Themenkomplex sehr interessantes Material, das erstmals der Öffentlichkeit vorgelegt wird. Eingebettet in die Darstellung des „Kirchenkampfes“ auf dem Wittekindshof wird in einem Exkurs die Entwicklung der (kirchen-)politischen Haltung des ältesten Sohnes Theodor Brüngers, Helmuth Brünger (1915–1942), nachgezeichnet, der die Jahre von 1933 bis 1939 als Schüler, Arbeitsdienstmann und Student erlebte.

2. Der Wittekindshof und der nationalsozialistische Staat (1933–1939)

Der Wittekindshof hatte seit 1933 an vielen Fronten zu kämpfen. Die Kreisleitung der NSDAP übte starken Druck aus, um eine Umbildung des Vorstandes und die Berufung von „Parteigenossen“ zu erzwingen. Ende 1933 sah sich Theodor Brünger einem weitgehend „gleichgeschalteten“ Vorstand gegenüber – einzig Pfarrer Heinrich Dustmann (1868–1953)⁸ aus Volmerdingsen stand ihm gegen die geschlossene Phalanx der „Parteigenossen“ bei.⁹ Von 1936 an hatte der Wittekindshof auch einen neuen Chefarzt, Dr. Heinrich Simon (1899–1977); auch er war ein strammer „Parteigenosse“. Simon machte sich sogleich daran, die Leitungsstruktur des Wittekindshofes umzubilden, den geistlichen Vorsteher Theodor Brünger auszubooten und sich selbst an die Spitze der Anstalt zu setzen.¹⁰ Dies scheiterte letztlich daran, dass Simon auch mit dem Personal des Wittekindshofes heftig aneinander geriet – namentlich mit dem Hausvater Emanuel Seyler (1878–1957), der zugleich Ortsgruppenleiter der NSDAP war.¹¹ Dennoch war Theodor Brüngers Position zwischen einem weitgehend „gleichgeschalteten“ Vorstand, einem ehrgeizigen und machtbewussten Chefarzt und einer ebenfalls „gleichgeschalteten“ Betriebsgefollschafft äußerst prekär.

Hinzu kam, dass zu Beginn des „Dritten Reiches“ eine Satzungsänderung unumgänglich war. Auf dem Wittekindshof hatte bis dahin die

⁷ Vgl. a.a.O., S. 286-292.

⁸ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 108, Nr. 1389.

⁹ Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 6), S. 263-267.

¹⁰ Vgl. a.a.O., S. 267-277.

¹¹ Vgl. a.a.O., S. 274f., S. 299-303.

Satzung aus dem Jahr 1889 mit geringfügigen Abänderungen gegolten. Angesichts der neuen, von den Nationalsozialisten eingeführten Steuergesetzgebung musste man nun an eine schon lange Jahre aufgeschobene Revision der Satzung gehen, wollte man den Status einer gemeinnützigen und mildtätigen Stiftung behalten und der sprunghaft steigenden Körperschaft-, Vermögen- und Gewerbesteuer entgehen. Die nationalsozialistischen Kräfte im Vorstand und in der Anstalt nutzten diese Gelegenheit und setzten einen neuen Satzungsentwurf durch, der der Gauleitung der NSDAP bestimmenden Einfluss im Vorstand eingeräumt hätte – es stand konkret die Gefahr im Raum, dass ein solcher Vorstand den christlichen Charakter der Anstalt durch eine weitere Satzungsänderung aufheben könnte, wie es in manchen Einrichtungen der Inneren Mission zu dieser Zeit auch geschah. Brünger agierte in den Verhandlungen ziemlich hilflos. Es war Pastor Fritz von Bodelschwingh (1877–1946),¹² Vorsteher der Betheler Anstalten, der ihm zu Hilfe eilte und seinen besten Verwaltungsfachmann auf die Sache ansetzte, den Diplomkaufmann Johannes Kunze (1892–1959), der nach dem Zweiten Weltkrieg als „Vater des Lastenausgleichs“ bekannt werden sollte. Kunze schaffte es durch allerlei raffinierte Winkelzüge, die Inkraftsetzung der neuen Satzung bis in die Kriegszeit hinein zu verschleppen.¹³

Zu kämpfen hatten Theodor Brünger und der Wittekindshof auch mit der westfälischen Provinzialverwaltung. Von den etwa 1.100 Bewohnerinnen und Bewohnern des Wittekindshofes waren mehr als 1.000, also annähernd 90 %, auf Kosten der Provinz Westfalen untergebracht.¹⁴ Damit war der Wittekindshof finanziell auf Gedeih und Verderb auf den westfälischen Provinzialverband angewiesen, der seit Oktober 1933 dem nationalsozialistischen Landeshauptmann Karl Friedrich Kolbow (1899–1945) unterstand. Die Rentabilität der Anstalt hing entscheidend davon ab, dass der Landeshauptmann die auf seine Kosten untergebrachten Bewohnerinnen und Bewohner auf dem Wittekindshof beließ und weitere mittellose Menschen mit geistiger Behinderung nach Volmerdingsen schickte, machten doch die Pflegegeldzahlungen aus Münster den Löwenanteil der Einnahmen des Wittekindshofes aus. Der Provinzialverband nutzte diese Situation skrupellos aus, um den Pflegesatz, der bereits in der Weltwirtschaftskrise ab 1930 drastisch gekürzt worden war, immer weiter nach unten zu drücken. Schlimmer noch war, dass der Provinzialverband 1937 insgesamt 127 Bewohnerinnen und Bewohner vom Wittekindshof abzog, um die Provinzialanstalt Warstein besser auszulasten. Die Folge war, dass das Haushaltsjahr 1937/1938 erstmals mit einem „erheblichen Defizit“¹⁵

¹² Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 44, Nr. 571.

¹³ Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 6), S. 277–286.

¹⁴ Vgl. a.a.O., S. 304.

¹⁵ Theodor Brünger an Landrat a. D. Petersen, Berlin, 10. September 1938, Privatbesitz. Dieses und alle folgenden Dokumente aus Privatbesitz wurden von der Familie

abschloss. Es war ein Glück für den Wittekindshof, dass der hannoversche Provinzialverband zu dieser Zeit die Anstalt Langenhagen bei Hannover auflöste und einen Teil der Bewohnerinnen und Bewohner auf dem Wittekindshof unterbrachte. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs konnten sich der Wittekindshof und die westfälische Provinzialverwaltung nicht auf einen neuen Vertrag einigen, weil die Ansichten über einen angemessenen Pflegesatz weit auseinander gingen. Die Folge war ein vertragsloser Schwebezustand, der wie ein Damoklesschwert über der Anstalt hing.¹⁶

Theodor Brünger scheute sich nicht, öffentlich Kritik an den niedrigen Pflegesätzen zu üben. In seinem Nachlass findet sich etwa ein Schreiben an das Rassenpolitische Amt der NSDAP im Gau Westfalen-Nord vom 21. April 1938, in dem er seine Weigerung begründete, die Zeitschrift „Neues Volk“ auf Anstaltskosten zu abonnieren:

„Die Anstalt bekommt für die Verpflegung eines Kranken nur 1,78 RM täglich. Mit diesem Pflegesatz muß alles bestritten werden [...]. Folgende 16 Positionen sind es genau, die vom Pflegegelde mitbestritten werden müssen: Speisung, Kleidung, Heizung, Bauerhaltung, Hausraterhaltung, Arznei und Verbandstoffe, Gehälter und Löhne, Licht und Kraft, Feste und Geschenke, Soziale Versicherung, Reisen und Fahrten, Porto und Papier, Abschreibungen, Zinsen, Steuern.“¹⁷

Am 14. Juli 1933 verabschiedete das Kabinett Hitler das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, das die Grundlage für ein bis dahin unvorstellbares biopolitisches Projekt bildete: Bis 1945 wurden auf dem Gebiet des Deutschen Reiches etwa 360.000 Menschen nach diesem Gesetz zumeist zwangsweise unfruchtbar gemacht – fast ein Prozent der Bevölkerung im Alter von 16 bis 50 Jahren.¹⁸ Nach anfänglicher Zurückhaltung lief das Sterilisationsprogramm auch in der Provinz Westfalen (wie überall im Deutschen Reich) 1934 mit hohem Tempo an und erreichte schon bald ein beispielloses Ausmaß.¹⁹

Brünger zur Verfügung gestellt; Kontakt: Dr. Michael Brünger, Schlüsselstraße 6, 76889 Klingenstein, mbruenger(at)t-online.de.

¹⁶ Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 6), S. 303-310.

¹⁷ Theodor Brünger an Rassenpolitisches Amt der NSDAP im Gau Westfalen-Nord, 21. April 1938, Privatbesitz.

¹⁸ Bezieht man die nach 1937 annektierten Gebiete in die Betrachtung mit ein, so dürfte sich die Gesamtzahl der rassehygienischen Sterilisationen im nationalsozialistischen Deutschland auf etwa 400.000 belaufen. Bock, Gisela: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik (1986), Nachdruck Münster 2010, S. 237f.

¹⁹ Walter, Bernd: Psychiatrie und Gesellschaft in der Moderne. Geisteskrankenfürsorge in der Provinz Westfalen zwischen Kaiserreich und NS-Regime, Paderborn [u. a.] 1996, S. 487-602; Kersting, Franz-Werner/Schmuhl, Hans-Walter (Hgg.): Quellen

In seiner ersten offiziellen Erklärung, dem Bericht an die Generalversammlung am 15. Februar 1934, äußerte sich Theodor Brünger überaus vorsichtig zum „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“.²⁰ Er nahm die eugenische Sterilisierung als humanere Alternative zur „Ausmerze“ hin. Hellsichtig hatte er erkannt, dass die NS-Gesundheits- und Sozialpolitik in letzter Konsequenz auf die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ hinauslief. In diesem Zusammenhang ist eine Passage aus einem Brief Theodor Brüngers an seinen Sohn Helmuth vom 10. Dezember 1937 höchst aufschlussreich:

„Die Tendenz geht jetzt auf eine ganz rigorose Sparsamkeit bei Versorgung der Minderwertigen, damit die gesunde Bevölkerung bessere Lebensverhältnisse bekommt. Ich habe gestern festgestellt, daß wir hier in Wittekindshof im Vergleich zu den Provinzialanstalten durchschnittlich 50–70 % mehr Geld ausgeben für den Titel Speisung. (Frage: Muß ich diesen Ausgabeposten in unserer Anstalt auch so senken auf Kosten der Verpflegung?) Ich weiß nur nicht, ob man ein gutes Gewissen dabei haben kann, wenn man die Speisung qualitativ so herabsetzt, daß die Idioten dabei sterben müssen, und zwar früher, als das bei ausreichender Ernährung der Fall sein würde. Unterscheidet sich ein solches Verfahren erheblich von der Anwendung der Morphiumspritze zur Herbeiführung der Euthanasie?“²¹

Durch Zugeständnisse in Richtung auf die negative Eugenik hoffte Theodor Brünger, die drohende „Euthanasie“ abwenden zu können.

Im Hinblick auf die Umsetzung des Gesetzes hielt sich Theodor Brünger ganz an die vom Provinzialverband ausgegebenen Leitlinien. Ungeklärt, so Brünger in seinem Bericht an die Generalversammlung am 15. Februar 1934, sei noch das Problem, wie man „den Pfleglingen, soweit sie überhaupt ein Verständnis für das Gesetz aufbringen können, das Nötigste über Grund und Zweck desselben“²² erklären könne. Derzeit – als Brünger seinen Bericht erstattete, war das Gesetz gerade in Kraft getreten – gebe es „einige Entweichungen und Aufregungszustände“, die sich „aus allerlei übertriebenen Befürchtungen“ speisten. Brünger bedauerte, dass infolge des Gesetzes manche Tür auf dem Wittekindshof habe geschlossen bleiben, die Bewegungsfreiheit auf dem Gelände insgesamt eingeschränkt, mancher Ausgang nach Volmerdingsen gestrichen werden müssen.

zur Geschichte der Anstaltspsychiatrie in Westfalen, Bd. 2: 1914–1955, Paderborn 2004, S. 28–33, S. 444–494.

²⁰ Bericht des Vorstands zur Generalversammlung am 15. Februar 1934, AW. Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 6), S. 320–323.

²¹ Theodor Brünger an Helmuth Brünger, 10. Dezember 1937, Privatbesitz.

²² Bericht des Vorstands zur Generalversammlung am 15. Februar 1934, AW. Danach auch die folgenden Zitate.

Auch auf dem Wittekindshof wurde das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 1. Januar 1934 an unter Hochdruck umgesetzt. Im ersten Jahr wurden 158 Sterilisationsanträge an die Erbgesundheitsgerichte gestellt. 112 Fälle waren bereits entschieden worden, wobei sich das Gericht in 106 Fällen für und nur in sechs Fällen gegen die Sterilisation ausgesprochen hatte. 92 Bewohnerinnen und Bewohner wurden allein im Jahr 1934 sterilisiert.²³

Todesfälle seien nicht zu beklagen gewesen, vermerkt der Ärztliche Bericht für das Jahr 1934. Vom Wittekindshof jedenfalls könne man „im Großen und Ganzen berichten, daß keine nachteiligen Folgen zu verzeichnen“ seien. „Schädliche, rein körperliche Einwirkungen“ seien überhaupt nicht aufgetreten. Ab und zu habe es „Erregungszustände“ gegeben, die aber auch mit der vorübergehenden Verlegung in das anstalts-eigene Krankenhaus Bethanien zusammenhängen könnten. Mit wie viel Schmerz, Leid, Zorn, Angst und Scham der demütigende Zwangseingriff für viele der Betroffenen verbunden war, dafür hatten die Ärzte keinerlei Gefühl. Die „ursprüngliche Furcht“, dass das Gesetz zu einem „erheblichen Abbau“ der Arbeit führen könnte, habe sich als „unbegründet“ erwiesen. Tatsächlich stieg die Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner im Jahr 1934. Vor diesem Hintergrund waren alle anfänglichen Vorbehalte gegen eine Mitwirkung am Sterilisierungsprogramm ausgeräumt, und die Umsetzung innerhalb der Anstalt schritt zügig voran. Schrittmacher waren dabei die Ärzte. Vorsteher Theodor Brünger hielt sich zurück: Im September 1936 verzichtete er mit Zustimmung des Vorstandes auf sein Recht als Anstaltsleiter, Anträge auf Unfruchtbarmachung bei den Erbgesundheitsgerichten zu stellen, und übertrug dieses Recht auf den neuen Chefarzt und dessen Stellvertreter.²⁴

3. Theodor Brünger und der „Kirchenkampf“ auf dem Wittekindshof (1934–1936)

Auch vom „Kirchenkampf“, dem kirchenpolitischen Konflikt zwischen den Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche, wurde der Wittekindshof heftig geschüttelt. Angeführt von Theodor Brünger, der entschieden dafür eintrat, ein klares Zeichen zu setzen, bildete sich innerhalb

²³ Die Zahlenangaben und die folgenden Zitate nach dem Ärztlichen Bericht über das Jahr 1934, AW.

²⁴ Bericht des Vorstands der Anstalt Wittekindshof an die Generalversammlung über das Jahr 1936, Privatbesitz. Während der Chefarztposten vakant war, trat Theodor Brünger (mit Einverständnis des Oberarztes) als Antragsteller auf, so etwa im Falle des Bewohners Hermann Kriebel (* 1913) am 3. April 1934, Kreisarchiv Altena, AL 53/759. Ich danke Frau Dr. Iris Bunte (Universität Siegen) für den Hinweis auf diese Akte.

der Anstalt eine starke Bekenntnisgemeinde. Seitdem, so ein Bericht aus der Nachkriegszeit, sei „ein tiefer Riß“²⁵ durch die Anstaltsgemeinde gegangen. In den jetzt gesichteten Unterlagen aus dem Nachlass Theodor Brüngers findet sich ein langes Schreiben des Pflegers Ernst Sulimma an Gauleiter Dr. Alfred Meyer (1891–1945) vom 10. Januar 1940. Sulimma protestierte darin gegen die Verweigerung eines politischen Führungszeugnisses durch die Kreisleitung der NSDAP. Auf fünf Seiten legte Sulimma dar, dass er immer treu zum „Führer“ und zur Partei gestanden, der Betriebsobmann Heinrich Grotefeld (* 1909) ihn jedoch durch üble Nachrede in den Ruf politischer Unzuverlässigkeit gebracht habe. In diesem Zusammenhang findet sich die interessante Angabe, dass 1933 „fast alle Pfleger, Oberpfleger und [der] Arzt“²⁶ Mitglieder des Jungdeutschen Ordens gewesen seien und er, Sulimma, als Mitglied des Stahlhelms ausgegrenzt worden sei. Der von dem ehemaligen Oberleutnant Artur Maruhn (1890–1950) 1920 gegründete Jungdeutsche Orden war eine nationalliberale, antibolschewistische, auch antisemitische, aber nicht durchweg verfassungsfeindliche, nach dem Vorbild mittelalterlicher Ritterorden gestaltete Organisation.²⁷ 1934, so Ernst Sulimma, habe er sich genötigt gesehen, gegen ein Mitglied des Jungdeutschen Ordens auf dem Wittekindshof Anzeige bei der Partei zu erstatten „wegen Drohungen und Schmähungen gegen den Führer“. Später hätten sich seine „politischen Gegner“ dann auf der Seite der Bekenntnisfront eingereiht, während er sich den Deutschen Christen angeschlossen habe.

Eine – wohl unvollständige – Mitgliederliste der Bekenntnisgemeinde aus dem Jahr 1934 umfasst nicht weniger als 146 Männer und Frauen aus den Familien der Anstaltsmitarbeiter.²⁸ Zum Zeitpunkt, als diese Liste entstand, hatte der Vorstand die Aktivitäten der „Bekenntnisgemeinde“ auf dem Wittekindshof jedoch bereits gestoppt. Am 25. Oktober 1934 hatte er in einer Kampfabstimmung entschieden, dass „kirchenpolitische Kundgebungen, Versammlungen und Vorträge innerhalb der Anstalt [...] zu unterbleiben“ hätten, „um den Kirchenstreit der Anstalt fernzuhalten“.²⁹ Fünf Vorstandsmitglieder hatten für dieses Verbot gestimmt, fünf dagegen – am Ende hatte die Stimme des Vorsitzenden, Pfarrer Heinrich

²⁵ Bericht Konrad Müller [1950], AW, Mappe „Kirchengemeinde 1939–1950“.

²⁶ Ernst Sulimma an Gauleiter Dr. Meyer, 10. Januar 1940, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

²⁷ Vgl. Hornung, Klaus: Der Jungdeutsche Orden, Düsseldorf 1958; Kessler, Alexander: Der Jungdeutsche Orden in den Jahren der Entscheidung (Beiträge zur Geschichte des Jungdeutschen Ordens 4), München 1974; Werner, Robert: Der Jungdeutsche Orden im Widerstand, 1933–1945 (Beiträge zur Geschichte des Jungdeutschen Ordens 6), München 1980. Zu Pfingsten 1933 sollte in Bielefeld noch einmal ein „Reichsordenskapitel“ stattfinden, das dann in letzter Minute vom Bielefelder Polizeipräsidenten abgesagt wurde. Vgl. Hornung, Jungdeutscher Orden, S. 139.

²⁸ Mitgliederverzeichnis der Bekenntnisgemeinde Wittekindshof [1934], AW.

²⁹ Protokoll der Vorstandssitzung am 25. Oktober 1935, AW.

Kortmann (1872–1940), auch er ein „Parteigenosse“, den Ausschlag gegeben. In der Folge konnte Brünger seine „Bekenntnisgemeinde mit ihrem Bruderrat“³⁰ nur noch durch die Rundbriefe der Bekennenden Kirche informieren, und als ihm auch dies untersagt wurde, konnte er seine Gemeinde nur noch „in Privatgesprächen über den Kirchenkampf orientieren“. So sei seine Bekenntnisgemeinde, wie Brünger mit Bedauern feststellte, „still entschlafen“. Sie habe „nur noch auf dem Papier“ gestanden.

Im April 1935 legte Theodor Brünger in einem Brief an seinen ältesten Bruder Wilhelm (1871–1959) seine Haltung im „Kirchenkampf“ eingehend dar. Das war insofern bemerkenswert, als Wilhelm das enfant terrible unter den Geschwistern war. Er hatte lange als Kaufmann und Prokurist im Dienst der Bremer Überseehandlung Wörmann in Afrika und Südamerika gearbeitet. Vor seiner Heirat mit Martha Wüstenberg im Jahr 1906 soll er in Togo mit einer Afrikanerin vier Kinder gehabt haben, heißt es in der Familienüberlieferung. Ende 1930, im Zeichen der Weltwirtschaftskrise, wurde Wilhelm, da bereits über sechzig Jahre alt, zwangsweise in den Ruhestand versetzt.³¹ Er hätte sich gerne auf Mallorca niedergelassen, was jedoch am Veto seiner Frau scheiterte.³² Das Ehepaar lebte in der Folgezeit zeitweise getrennt – Martha Brünger war enternvt von den vielen luftigen Geschäftsideen und -projekten ihres umtriebigen Mannes.³³ Im „Dritten Reich“ trat Wilhelm als überzeugter Nationalsozialist hervor, der in der Partei eine aktive Rolle spielte. Gegenüber der Kirche äußerte er sich extrem kritisch. Bemerkenswert also, dass Theodor Brünger sich gerade gegenüber diesem Bruder so freimütig äußerte, ihm sogar mehrere Nummern des Rundbriefs der Westfälischen Bekenntnissynode mitschickte, obwohl diese eigentlich nur für Mitglieder der Bekennenden Kirche bestimmt waren. Es war wohl die Hoffnung, den Bruder doch noch für die Bekenntnisfront gewinnen zu können, die Theodor Brünger bewog, ihm ganz offen zu schreiben: „Ich wünschte, Du gehörtest auch mit zu unserer Bekenntnisgemeinde! Gerade solche Männer, die anerkannte Mitglieder der Partei sind, könnten uns gute Dienste tun.“³⁴

³⁰ Theodor Brünger an Hermann Möller, 24. Juli 1935, AW. Danach auch die folgenden Zitate.

³¹ Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 22. Dezember 1930, Privatbesitz.

³² Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 9. Januar 1931, Privatbesitz.

³³ 1935 beschwerte sie sich bei Theodor Brünger, dass die Geschwister sie nicht vor dessen „unheilbaren Charakteranlagen“ gewarnt hätten (Martha Brünger an Theodor Brünger, 9. August 1935, Privatbesitz). In seinem Antwortschreiben weist Theodor Brünger den Vorwurf zurück: Zwar sei der umtriebige Geschäftsgeist des älteren Bruders früh hervorgetreten, die Geschwister hätten ihn aber für einen „soliden und ordentlichen Mann“ gehalten. Doch ist hier auch von Wilhelms „abweichenden religiösen und politischen Ansichten“ die Rede (Theodor Brünger an Martha Brünger, 22. August 1935, Privatbesitz).

³⁴ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 23./25. April 1935, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

Seine eigene Position zum Nationalsozialismus definierte Theodor Brünger sehr präzise:

„Zur Partei kann ich mich nicht bekennen. Viele Ziele der Partei sind herrlich und groß. Die nationalen, wie die sozialen Ziele, bejahe ich aus vollster Überzeugung. Aber die Methoden der Partei kann ich nicht mit verantworten. Ich finde sie horrend und auch unklug. Die Partei hat sich doch in letzter Zeit deutlich nach einer Seite hin entwickelt, die der Führer in seinen grundlegenden Schriften abgelehnt hat. Die scharfe Reibung, in welche man mit den Kirchen geraten ist, beweist es alle Tage, daß die Partei sich von einer politischen zu einer weltanschaulichen, ja man muß sagen zu einer auf eine neue Religion hinzielenden Partei entwickelt.“

Dadurch werde „viel guter Wille zur Mitarbeit und Aufopferung für das 3. Reich [...] niedergeschlagen und verdorben und schließlich [...] in Bitterkeit verwandelt.“ Theodor Brünger verwies auf Walter Künneth (1901–1997), den Leiter der Apologetischen Centrale der Deutschen Evangelischen Kirche, dem man als Privatdozenten der Universität Berlin die *venia legendi* entzogen habe – was tatsächlich aber noch nicht der Fall war: Künneth verlor seine *venia* erst um die Jahreswende 1937/1938.³⁵ Weiter verwies Theodor auf Martin Niemöller (1892–1984)³⁶ („Hast Du übrigens das Buch von Niemöller gelesen: ‚Vom U-Boot zur Kanzel!‘? Es ist lesenswert.“³⁷), der, wie insgesamt etwa 500 Pfarrer in Preußen, für kurze Zeit verhaftet worden sei, weil er sich geweigert habe, eine Erklärung zu unterschreiben, dass sie eine Kundgebung der Bekenntnissynode nicht verlesen würden, obwohl Präses Karl Koch (1876–1951), der an der Spitze des Bruderrates der Bekennenden Kirche Westfalens stand, doch erklärt habe, dass sich diese Kundgebung nicht gegen die Regierung richte, sondern gegen die „neuheidnische Religion“. Auch von ihm, so fährt Theodor Brünger fort, sei eine solche Erklärung verlangt worden. Er habe aber dem Polizeiinspektor, den der Bürgermeister zu ihm geschickt hatte, sofort gesagt: „Das unterschreibe ich nicht. Ich will gegenüber meiner Kirche meine Pflicht tun.“ – Es ist dann nichts weiter darauf erfolgt.“

Der Brief enthält weitere interessante Details zum „Kirchenkampf“ vor Ort. Der 24. April 1935, so Theodor Brünger, sei „ein Kampftag auf kirchlichem Gebiete bei uns in Bad Oeynhausens“ gewesen. „Der Reibi (neuerdings heißt er ‚Bleibi‘) war in Bad Oeynhausens und hielt im Kurhaussaale und einem angeschlossens Saale eines Hotels einen Vortrag.

³⁵ Ebder, Jochen: [Art.] Künneth, Walter, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 20, Nordhausen 2002, Sp. 886-895, hier: Sp. 888.

³⁶ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 361, Nr. 4508.

³⁷ Niemöller, Martin: Vom U-Boot zur Kanzel, Berlin 1934.

Der Besuch soll sehr gut gewesen sein.³⁸ „Reibi“ war der Spitzname des 1933 installierten deutschchristlichen „Reichsbischofs“ Ludwig Müller (1883–1945). „Bleibi“ ist eine Anspielung darauf, dass Müller mittlerweile weitgehend entmachtet war, aber zäh an seinem Posten festhielt. Theodor Brünger selbst war nicht beim Auftritt Müllers dabei, er nahm zeitgleich an einer Sitzung des Vereins für Innere Mission in Minden-Ravensberg im Vereinshaus zu Herford teil. Dabei habe ihm Pfarrer Ernst Güse (1871–1954),³⁹ der Mann der Cousine Ida Güse, geb. Holzhausen, aus Lübbecke, erzählt, dass sein Schwiegersohn, Pastor Johannes Ackermann (1900–1942) aus Tannenberg im Erzgebirge, seit einer Woche in einem Konzentrationslager sitze, man ihm die Haare abgeschnitten und ihn in Lagerkleidung gesteckt habe. „Er hat weiter nichts verbrochen, als den Anordnungen der Bekenntniskirche Folge geleistet zu haben“, fügte Brünger hinzu. Hier zeigte sich Theodor Brünger gut informiert: Tatsächlich saß Johannes Ackermann zu diesem Zeitpunkt im Konzentrationslager Sachsenburg. 1939 sollte er, nachdem er unter dem Eindruck des Novemberpogroms in der Silvesterpredigt 1938 seine Gemeinde zur Buße aufgerufen hatte, seines Amtes enthoben und vor einem Sondergericht angeklagt werden. Um der Verfolgung durch die Gestapo zu entgehen, meldete er sich 1940 freiwillig zur Wehrmacht. Nachdem er sich – im Zusammenhang mit seiner Beförderung zum Feldwebel – geweigert hatte, eine schriftliche Verpflichtung zum unbedingten Gehorsam gegenüber dem Staat Hitlers zu unterschreiben, wurde er auf ein Vorkommando versetzt und wenig später in einem Gefecht tödlich verwundet.⁴⁰

Theodor Brünger wusste auch von anderen Geistlichen, die in Konzentrationslager verschleppt worden waren. Einschüchtern ließ er sich jedoch nicht. Als Antwort auf den Auftritt des Reichsbischofs in Bad Oeynhausen plante die „Bekennnisseite“ eine „Riesenversammlung in Bad Oeynhausen“, auf der Martin Niemöller und der Fürther Pastor Eduard Putz (1907–1990), „der Mann mit dem goldenen Parteiabzeichen“,⁴¹

³⁸ Niemöller, Wilhelm: Chronik des Kirchenkampfes in der Kirchenprovinz Westfalen, Bielefeld 1962, S. 23, gibt an, dass der Reichsbischof vor 1.500 bis 2.000 Deutschen Christen gesprochen habe. Die Rede wurde publiziert: Müller, Ludwig: Ein Volk – ein Reich – eine Kirche. Reden des Reichsbischofs Ludwig Müller in Minden-Ravensberg am 24. und 25. April 1935, hg. i. A. der Kreisleitung Deutsche Christen, Gelsenkirchen o.J. [1935]. Vgl. Schneider, Thomas Martin: Reichsbischof Ludwig Müller, eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit, Göttingen 1993, S. 197, Anm. 218.

³⁹ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 172, Nr. 2183.

⁴⁰ Vgl. Dost, Anett: Ackermann, Carl Hermann Johannes, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky, Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (10.1.2018).

⁴¹ Vgl. Thieme, Hans-Bodo: Eduard Putz (1907 bis 1990). Lutherischer Pfarrer, Träger des Goldenen Parteiabzeichens der NSDAP, Mitglied der Bekenntnissynode von Barmen 1934, Olpe 2010, www.burschenschaftsgeschichte.de/pdf/thieme-putz.pdf (10.1.2018). Eduard Putz gehörte – wie auch Martin Niemöller – im Jahr darauf zu

über das Thema „Die bekennende Gemeinde in Anfechtung und Bewährung“ sprechen sollten. Theodor Brünger war gespannt, ob man der Bekennenden Kirche dieselben Räumlichkeiten zur Verfügung stellen würde wie dem Reichsbischof. „Wenn ja, dann wollen wir dafür sorgen, daß ganz Oeynhausen schwarz ist von Menschen, die für ihre Kirche eintreten.“ Tatsächlich fand am 29. April 1935 in Bad Oeynhausen eine Kundgebung der Bekennenden Kirche statt, auf der Präses Karl Koch, Martin Niemöller und Eduard Putz vor etwa 7.000 Menschen sprachen.⁴²

In klaren Worten forderte Theodor Brünger für sich und alle Pfarrer der Bekennenden Kirche das Recht auf öffentliche Kritik:

„Eins möchte ich wohl mal wissen: Wie lange nämlich die Presse so in Fesseln bleiben soll. [...] Daß der Presse nicht eine unbegrenzte Freiheit gelassen werden kann, das verstehe ich wohl. Ein Volk kann daran kaputt gehen, wenn jeder seinen Unrat herumstreuen darf im Volke. Aber was ernste, bewährte, kenntnisvolle, im Dienste des Volkes und Vaterlandes treu erfundene Männer zu sagen haben, das sollte man nicht unterdrücken. Wir sind keine Kinder ...“.

Theodor Brünger stand keineswegs in Fundamentalopposition zum Staat Hitlers. Ganz im Gegenteil: In seiner Korrespondenz finden sich immer wieder emphatische Bekenntnisse zum „Führer“ und seiner Regierung. Die Außenpolitik des nationalsozialistischen Deutschlands begeisterte ihn geradezu, weil sie auf die Revision des „Schandfriedens von Versailles“ und auf die Zurückdrängung des Bolschewismus abzielte – Revisionismus und Antibolschewismus waren zwei Eckpunkte im politischen Denken Theodor Brüngers. Dazu nur eine Passage aus einem Brief an seinen Sohn Helmuth vom 22. September 1938, geschrieben unter dem Eindruck der „Sudetenkrise“:

den Teilnehmern der Vierten Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche zu Bad Oeynhausen. Vgl. Niemöller, Wilhelm (Hg.): Die vierte Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche zu Bad Oeynhausen. Text, Dokumente, Berichte, Göttingen 1960, S. 100-105 (Teilnehmerverzeichnis). Es haben sich im Besitz der Familie Brünger leider keine Dokumente gefunden, die darüber Auskunft geben könnten, ob und wie Theodor Brünger an der Vorbereitung der Reichsbekenntnissynode in Bad Oeynhausen beteiligt war.

⁴² Niemöller, Chronik (wie Anm. 38), S. 23. Kurz darauf, am 22./23. Mai 1935, fand in Bad Oeynhausen eine Zusammenkunft von Vertretern der „zerstörten“ Kirchen Deutschlands mit 86 Teilnehmern statt. „Weil wir keinen Wert darauf legten, der Gestapo besonders aufzufallen“, so Wilhelm Niemöller (1898–1983), fanden die Beratungen am 22. Mai in Gohfeld, am 23. Mai in Bergkirchen statt. Man darf wohl annehmen, dass Theodor Brünger an der Organisation dieser Zusammenkunft beteiligt war. Vgl. Niemöller, Wilhelm: Kampf und Zeugnis der bekennenden Kirche, Bielefeld 1948, S. 233; Niemöller, Wilhelm: Bekennende Kirche in Westfalen, Bielefeld 1952, S. 165; Niemöller, Wilhelm: Aus dem Leben eines Bekenntnis Pfarrers, Bielefeld 1961, S. 139-143 (Zitat: S. 139); Niemöller, Chronik (wie Anm. 38), S. 23. Zu Wilhelm Niemöller vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 362, Nr. 4510.

„Möchte doch die Stunde bald kommen, daß die wahren Kulturstaaten Europas sich endlich finden und zusammenschließen gegenüber dem satanischen Rußland! Dann wäre nach unserer Meinung endlich der drohende Schrecken des Weltbrandes gebannt. Dann könnten sich alle Völker Europas den Werken des Friedens wieder zuwenden. Unserem Führer aber würde dann Europas großer Dank gebühren für seine mit Kraft gepaarte Mäßigung. Schon jetzt wird es offenbar, daß man ihn in anderen Völkern mit Unrecht verschrien hat als den Scharfmacher.“⁴³

Aber auch die Familien- und Bevölkerungspolitik des nationalsozialistischen Staates sprach Theodor Brünger unmittelbar an. Weitere Anknüpfungspunkte dürften der „Volksgemeinschaftsgedanke“ und – leider muss man auch das sagen – eine subtile Form des Antisemitismus gewesen sein, in der „der Jude“ als Chiffre für alle Entwicklungen der modernen Gesellschaft stand, die aus christlich-konservativer Perspektive abzulehnen waren: Kommunismus, Sozialismus, ungebremster Kapitalismus, Börsenspekulation, Intellektualismus, liberale Presse, „Schmutz und Schund“ in der Kultur.⁴⁴

Dagegen stand die eindeutige und scharfe Kritik Theodor Brüngers an der NS-Kirchenpolitik, die letztlich in einer kritischen Haltung gegenüber dem Gedanken des Staatskirchentums gründete, wie man dem Brief an den Bruder Wilhelm entnehmen kann. Das Diktum Martin Niemöllers, der „Kirchenkampf“ sei ein „Kampf *in* der Kirche *um* die Kirche“⁴⁵ gewesen, trifft auf Theodor Brünger nicht zu. Er verlor bei der Auseinandersetzung zwischen der Bekennenden Kirche und den Deutschen Christen nie den Hintergrund aus den Augen – das prekäre Verhältnis von Kirche und Staat:

„Im Kirchenkampf leiden wir ja sehr darunter, daß wir angesichts des Generalangriffes der neuen Heiden keine einheitliche Front haben, sondern uns untereinander bekämpfen. Das ist uns eine schwere Anfechtung in unserem eigenen Herzen. Aber es stehen auch in diesem Kampfe mit den DC so wichtige Dinge auf dem Spiele, daß wir sie nicht einfach verraten können. Hier handelt es sich um das Recht der evangelischen Gemeinde, sich nach biblischem Vorbilde selbst zu leiten und in Freiheit zu wachsen[,] und andererseits um einen mehr als päpstlichen Hierarchismus. Es handelt sich auch darum, ob die Kirche um Gottes willen und um des Heiles der Menschenseelen willen da sein soll oder ob sie mit ihrem Evange-

⁴³ Theodor Brünger an Helmuth Brünger, 22. September 1938, Privatbesitz.

⁴⁴ Dazu grundlegend: Volkov, Shulamit: Antisemitismus als kultureller Code, in: Volkov, Shulamit (Hg.): Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zehn Essays, 2. Aufl. München 2000, S. 13-36.

⁴⁵ Zitiert nach Kaiser, Jochen-Christoph: Protestantismus und Krieg, in: Pohl, Karl Heinrich (Hg.): Wehrmacht und Vernichtungspolitik. Militär im nationalsozialistischen System, Göttingen 1999, S. 67-88, Zitat: S. 73.

lium dazu da sein soll, den Staat zu untermauern. Wenn man sie zu dem letzteren Zweck braucht und sich untertänig macht, dann ist sie nicht mehr echte christliche Kirche.“⁴⁶

Wo ist diese Position Theodor Brüngers innerhalb des Spektrums der Bekennenden Kirche zu verorten? Als er seine Gedanken über den „Kirchenkampf“ zu Papier brachte, zeichnete sich bereits ab, dass die Einheit der Bekennenden Kirche zusehends von innen her zerfiel. Auf der einen Seite standen die „intakten“ lutherischen Landeskirchen Bayern, Württemberg und Hannover, die einem volkskirchlichen Modell verpflichtet waren, an der alten konsistorialen Ordnung festhielten und zu einem vorsichtigen Kurs gegenüber dem Staat tendierten. Auf der anderen Seite sammelten sich die „Dahlemiten“, wie der radikale Flügel der Bekennenden Kirche polemisch genannt wurde, der alle Kompromisse mit der verfassten Kirche und dem Staat verwarf und das „Ideal einer aktiven, missionarisch tätigen Freiwilligkeitskirche“⁴⁷ innerhalb der verfassten Kirche verfolgte. Diese Richtung dominierte in den Bruderräten der meisten „zerstörten“ Landeskirchen sowie im Reichsbruderrat. Zwischen diese beiden Flügel schob sich eine bekenntnisorientierte Mittelgruppe, repräsentiert durch Pastor Fritz von Bodelschwingh, das evangelische Vereinswesen, die Innere und Äußere Mission. Von dieser Mittelposition aus betrachtet, vertrat Theodor Brünger – zugespitzt formuliert – eine fast schon „dahlemitische“ Position, die auf dem Recht der Bekenntniskräfte beharrte, sich notfalls außerhalb der Strukturen der verfassten Kirche zu sammeln. Im Brief an seinen Bruder Wilhelm heißt es etwa:

„Da unsere landeskirchlichen Gemeinden weithin erstorben sind im Unglauben und in Trägheit, genügten alle Versuche tapferer und treuer Menschen nicht mehr, die erstorbenen Glieder wieder zu beleben. Da muß Gott schon andere Mittel anwenden.“

Während die Bekenntnisgemeinde auf dem Wittekindshof (wie erwähnt) 1935/1936 weitgehend eingeschlafen war, führte Theodor Brünger in seiner Eigenschaft als Vorsteher einen zähen Kleinkrieg gegen alles, was ihm als neuheidnische Umtriebe oder als unzulässiger Eingriff des Staates in die Autonomie der Anstaltsgemeinde erschien. Dazu ein Beispiel: Am 15. Januar 1936 wandte sich der Führer des Fähnleins „Alemannen“ des Deutschen Jungvolks in der Hitlerjugend, Jungzugführer H. Leimbach aus Bergkirchen – vermutlich ein Verwandter des Hausvaters Heinrich Leimbach (1866–1936) –, an Theodor Brünger mit der Bitte, dem Fähnlein

⁴⁶ Theodor Brünger an Helmuth Brünger, 22. September 1938, Privatbesitz.

⁴⁷ Maurer, Wilhelm: Ausklang und Folgen des Kirchenkampfes, in: Rieger, Paul/Strauß, Johannes (Hgg.): Kirche und Nationalsozialismus. Zur Geschichte des Kirchenkampfes, München 1969, S. 235-257, Zitat: S. 242.

für einen Schulungskurs das Vorwerk zu überlassen.⁴⁸ Brünger antwortete drei Tage später, am 18. Januar 1936: Man könne dem Jungvolk die Räume im Vorwerk nur dann zur Verfügung stellen, „wenn uns eine hinreichende Gewähr geboten wird, daß in den abzuhaltenden Kursen jegliche Propaganda für den Deutschglauben nach Rosenberg oder Hauer usw. unterbleibt.“⁴⁹ Der nationalsozialistische „Chefideologe“ Alfred Rosenberg (1892–1946), der Leiter des „Kampfbundes für deutsche Kultur“, hatte in seinem Buch „Der Mythos des XX. Jahrhunderts“ (1930) eine „Entjudung“ des Christentums propagiert.⁵⁰ Der Indologe Jakob Wilhelm Hauer (1881–1962) hatte 1933 die dezidiert neuheidnische „Deutsche Glaubensbewegung“ begründet.⁵¹ Auch wenn die Bekennende Kirche in sich in eine Vielzahl von Fraktionen zerfallen war – in der Auseinandersetzung mit dem nordischen Neuheidentum bildete sie eine geschlossene Front.⁵² Auch Theodor Brünger war dies ein besonderes Anliegen. Mit Argusaugen wachte er darüber, dass dieses Gedankengut nicht in die Jugendarbeit des Wittekindshofes einsickerte. Gäbe die Kirche für solche Zwecke ihre Räume her, „so würde sie ja den Ast absägen helfen, auf dem sie sitzt“, schrieb er dem Jungzugführer Leimbach. Würde sich die Hitlerjugend auf die „politische Schulung“ beschränken, würde der Wittekindshof sie gerne fördern. „Wenn sie aber die Kirche bekämpft, so besteht eben ein Kampfzustand. Wenn wir angegriffen werden, so werden wir uns verteidigen. Klare Fronten!“

Die scharfe Antwort Brüngers rührte daher, dass er kurz zuvor von seiner Tochter Elisabeth (1920–1980) über eine Schulfeyer am 13. Januar 1936 im Oberlyzeum in Minden in Kenntnis gesetzt worden war. Bei dieser Feier war der Schule die Fahne der Hitlerjugend überreicht worden, weil neunzig Prozent der Schülerinnen in den Bund Deutscher Mädel

⁴⁸ Deutsches Jungvolk, Fähnlein „Alemannen“ an Theodor Brünger, 15. Januar 1936, Privatbesitz.

⁴⁹ Theodor Brünger an H. Leimbach, 18. Januar 1936, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁵⁰ Vgl. zuletzt: Molau, Andreas: Alfred Rosenberg. Der Ideologe des Nationalsozialismus. Eine politische Biographie, Koblenz 1993; Piper, Ernst: Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe, München 2005; Koop, Volker: Alfred Rosenberg – der Wegbereiter des Holocaust. Eine Biographie, Köln/Wien 2016.

⁵¹ Vgl. Baumann, Schaul: Die Deutsche Glaubensbewegung und ihr Gründer Jakob Wilhelm Hauer (1881–1962), Marburg 2005.

⁵² Vgl. Baumgärtner, Raimund: Weltanschauungskampf im Dritten Reich. Die Auseinandersetzung der Kirchen mit Alfred Rosenberg, Mainz 1977; Iber, Harald: Christlicher Glaube oder rassischer Mythos. Die Auseinandersetzung der Bekennenden Kirche mit Alfred Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“, Frankfurt (Main) 1987. – Zur Auseinandersetzung des Schulpfarrers am Evangelisch Städtischen Gymnasium in Gütersloh, Wilhelm Florin (1894–1944), mit dem „Mythos des XX. Jahrhunderts“ vgl. Schmuhl, Hans-Walter: Die Stadt unter dem Hakenkreuz. Zustimmung, Resistenz und Ausgrenzung, in: Freitag, Werner (Hg.): Geschichte der Stadt Gütersloh, 2. Aufl. Bielefeld 2003, S. 403–447, hier: S. 429f. Zu Wilhelm Florin vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 134, Nr. 1725.

eingetreten waren. Dabei hatte ein Funktionär der Kreisschulungsleitung eine Rede voller „nationalsozialistische[r] Schlagworte“ gehalten. Im Hinblick auf die „kirchlichen Streitigkeiten“ habe dieser Funktionär, so hatte Elisabeth empört nach Hause berichtet, gesagt: „Wir brauchen keinen katholischen und keinen evangelischen Gott. Unser Gott spricht zu uns durch unser Blut“.⁵³ Brünger brachte diesen Fall vor die Pfarrkonferenz und erstattete auch Präses Karl Koch Bericht.⁵⁴ Dafür verschaffte er sich Schulungsmaterial des BDM. Darin, so Brünger in seinem Schreiben an den Führer des Fähnleins der „Alemannen“, sei „das Ziel der Wegführung der Mädels vom christlichen Glauben zum Deutschglauben so offen und zielbewußt ausgesprochen, daß ich noch nicht weiß, ob meine Kinder im BDM bleiben können.“⁵⁵ Leimbach beeilte sich, schriftlich zu versichern, dass es ihm fern liege, die Jungen seines Fähnleins „deutschgläubig“⁵⁶ zu machen, „da Deutschglaube nach Hauer für uns gar nicht in Frage kommt.“ Man wolle vielmehr die Jungen „zu politischen Soldaten des Führers“ machen – für dieses Ziel bat der Jungzugführer den Vorsteher des Wittekindshofes um Unterstützung. Doch Brünger blieb unnachgiebig: „Wenn nicht Deutschglaube nach Hauer bei der Schulung in Frage kommt, so doch wohl Deutschglaube nach Rosenberg.“⁵⁷ Das schrieb Brünger dem Fähnleinführer Leimbach, den er in diesem Brief kurzerhand duzte: „Wenn ich auch wohl annehmen kann, daß *DU* nicht die Absicht hast, die Jungen vom Christentum wegzuführen, so kannst Du doch bei der heutigen Lage nicht die Gewähr bieten, daß es nicht andere tun.“

4. Helmuth Brünger, die Hitlerjugend und die SA

Theodor Brünger stand mit seiner entschiedenen Parteinahme innerhalb seiner Familie keineswegs allein. Wie er in einem seiner seltenen Briefe an den nach Kanada ausgewanderten Bruder Hans (1886–1967) vom 2. Juni 1939 schrieb, habe sich auch der 1937 verstorbene Bruder Heinrich (* 1872)⁵⁸ zur Bekennenden Kirche gehalten, ebenso die Schwiegersöhne – Pastor Gerhard Wellmer (1899–1969)⁵⁹ in Hüllhorst, verheiratet mit der Tochter Anneliese (* 1910), und Pastor Johannes Klevinghaus (1911–

⁵³ Theodor Brünger an Pastor Berner, 16. Januar 1936, Privatbesitz.

⁵⁴ Theodor Brünger an Karl Koch, 19. Januar 1936, Privatbesitz.

⁵⁵ Theodor Brünger an H. Leimbach, 18. Januar 1936, Privatbesitz.

⁵⁶ H. Leimbach, Fähnlein „Alemannen“ an Theodor Brünger, 25. Januar 1936, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁵⁷ Theodor Brünger an H. Leimbach, 26. Januar 1936, Privatbesitz. Danach auch das folgende Zitat.

⁵⁸ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 64, Nr. 822.

⁵⁹ Vgl. a.a.O., S. 546, Nr. 6786.

1970)⁶⁰ in Schildesche, verheiratet mit der Tochter Martha (1914–2000). Auch die Kinder von Theodor und Anna Brünger teilten diese kirchenpolitische Haltung, wie am Beispiel des ältesten Sohnes Helmuth dargestellt werden soll. Dies zeigt zugleich, wie schwierig es für große Teile der Bekennenden Kirche war, eine klare politische Position gegenüber dem Nationalsozialismus zu entwickeln. Da sich in dem überlassenen Quellenkonvolut eine Fülle von Briefen aus der Feder Helmuths findet, ist es möglich, dessen politische Entwicklung in den Jahren von 1933 bis 1936 minutiös nachzuzeichnen.

Helmuth Brünger, geboren am 12. Dezember 1915, besuchte von 1926 bis 1935 das traditionsreiche Evangelisch-Stiftische Gymnasium in Gütersloh, Westfalens „Pastorenfabrik“. Die „Machtergreifung“ erlebte er als Gymnasiast in Gütersloh. Am 5. März 1933, dem Tag der von Adolf Hitler nach seiner Ernennung zum Reichskanzler angesetzten Reichstagswahl, schrieb er einen – mit einem selbst gezeichneten Hakenkreuz verzierten – Brief an seine Familie, in dem er in freudiger Erregung die letzten Wahlvorbereitungen schilderte. „Wir haben zur Feier des Tages schwarz-weiß-rot geflaggt“,⁶¹ berichtete er stolz, also die Flagge des Kaiserreichs statt der schwarz-rot-goldenen Fahne der Weimarer Republik aufgezogen. Den Abend wollte er bei den Nachbarn am Radio verbringen, um die Wahlergebnisse zu hören. „Hoffentlich ist diesmal geglückt, worum wir in der Nacht nach der vorigen Wahl vergeblich uns sehnten.“ Helmuth verlieh also ganz selbstverständlich seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Parteien, welche die „Regierung der nationalen Konzentration“ trugen, die Wahl gewinnen würden, und er ging ebenso selbstverständlich davon aus, dass seine Familie diese Hoffnung teilte. Wenige Tage später wurde Helmuth zum „Obmann“ des Bundes Deutscher Bibelkreise im Kreis Gütersloh ernannt.⁶² Zu Pfingsten 1933 nahm er, wie er seiner Familie begeistert berichtete, mit tausenden anderen Mitgliedern der bündisch organisierten evangelischen Jugend am Reichslager des Bundes Deutscher Bibelkreise in der Senne teil und sah und hörte dort auch den designierten Reichsbischof Fritz von Bodelschwingh. Diesen Brief unterschrieb er übrigens mit „Goethe-Heil“.⁶³

⁶⁰ Vgl. a.a.O., S. 255, Nr. 3221.

⁶¹ Helmuth Brünger an seine Eltern und Geschwister, 4./5. März 1933, Privatbesitz. Danach auch das folgende Zitat.

⁶² Helmuth Brünger an seine Familie, 26./30. März 1933, Privatbesitz. Vgl. Warns, Eberhard: Geschichte der Schülerbibelkreise 1883–1967, Wuppertal 1968.

⁶³ Helmuth Brünger an seine Familie, „am Tage der Sommersonnenwende 1933“, Privatbesitz. Zur Reichstagung der Schülerbibelkreise zu Pfingsten 1933 waren 5.000 Teilnehmer aus ganz Deutschland in der Senne zusammengekommen. Vgl. Gädecke, Reinhard: Beiträge zur Geschichte der Schülerbibelkreise Westfalen (BK) von 1883 bis 1983, in: JWKG 79 (1986), S. 201–237, hier: S. 211; Warns, Eberhard: Zur Geschichte der Schülerbibelkreise Westfalen und des Zingsthofes, in: JWKG 87 (1993), S. 161–246, hier: S. 171f.

Die Begeisterung für das neue Deutschland und das Engagement in der evangelischen Jugendbewegung sollten jedoch zu manchem Zwiespalt führen. Am 30. Januar 1934 – „ein Jahr nach dem Regierungsantritt unseres Reichskanzlers“,⁶⁴ wie er fein säuberlich vermerkte – berichtete Helmuth nach Hause, es sei „hier etwas Wüstes vorgekommen“. Bei einem Werbeabend der Hitlerjugend habe der Redner, ein Bannführer aus Bielefeld, sich „in wüsten Reden [ergangen], die schließlich darin gipfelten, daß der Kaiser und später auch die Führer und Mitglieder des Ev[angelischen] Jugendwerkes ‚Volksverräter‘ wären. Von der Kapelle aus mußten wir da spielen, da habe ich mich [...] schrecklich geschämt, daß wir uns im Braunhemd solche Schmähreden gegen unsere Führer anhören sollten.“ Weiter berichtete Helmuth, dass er am nächsten Morgen ein großes Plakat an das schwarze Brett der Schule gehängt habe. Der Text lautete: „Die Jungenschaft weist es scharf zurück, daß die Führer des Ev[angelischen] Jugendwerkes öffentlich als ‚Volksverräter‘ (rot geschrieben) bezeichnet werden.“ Dies habe wie ein „Donnerschlag“ gewirkt. „Restlose Zustimmung“ habe er „von Seiten der SA und der Scharnhorstjugend“, also der Jugendorganisation des Stahlhelms, die soeben in die HJ eingegliedert worden war, erhalten. „Vernünftige Parteigenossen“, besonders die „Alten Kämpfer“, seien „in heller Empörung über die Rede eines ‚grünen Jungen‘.“ Die Hitlerjugend verteidigte hingegen die Position ihres Redners – nun wisse man wenigstens, woran man sei, kommentierte Helmuth Brünger. „Mir ist nur eines nicht ganz klar“, schrieb er am Ende seines Briefes: „Die HJ will die konf[essionellen] Verbände eingliedern, weil sie deren Wert kennt (der hiesige Standartenführer hat mir den Posten eines Scharführers angeboten, was ich natürlich abgelehnt habe). Daß sie aber morgen Leute eingliedern will, die sie heute als Volksverräter bezeichnet, ist erstens grenzenlose Dummheit oder gefährliche Inkonsistenz.“ Unterzeichnet ist der Brief – wohlgemerkt: an seine Eltern – mit „Heil Hitler“ – ein Symbol der Ambivalenz. Helmuth Brünger war hin- und hergerissen zwischen seiner Begeisterung für den neuen Staat, dem Wunsch, sich in die Bewegung einzureihen, seiner kirchlichen Bindung, seiner Loyalität zum evangelischen Jugendwerk und seiner Empörung, dass dieses ausgerechnet von der Hitlerjugend diffamiert wurde. Wenig später, im April 1934,⁶⁵ lösten sich die Bibelkreise unter dem „Gleichschaltungsdruck“ des Staates auf, wenngleich die Gütersloher Gruppe – wie Helmuth nach Hause berichtete – sich nach wie vor an jedem Freitag zu

⁶⁴ Helmuth Brünger an seine Familie, 30. Januar 1934, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁶⁵ Der letzte Appell der Landesmark Westfalen fand am 11. April 1934 in Dortmund statt. Die Arbeit mit den über 18jährigen Jugendlichen, die sich als „Jungmannschaft“ formierten, war von der Auflösung nicht betroffen. In der Leitung war Johannes Klevinghaus aktiv, der später Helmuth Brüngers Schwager werden sollte. Gädecke, Beiträge (wie Anm. 63), S. 214.

„Bibel- und Aussprechabende[n]“⁶⁶ traf. Im selben Brief erwähnte Helmuth, dass es in der Schule erhebliche Konflikte mit dem Unterbannführer der HJ gab, dessen „Disziplinlosigkeit“ von einer „Klassenkonferenz“ mit einer „tüchtige[n] Strafe“ belegt worden sei. Überraschenderweise fährt Helmuth an dieser Stelle fort:

„Ach so. Da fällt mir die HJ ein. Ich habe mich erst mal dort angemeldet. Ich weiß aber nicht, ob die Leute, die früher im Bund eine Führerstellung gehabt haben, dort in der HJ eine bekommen. Wenn ich als gemeiner Mann mit den anderen dummen Jungens mitmachen soll, so habe ich vor, solange in der HJ Kapelle Dienst zu tun, bis die Aufnahmesperre in der SA aufgehoben wird[,] und dann suche ich bei der nächsten Gelegenheit dort anzukommen.“

Tatsächlich gelang wenige Monate später der Übertritt in die SA. Im September schrieb er darüber an seine Familie:

„Der SA Dienst beansprucht uns jetzt mehr als früher[,] und doch macht mir der Dienst noch Spaß. Er ist einmal wirklich rechtes Arbeiten und ernsthafte Leistung und keine Spielerei mit solch ernsten Dingen, wie sie in der HJ getrieben wird [sic], wie wir sie, das muß ich leider zugeben, auch manchmal im BK [Bund Deutscher Bibelkreise] getrieben haben.“⁶⁷

Worin der Dienst bestand, erfahren wir aus einem Brief vom 3. November 1934. An diesem Tag war Helmuth mit seiner Einheit zum Gruppeneufmarsch der SA nach Münster abkommandiert. Bei einer Rede des berüchtigten „Frankenführers“ Julius Streicher (1876–1951) sollte er mit der SA-Kapelle aufspielen. In diesem Brief berichtete er auch, dass nun alle 18-Jährigen aus der HJ in die SA überführt würden – „wir aber sind schon die ‚alten Kämpfer‘.“⁶⁸

Zu Ostern 1935 bestand Helmuth das Abitur und wurde für ein halbes Jahr zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, den er auf der Baustelle des Fliegerhorstes Wunstorf ableistete. Da würden ihm, so Theodor Brünger, „die letzten Albernheiten der Flegeljahre und die Pennälerflausen vergehen.“⁶⁹ Helmuth wollte Theologie studieren, was seinen Vater mit freudigem Stolz erfüllte: „Wir brauchen jetzt in der Kirche Kämpfer. Das kann einen jungen Mann wohl locken, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt.“ Helmuths freiwillige Meldung zur neuen Wehrmacht kam zu spät, und deshalb begann er im Wintersemester 1935/1936 mit dem Studium

⁶⁶ Helmuth Brünger an seine Familie, 3. März 1934, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate. Vgl. Gädecke, Beiträge (wie Anm. 63), S. 215-224.

⁶⁷ Helmuth Brünger an seine Eltern, 4. September 1934, Privatbesitz.

⁶⁸ Helmuth Brünger an seine Familie, 3. November 1934, Privatbesitz.

⁶⁹ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 23. April 1935, Privatbesitz. Danach auch das folgende Zitat.

der Theologie in Erlangen. Dort schloss sich Helmuth sofort dem „Wingolf“ an, der alteingesessenen, überkonfessionell-christlichen, farbentragenden nichtschlagenden Studentenverbindung.⁷⁰ Er wohnte auch zunächst im Erlanger Wingolfhaus. Zugleich meldete er sich bei der dortigen SA an.⁷¹

Wieder geriet Helmuth zwischen die Fronten, als sich der Wingolf – gemeinsam mit anderen studentischen Verbindungen – im Januar/Februar 1936 unter dem Druck des nationalsozialistischen Staates selbst auflöste. Aus Helmuths Briefen geht hervor, dass die „Wingolfiten“ den Kontakt untereinander und zu den „Philistern“ hielten, sich auch nach wie vor im Wingolfhaus trafen und versuchten, das Verbindungsleben unauffällig fortzuführen.⁷² Helmuth berichtete auch von gewaltsamen Übergriffen des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes auf Verbindungsstudenten, die an ihren Bräuchen festhielten.⁷³

Im November 1936 kam für Helmuth Brünger die Stunde der Entscheidung. Die SA-Gruppe Franken gab einen Befehl heraus, der es den SA-Leuten verbot, in Uniform in die Kirche zu gehen oder an Beerdigungen teilzunehmen. Begründet wurde dies damit, „daß die SA jede Verbindung zu Organisationen ablehne, die sich feindlich einstellen gegenüber Partei, Staat und Führer.“⁷⁴ Die Theologiestudenten innerhalb der SA luden den zuständigen Standartenführer zu einer Diskussion ein und protestierten „mit aller Schärfe“ gegen den Befehl. Der Standartenführer weigerte sich, die vermeintlich staats- und parteifeindlichen Organisationen namentlich zu benennen. Der Erlanger Sturmbannführer hatte weniger Skrupel und gab unumwunden zu, dass der Befehl sich gegen die „Bekennniskirche“ wende.

„Sogleich war die Entscheidungsfrage da (alle anwesenden Studiker waren Mitglieder der BK [Bekennenden Kirche]): kann ein Mitglied der BK noch in der SA sein? Statt einer Antwort ‚ohne Hörner und Zähne‘ zog sich der Staf. [Standartenführer] auf den Befehl zurück, daß ein SA Führer sich in Sachen religiöser Anschauung nicht zu äußern habe. Das deutsche

⁷⁰ Vgl. Menze, Hugo/Tiebel, Hans-Martin: Geschichte des Wingolfs 1917–1970, Lahr 1971; Zocher, Ingo: Der Wingolfsbund im Spannungsfeld von Theologie und Politik 1918–1935. Eine Theologenverbindung zwischen nationaler Identität und christlichem Prinzip, Vierow bei Greifswald 1996; Gottschaldt, Eva (Hg.): „Das ist die Tat unseres herrlichen Führers.“ Die christlichen Studentenverbindungen Wingolf und der Nationalsozialismus im Spiegel der Verbandspresse. Eine Dokumentation, Marburg 1997.

⁷¹ Helmuth Brünger an seine Eltern, 1. November 1935, 5. November 1935, 23. Dezember 1935, Privatbesitz.

⁷² Vgl. Menze/Tiebel, Geschichte (wie Anm. 62), S. 83.

⁷³ Helmuth Brünger an seine Eltern, 3. Februar 1936, 3. April 1936, 18. Juni 1936, Privatbesitz.

⁷⁴ Helmuth Brünger an seine Eltern, 15. November 1936, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

Der Wittekindshof, die Familie Brünger und der „Kirchenkampf“

Volk und die SA seien gläubig (Einschiebung von mir: woran? An die Vor-
scheidung, an ein unpersönliches ‚Es!‘).“

Helmuth Brünger meldete sich in der Diskussion auch zu Wort und protestierte unter Berufung auf einen Erlass zur religiösen Neutralität der SA aus dem Jahr 1933 energisch gegen ein Lied mit dem Titel „Der Herbststurm“, das die SA-Gruppe Franken mit der Bemerkung, es sei in den Einheiten einzuüben und zu singen, auf den Dienstplan gesetzt hatte. Besonders der Refrain hatte Helmuth in Harnisch gebracht: „Der Pfaffe blieb, dem Volke die Seele zu rauben, ob er’s römisch oder lutherisch trieb, er lehrte den jüdischen Glauben.“ Dies sei „ein Angriff übelster Sorte“ auf die religiösen Anschauungen der bewusst evangelischen SA-Leute. Was Helmuth Brünger besonders erregte: „Gerade bei der Klarheit, die wir als Nationalsozialisten betreffs des Rassedenkens, speziell der jüdischen Rasse, haben, muß diese Verleumdung uns doppelt treffen.“ Der Standortenführer habe erwidert, er brauche das Lied ja nicht mitzusingen, wenn es ihm nicht passe. Helmuth war entrüstet: Eine solche Lösung kam für ihn nicht in Frage. Er wollte nicht „in Gewissenssachen um Bequemlichkeit und äußerlicher Vorteile willen Konzessionen“ machen. So kam für ihn nur der Austritt aus der SA in Frage, den er, wenn auch mit „Beklemmung und Sorgen“, tatsächlich vollzog.⁷⁵

Die Einberufung Helmuth Brüngers zur Wehrmacht im Herbst 1937 machte dann weiteren politischen Querelen ein Ende. Er sollte nicht mehr in das Zivilleben zurückkehren. Kurz vor dem Ende seiner Wehrdienstzeit brach der Zweite Weltkrieg aus – 1942 fiel Helmuth Brünger als Oberleutnant an der Ostfront.

5. Die zweite Phase des „Kirchenkampfes“ auf dem Wittekindshof (1937–1939)

Nachdem sich der „Kirchenkampf“ auf dem Wittekindshof in den Jahren 1935/1936 auf kleine Scharmützel mit Parteistellen beschränkt hatte, nahm er 1937 wieder Fahrt auf. Die Verhaftung Martin Niemöllers am 1. Juli 1937 sei wie „ein Fanfarenton durch die Gemeinde“⁷⁶ gegangen, berichtete Theodor Brünger später. Auf dem Wittekindshof kursierte eine Solidaritätsadresse für Martin Niemöller.⁷⁷ Brünger hatte „das Gefühl, daß es jetzt nicht mehr tragbar sei, so passiv zu bleiben“. Er wandte sich daher am 5. Juli an den Vorsitzenden des Vorstandes, Pfarrer Kortmann, und

⁷⁵ Verfügung der SA/Marinesturmabteilung I/110, 18. Januar 1937, Privatbesitz.

⁷⁶ Theodor Brünger an Hermann Möller, 24. Juli 1937, AW. Danach auch die folgenden Zitate.

⁷⁷ Die Abschrift einer solchen Erklärung, unterschrieben von dem blinden Hilfsprediger Eckhardt, 15. August 1937, findet sich im Privatbesitz der Familie Brünger.

erklärte, dass er den Beschluss des Vorstandes vom 25. Oktober 1934 „als eine nicht mehr tragbare Fessel fühle“ und er „gewissenshalber den Vorstand wissen lassen wolle“, dass er sich zur Bekennenden Kirche halte, in Präses Koch seinen Vorgesetzten sehe und sich dem Provinzial-Bruderrat unterstelle. „In dieser Zeit des verschärften Kirchenkampfes“ müsse er die Möglichkeit haben, seiner Gemeinde die Bekanntmachungen und Kanzelabkündigungen der Vorläufigen Kirchenleitung und des Provinzial-Bruderrates mitzuteilen. Er werde sich nun „diese Freiheit nehmen“. Um aber dem Beschluss vom 25. Oktober 1934 nicht zuwider zu handeln, werde er die Bekanntmachungen nicht während der Gottesdienste in der Wittekindshofer Kirche verlesen, sondern in besonderen Versammlungen. Kortmann bat Brünger nach Rücksprache mit anderen Vorstandsmitgliedern, nichts zu unternehmen, ehe nicht der Vorstand nochmals darüber beraten habe. Brünger hielt dessen ungeachtet zwei Versammlungen im Haus des Bauern Karl Sundermeyer (+ 1973) in Volmerdingsen ab, verlas dabei die Nachrichten der Vorläufigen Kirchenleitung und sprach die von ihr vorgeschlagene „Fürbitte für die verfolgten Brüder und Schwestern“.

Der Vorstand befasste sich am 21. Juli 1937 mit dieser neuen Entwicklung. In dieser Sitzung hatte Brünger, wie er wenige Tage später an Pastor Hermann Möller (1881–1955),⁷⁸ den Geschäftsführer des Provinzialausschusses für Innere Mission, berichtete, zunächst nur seinen Volmerdingser Amtsbruder, Pfarrer Heinrich Dustmann, auf seiner Seite und „sechs Verteidiger des absoluten Kirchenfriedens gegen mich, darunter auch den Vorsitzenden“. Leider habe er feststellen müssen, „daß Bruder D. Joh[annes] Kuhlo mir dauernd in den Rücken fiel bei meiner Verteidigung des Standpunktes der BK [Bekennenden Kirche]“. Nach langer Aussprache bekräftigte der Vorstand in Abwesenheit Brüngers einstimmig seinen Beschluss vom 19. November 1934 und forderte Brünger zu einer „Selbstverpflichtung zur kirchenpolitischen Neutralität“ auf. In seinem Brief an Möller schilderte Brünger, wie es zu diesem Beschluss gekommen war. Die nationalsozialistischen Vorstandsmitglieder hätten durchblicken lassen, dass sie in dem Fall, dass Brünger keine solche Selbstverpflichtung abgeben werde, ihren Rücktritt aus dem Vorstand erklären und der Bezirksregierung in Minden und dem Oberpräsidium in Münster melden würden, dass der Anstaltsleiter des Wittekindshofes eine „staatsfeindliche Gesinnung“ hege und diese unter seinen Angestellten verbreite. Dies werde unweigerlich zum Abzug der vom Landeshauptmann auf dem Wittekindshof untergebrachten Bewohnerinnen und Bewohner führen. Brünger „zerstöre also ein blühendes Werk der Inneren Mission, schädige die Innere Mission, die Kirche, die Angestellten und die Pfleglinge. Diese verheerenden Folgen“ seien ihm „sehr drastisch vor Augen geführt“ worden. Am Ende knickte auch Brüngers einziger Fürsprecher, Pfarrer

⁷⁸ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 338, Nr. 4240.

Dustmann, ein und beschwor Brünger, er möge „nachgeben, sonst sei alles verloren“.

Zugleich setzte sich der Vorstand in seiner Sitzung am 21. Juli 1937 über den Antrag Brüngers hinweg, zur bevorstehenden 50-Jahr-Feier des Wittekindshofes keine „Vertreter des Staates, der Partei und der Kirche“⁷⁹ einzuladen. Weiter beschloss der Vorstand, dass die Prediger und Redner „gebeten werden [sollten], in ihren Ausführungen kirchen- und staatspolitische Erwägungen zu unterlassen“. Außerdem sollten „Herren, die aktiv im Kirchenstreit sich betätigt haben, [...] als Prediger nicht gebeten werden.“ Das war insofern heikel, als Theodor Brünger bereits Präses Karl Koch eingeladen hatte, die Festpredigt zu halten. Nun musste er den führenden Kopf der Bekennenden Kirche in Westfalen wieder ausladen. Predigten und Festreden übernahmen bei der Feier am 29. August schließlich Pastor Erich Meyer (1881–1953),⁸⁰ der Vorsteher der Diakonissenanstalt Sarepta, Pastor Hermann Möller und Pastor Paul Tegtmeier (1886–1967),⁸¹ der Vorsteher der Diakonenanstalt Nazareth. Die ganze Feier war nunmehr demonstrativ als eine Veranstaltung der Inneren Mission aufgezogen (wobei insbesondere die Verbundenheit des Wittekindshofes mit den von Bodelschwingschen Anstalten hervorgehoben wurde). Die verfasste Kirche wurde völlig außen vor gelassen, ebenso wie der Staat, nachdem kein Behördenvertreter zu dem Fest erschienen war.

Während die Vorbereitungen zur 50-Jahr-Feier liefen, dachte Brünger intensiv darüber nach, wie er auf die im Raum stehende Forderung des Vorstandes nach einer weiteren Selbstverpflichtung zur kirchenpolitischen Neutralität reagieren sollte. Er bat Pastor Hermann Möller um Rat, ließ durch ihn auch beim Präses anfragen, ob dieser Brünger „unter den obwaltenden Umständen“⁸² von der Pflicht entbinden könne, die Bekanntmachungen der Vorläufigen Kirchenleitung zu verlesen. Weiterhin suchte Brünger die theologische Debatte mit dem Pastor und „Posaunen-general“ Johannes Kuhlo (1856–1941),⁸³ der ihm am 30. Juli 1937, also kurz nach der Vorstandssitzung, in der Brünger ein Ultimatum gestellt worden war, einen belehrenden Brief geschickt hatte, der sich jetzt in den Familienpapieren angefundenes hat. Kuhlo übersandte Brünger als Anlage zu diesem Brief zwei Abschriften, die belegen sollten, dass er – Kuhlo – sich sehr wohl für den „trefflichen Niemöller“⁸⁴ einsetze. Zugleich tadelte Kuhlo die „Heißsporne in der Bekenntnisfront“. Weiter heißt es in dem

⁷⁹ Protokoll der Vorstandssitzung am 21. Juli 1937, AW. Danach auch die folgenden Zitate.

⁸⁰ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 322, Nr. 4055.

⁸¹ Vgl. a.a.O., S. 505, Nr. 6264.

⁸² Theodor Brünger an Hermann Möller, 24. Juli 1937, AW.

⁸³ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 1), S. 285, Nr. 3567.

⁸⁴ Johannes Kuhlo an Theodor Brünger, 30. Juli 1937, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

Brief: „Wenn wir das Wort Gottes lauter u[nd] rein verkündigen, dann wird auch alles Bekenntniswidrige getroffen u[nd] wir brauchen keine Extra-Bekenntnisgottesdienste. Gott schenke Dir u[nd] dem lieben treuen Dustmann diese Erkenntnis.“ In einem Brief an Kuhlo vom 12. August 1937 warnte Brünger vor dem Neuheidentum der Nationalsozialisten: Man könne doch nicht so tun, „als wenn es gar keinen Kirchenkampf gäbe und als wenn das Evangelium gar nicht bedroht wäre“.⁸⁵ Kuhlos Antwort ist nicht erhalten, es ist aber nicht anzunehmen, dass er von seiner Haltung auch nur ein Jota abrückte.⁸⁶

Schließlich gab Brünger, wohl nach Rücksprache mit Koch, Möller und anderen, in der Vorstandssitzung am 20. Oktober 1937 die von ihm verlangte Erklärung ab.⁸⁷ Darin verpflichtete er sich freilich nur, in Zukunft keine kirchenpolitischen Versammlungen *auf dem Anstaltsgelände* mehr abzuhalten. Ausdrücklich behielt er sich hingegen das Recht vor, „der Bekennenden Kirche anzugehören und Versammlungen der Bekennenden Kirche an anderen Orten zu besuchen, sei es mit oder ohne meine Gemeinde“.⁸⁸ Auch behielt er sich Brünger vor, „in einer Gemeinde außerhalb von Wittekindshof und Volmerdingen zu kirchlichen oder kirchenpolitischen Fragen Stellung zu nehmen“, wenn er darum gebeten werde. Er werde sich „zu solchem Dienst“ jedoch „nicht drängen“. Wenn er aber dazu aufgefordert werde, wolle er nicht verpflichtet sein, „in jedem Fall zu sagen: Es ist mir verboten!“ Allerdings sicherte er zu, er werde „im Kirchenkampf nicht hetzerisch oder fanatisch oder unsachlich reden oder handeln“. „Zur Klarstellung“ fügte Brünger noch an, „daß Verteidigung des evangelischen Glaubens gegen falsche Lehre *nicht Kirchenpolitik* ist. Es ist Pflicht eines jeden ordinierten Pfarrers auf Grund seiner Ordinationsverpflichtung, ja Pflicht eines jeden mündigen Christen.“ Schließlich kündigte Brünger an, er werde nur so lange kirchenpolitische Neutralität wahren, wie auch die gegnerische Seite sich aller öffentlichen Äußerungen innerhalb der Anstalt enthalte.⁸⁹

Trotz dieser vielen Einschränkungen akzeptierte der Vorstand die Erklärung Brüngers. Fortan herrschte im „Kirchenkampf“ auf dem Witte-

⁸⁵ Theodor Brünger an Johannes Kuhlo, 12. August 1937, AW, Mappe „Kirchenkampf“.

⁸⁶ Zu Kuhlo vgl. Neumann, Reinhard: Pastor Johannes Kuhlo (1856–1941). Seine politischen Einstellungen als Vorsteher der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth von 1893–1922 und darüber hinaus, in: JWKG 102 (2006), S. 367–403.

⁸⁷ Protokoll der Vorstandssitzung am 20. Oktober 1937, AW.

⁸⁸ Erklärung von Anstaltspfarrer und Anstaltsleiter Brünger zum erweiterten Predigtverbot, AW, Anlage zum Protokollbuch 2. Danach auch die folgenden Zitate.

⁸⁹ In seinem Schreiben an Kuhlo hatte Brünger beklagt, dass die Deutschen Christen per Post „Flugblätter und Werbeschriften“ auf dem Wittekindshof verbreiteten, während die Nachrichten der Bekennenden Kirche durch „persönliche Boten“ ausgetragen werden müssten. Theodor Brünger an Johannes Kuhlo, 12. August 1937, AW, Mappe „Kirchenkampf“.

kindshof ein brüchiger Friede. Wo immer die Rechte und Freiheiten seiner Gemeinde eingeschränkt werden sollten, ließ es sich Brünger freilich nicht nehmen, energisch Protest einzulegen, etwa gegen den Versuch des Amtsbürgermeisters Rehme im März 1939, Richtlinien für die Veranstaltungen der Frauenhilfe des Wittekindshofes zu oktroyieren.⁹⁰

Kurz zuvor, am 23. Dezember 1938, kam Theodor Brünger in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm noch einmal auf den „Kirchenkampf“ zu sprechen und fasste seine Einschätzung der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage mit den Worten zusammen:

„Optimistisch in die Zukunft zu schauen, ist noch wenig Grund vorhanden. Unsere Bek[ennende] Kirche rüstet sich innerlich darauf, ihren Glauben mit Einsatz von Gut und Blut, Leib und Leben zu verteidigen, nicht als wollten wir einen Religionskrieg beginnen, sondern im Sinne der Nachfolge Jesu und der Apostel auf dem Wege des Kreuzes. Da müssen dann schließlich alle ‚Phrasen‘ aufhören.“⁹¹

⁹⁰ Theodor Brünger an Amtsbürgermeister Rehme, 10. März 1939 (Entwurf), AW, Mappe „Kirchengemeinde 1939–1950“.

⁹¹ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 23. Dezember 1938, Privatbesitz. Wilhelm antwortete mit wüsten antisemitischen Tiraden – er warf der Bekennenden Kirche vor, am Alten Testament festzuhalten – und mit sarkastischer Kritik: „Es scheint mir fast so, als ob die Bekenntniskirche sich viel zu viel in eine Kampf- und Martyriumspychose hineinbekannt hat. Wäre es nicht vielleicht besser, wenn sie sich rein auf Glauben, gute Werke und Gottesdienst beschränkte, von jeder Polemik gegen den Staat und seine Anordnungen absähe, die Deutschen Christen, Neuheiden und wie wir bösen Leute sonst heißen, gänzlich ignorierte und nicht jede Verordnung des Staates mit dem größten Mißtrauen ansähe und kritisierte?“ Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 30. Dezember 1938, Privatbesitz.

Hans-Walter Schmuhl

**„Kritische Tage erster Ordnung“.
Der Wittekindshof, die Familie Brünger
und die NS-„Euthanasie“**

1. Einleitung

Vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges wurden die Heil- und Pflegeanstalten im deutschen Machtbereich zum Schauplatz eines in der Weltgeschichte einzigartigen Massenmordes. Neueste Schätzungen gehen davon aus, dass in den Jahren von 1939 bis 1945 in den Grenzen des Deutschen Reiches – einschließlich der annektierten Gebiete – etwa 300.000 psychisch erkrankte und geistig behinderte Menschen ermordet wurden – und es steht zu erwarten, dass diese Zahl im Zuge künftiger Forschungen noch weiter heraufgesetzt werden muss. Allein bei der sogenannten „Aktion T4“ wurden 1940/1941 etwa 70.000 Menschen aus den deutschen Heil- und Pflegeanstalten vergast. Bezogen auf die Gesamtzahl der in den Anstalten des Deutschen Reiches 1939 untergebrachten psychisch erkrankten und geistig behinderten Menschen kann man auf dem gegenwärtigen Kenntnisstand davon ausgehen, dass bis zu zwei Drittel von ihnen bis 1945 einen gewaltsamen Tod fanden.¹ Auch der Wittekindshof geriet in den Strudel dieses Massenmordes: Im Oktober/November 1941 wurden insgesamt 958 Bewohnerinnen und Bewohner abtransportiert, von denen mehr als 400 mit Sicherheit oder mit großer Wahrscheinlichkeit bis Kriegsende ums Leben kamen. Insgesamt können die Vorgeschichte, der Verlauf und die Folgen dieser Transporte als gut erforscht gelten – in der Monographie „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“ sind die Vorgänge auf dem bis dahin erreichten Forschungsstand im Detail rekonstruiert.² In dem Quellenkonvolut, das zur Vorbereitung eines Symposiums über Theodor Brünger (1874–1951)³ am 17. Juni 2017 auf dem Wittekindshof aus dem Familienbesitz zur Verfü-

¹ Kurzer Forschungsüberblick: Schmuhl, Hans-Walter: „Euthanasie“ und Krankenmorde, in: Jütte, Robert [u. a.]: Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung, 2. Aufl. Göttingen 2011, S. 213-255.

² Schmuhl, Hans-Walter/Winkler, Ulrike: „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012 (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 21), Bielefeld 2012, S. 348-377.

³ Vgl. Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 64, Nr. 823.

gung gestellt wurde, finden sich bislang unbekannte Dokumente, die weiteres Licht in dieses dunkelste Kapitel in der Geschichte des Wittekindshofs bringen. Vor allem konnte geklärt werden, wie es gelang, das Vorwerk und die Ulenburg vor der Beschlagnahme und damit die etwa 200 „Privatpflinglinge“ vor dem Abtransport zu bewahren. Weiter haben sich zwei private Briefe Theodor Brüngers angefundnen, in denen er seine grundsätzliche Haltung gegenüber der „Euthanasie“ ausführlich dargelegt hat. Drei im Oktober/November 1941 geschriebene private Briefe – zwei aus der Feder Anna Brüngers (1882–1962), einer verfasst von Tochter Eva Brünger (1918–2004) – vermitteln einen unmittelbaren Eindruck von der beklemmenden Atmosphäre dieser Wochen; sie geben Aufschluss darüber, wie die Familie Brünger das Geschehen erlebt und wie sie versucht hat, diese Erlebnisse zu verarbeiten. Auch spiegeln sich in diesen Briefen die Angst, Not und Verzweiflung der Bewohnerinnen und Bewohner wider.

2. Der Wittekindshof 1940/1941

Anfang 1940 war Theodor Brünger 65 Jahre alt, seit 26 Jahren stand er an der Spitze des Wittekindshofes. Er spürte allmählich das Alter, mit seiner Gesundheit stand es nicht zum Besten, es plagten ihn „rheumatische Beschwerden“,⁴ die sich letztendlich als Gicht⁵ erweisen sollten. Den Jahreswechsel 1939/1940 verbrachte er im Krankenhaus.⁶ Seinem Sohn Helmuth (1915–1942) gegenüber räumte er am 10. Juli 1940 ein, dass ihn ab und zu „eine gewisse Müdigkeit“⁷ überkomme, „ein Ruhebedürfnis, wenn die Pflicht ruft“. Er habe zwar noch Anspruch auf Urlaub, wage es aber nicht, „jetzt die Kommandobrücke zu verlassen“. Er denke oft daran, dass es allmählich Zeit werde, „an das Ausscheiden aus der Arbeit und den Übertritt in den Ruhestand zu denken.“ Doch habe er noch keine „entscheidende[n] Schritte in dieser Richtung“ unternommen,

⁴ Theodor Brünger an Helmuth Brünger, 10. Juli 1940, Privatbesitz. Dieses und alle folgenden Dokumente aus Privatbesitz wurden von der Familie Brünger zur Verfügung gestellt; Kontakt: Dr. Michael Brünger, Schlüsselstraße 6, 76889 Klingenberg, mbruenger(at)t-online.de.

⁵ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 13. März 1941, Privatbesitz. Weiter heißt es hier: „Das sind wohl Alterserscheinungen. Manches davon verschwindet wohl noch einmal bei geeigneter Pflege, aber etwas bleibt dann davon zurück und erinnert uns daran, daß wir uns dem Ende unserer Wanderschaft nähern.“

⁶ Handschriftlicher Vortragstext „Der Anstaltsvorsteher und Betriebsführer, Grußwort an die Gefolgschaft der Anstalt W[ittekindsh]o[lf], Neujahr 1940“, Privatbesitz.

⁷ Theodor Brünger an Helmuth Brünger, 10. Juli 1940, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

„weil die Lage der Kirche und der Inneren Mission so unklar ist. Ob z[um] B[ei]spiel wenn ich mich in den Ruhestand begäbe, die Wiederbesetzung meiner Stelle mit einem Pfarrer als Anstaltsvorsteher glatt vonstatten gehen würde, ist mir noch nicht ganz klar. Darum bleibe ich im Dienst in der Hoffnung, einen nahe bevorstehenden kritischen Moment in der Geschichte der Inneren Mission noch im Amte überdauern zu (sollen und zu) können.“

In einem der seltenen Briefe an seine Schwester Maria (1882–1958) schrieb Theodor Brünger am 10. Mai 1941, dass er in drei Jahren, wenn er das siebzigste Lebensjahr erreicht habe, „hier das Feld [werde] räumen müssen.“⁸ Und er fügte an dieser Stelle hinzu: „Ob ich es noch so lange aushalte?“ Theodor und Anna planten, mit Eintritt des Ruhestandes in Annas Elternhaus in Gütersloh umzuziehen. Sie dächten aber auch schon viel an „das Heimkommen in das ewige Vaterhaus“. Daran schlossen sich Sätze an, die im Nachhinein fast prophetisch klingen: „Wieviel wir noch leiden müssen, bis wir dahin gelangen, das weiß der Herr allein! Wir wollen es uns gefallen lassen, wie Er uns führt.“

Diese Briefpassagen aus den Jahren 1940 und 1941 belegen, wie schwer es Theodor Brünger mittlerweile fiel, das Amt des Vorstehers weiter zu versehen – nur aus Sorge vor einer potentiellen Entkonfessionalisierung des Wittekindshofes verharrete er auf seinem Posten. Gleichzeitig stellte der Krieg den Wittekindshof und seinen Vorsteher vor neue Herausforderungen. Während die Versorgung mit Lebensmitteln – anders als im Ersten Weltkrieg – zunächst kein Problem darstellte, wurden im strengen Winter 1939/1940 die Kohlen knapp.⁹ Die vorübergehende Räumung des Marienheims zu Kriegsbeginn – hier sollte Platz für Flüchtlinge aus den Grenzgebieten geschaffen werden, die dann aber doch nur vereinzelt kamen¹⁰ – und die Einquartierung einer Artillerieeinheit im März/April 1940 sorgten für Unruhe. Vorbereitungen für den Luftschutz mussten getroffen,¹¹ laufende Bauvorhaben – auch im Pfarrhaus – zum Abschluss gebracht werden. Die vielen Einberufungen von männlichen Angestellten dünnten das Personal auf der Männerseite zunehmend aus. Innerhalb der männlichen Belegschaft kam es immer wieder zu Konflikten, Intrigen und Denunziationen.¹² Gegen einen Pfleger

⁸ Theodor Brünger an Maria Flückiger, 10. Mai 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁹ Eva Brünger an Walther Brünger, 8. Februar 1940, Privatbesitz.

¹⁰ Theodor und Anna Brünger an die „lieben Kinder in Uniform“, 14. September 1939, Privatbesitz.

¹¹ Dr. Heinrich Simon an Theodor Brünger, 3. Juni 1940, Privatbesitz.

¹² Antrag auf Einberufung des Vertrauensrates durch Dr. Bodenstab, 11. November 1939; NSDAP, Kreispersonalamt, an Theodor Brünger, betr. Ernst Sulimma, 5. Dezember 1939; Aktennotiz des Betriebsobmanns Grotefeld, betr. Angelegenheit des Gefolgschaftsmitglieds Wilhelm Meier III, 3. Januar 1940; Ernst Sulimma an Gaulei-

mussten im März 1940 Untersuchungen wegen sexuellen Missbrauchs eines Bewohners eingeleitet werden.¹³ Ein anonymes Schreiben machte Theodor Brünger im April 1941 auf einen Pfleger aufmerksam, der die ihm anvertrauten Jungen schlage.¹⁴

Unruhe gab es auch im Vorstand, die Frage einer neuen Satzung war nach wie vor ungelöst, der aus der Vorkriegszeit herrührende vertragslose Zustand zwischen dem westfälischen Provinzialverband und dem Wittekindshof bestand weiter fort. Wie Chefarzt Dr. Heinrich Simon (1899–1977) bei einer Besprechung am 15. April 1940 im Landeshaus in Münster auf Nachfrage erfuhr, war für die Dauer des Krieges nicht mit einem neuen Vertrag zu rechnen, die Arbeit ruhe, weil die Provinz künftig einen „Gesamtvertrag“¹⁵ mit *allen* Privat-Anstalten abschließen wolle. Dabei, so kündigte Landesrat Dr. Rudolf Pork (1900–1944) schon einmal an, werde der Landeshauptmann in Zukunft in allen wichtigen Fragen „bestimmenden Einfluß“ für sich beanspruchen. Was die Zuweisung oder den Abzug von „Pfleglingen“ anging, so hatte der Provinzialverband weitgehend freie Hand. Dies führte dazu, dass die Gesamtzahl der Bewohnerinnen und Bewohner auf dem Wittekindshof trotz der personellen Engpässe in den Jahren 1940/1941 noch weiter zunahm. Dabei schickte der Provinzialverband auch viele Fürsorgeerziehungszöglinge sowie Jungen und Mädchen, die als „Psychopathen“ und „Psychopathinnen“ galten, nach Volmerdingsen. Vorsichtige Einwände des Chefarztes Dr. Simon ließ Landesrat Pork nicht gelten – der Wittekindshof sei verpflichtet, alle zugewiesenen „Pfleglinge“ aufzunehmen. Pork erklärte sich lediglich bereit, vier geschlechtskranke „Psychopathinnen“ für zwei Jahre in das Landesarbeitshaus Benninghausen zu übernehmen. Die übrigen „psychopathischen“ Kinder und Jugendlichen blieben auf dem Wittekindshof. Sie bereiteten immense pädagogische Probleme, wie die Briefe

ter Dr. Meyer, 10. Januar 1940; Zeugnis für den Pfleger Ernst Sulimma, 12. Januar 1940; Schreiben an Krankenpfleger Wilhelm Bölling, 1. November 1940, Privatbesitz. Wenn Theodor Brünger in seiner Neujahrsansprache 1940 seinen Dank aussprach, „daß seit Kriegsbeginn der Vertrauensrat sich nicht mehr mit innerbetrieblichen Streitigkeiten hat zu befassen brauchen“, so entsprach das nicht den Tatsachen. Handschriftlicher Vortragstext „Der Anstaltsvorsteher und Betriebsführer, Grußwort an die Gefolgschaft der Anstalt W[ittekindsh]o[f], Neujahr 1940“, Privatbesitz.

¹³ Aktennotiz Dr. Bodenstab, 4. März 1940, Privatbesitz. Vgl. Schmuhl Hans-Walter/Winkler, Ulrike: „Als wären wir zur Strafe hier.“ Gewalt gegen Menschen mit geistiger Behinderung – der Wittekindshof in den 1950er und 1960er Jahren (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 19), 3. Aufl. Bielefeld 2012, S. 64–68.

¹⁴ Anonym an Theodor Brünger, 4. April 1941 (Poststempel), Privatbesitz.

¹⁵ Protokoll über die Besprechung am 15. April [19]40 im Landeshaus zu Münster, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

Eva Brüngers, die seit dem 1. November 1940 als Lehrerin und Erzieherin im Gerahaus aushalf, anschaulich beschreiben.¹⁶

Theodor Brüngers schwerste Bürde dürfte jedoch gewesen sein, dass er den Massenmord an Menschen mit geistigen Behinderungen und psychischen Erkrankungen kommen sah. Durch Zugeständnisse in Richtung auf die negative Eugenik hatte er seinerzeit gehofft, die drohende „Euthanasie“ abwenden zu können. 1940 musste er erkennen, dass diese Hoffnung trügerisch gewesen war.

3. Erfassung zur Vernichtung

Die Erfassung der westfälischen Heil- und Pflegeanstalten im Rahmen der „Aktion T4“ begann im Juni 1940. Am 25. Juli 1940 trat der Vorstand des Wittekindshofes zusammen, um über die Frage zu beraten, wie man mit den Meldebögen verfahren solle – und zwar am Sitz der Regierung in Minden und in Anwesenheit des Obermedizinalrates Dr. Alfons Gersbach (1892–1965), des medizinischen Dezernenten der Bezirksregierung. Über den eigentlichen Zweck der Meldebögen, die offiziell der „planwirtschaftlichen Erfassung“ dienten, war man sich auf dem Wittekindshof von Anfang an im Klaren. Ganz offenkundig war Theodor Brünger von Pastor Fritz von Bodelschwingh (1877–1946),¹⁷ dem Vorsteher der Betheler Anstalten, über die laufende Mordaktion vertraulich ins Bild gesetzt wor-

¹⁶ Eva Brünger an Helmuth Brünger, 17. November 1939, Privatbesitz: „Aber zum Verzweifeln sind diese Kinder manchmal, frech wie Dreck! Ganz richtige Psychopathen. Das Schlimmste ist die unaufhörliche Zankerei und Zergerei. In der Stunde reißen sie sich Haarbüschel aus, gehen mit Griffelkästen aufeinander los, treten, kratzen, beißen, so was muß man erlebt haben. Ganz unbedeutende, kleine Störungen lösen tolle Wutausbrüche aus.“ Eva Brünger an Walther Brünger, 8. Februar 1940, Privatbesitz: „Gleich ist's Zeit für's Gerahaus. Meine Kinder sind wie immer frech wie Dreck, anhänglich, rührend, zänkisch und schwierig. Es kommt nur drauf an, sich nicht zu ärgern und den Gleichmut zu bewahren, was allerdings oft noch mißlingt.“ Eva Brünger an Helmuth Brünger, 1. April 1940, Privatbesitz: „Der dauernde Krach geht allmählich doch auf die Nerven. Meine Klasse hat sich jetzt bedeutend verkleinert von 17 auf 9. Aber von Erleichterung merke ich nichts. Es sind ganz schlimme Unruhegeister. Heute hockten 4 gleichzeitig unter den Bänken. Plötzlich rennen sie in der Klasse rum und lassen keine Frage ohne lautes Vorschreien vorbei gehen. Es gibt noch manche Geduldsprobe, bis sie zur Ordnung eingefuchst sind. Aber dumm sind sie nicht, ganz helle sind sogar dabei, aber schwierig.“ Vgl. auch Theodor Brünger an seine Geschwister, 7. Februar 1940, Privatbesitz: „Sie [Eva] hat sehr schwer psychopathische Kinder zu erziehen. Sie machen ihr viel Kummer, aber zuweilen auch mal etwas Freude. Die armen Kinder, die von ihren Eltern her so schwer belastet sind, können leider nicht anders.“ Theodor Brünger an Hans Brünger, 21. Februar 1940, Privatbesitz: „Sie [Eva] hat eine schwere Aufgabe, nämlich 17 schwerpsychopathische Mädchen zu erziehen und zu unterrichten. Sie hat schon Tränen über ihrer Aufgabe vergossen, weil die Kinder so hemmungslos sind und den Unterricht so viel stören.“

¹⁷ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 44, Nr. 571.

den.¹⁸ Die Ärzte auf dem Wittekindshof hatten zunächst begonnen, die Meldebögen auszufüllen „in der Erwartung, dadurch, wenn auch viele Kranke der Aktion zum Opfer fallen würden, doch viele retten zu können“.¹⁹ Dann aber erfuhr man, dass Bethel die Ausfüllung der Meldebögen ablehnte, „weil dokumentarisch nachgewiesen war, welche Bedeutung dieser Ausfüllung zukomme“.²⁰ Angesichts dieser neuen Lage tat sich der Vorstand des Wittekindshofes „schwer, zu einer einheitlichen Beurteilung dieser Frage zu kommen“.

Nicht, dass sich der Vorstand in der entschiedenen Ablehnung der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ nicht einig gewesen wäre. Im April 1941 war der durch Todesfälle und Austritte auf fünf Personen zusammengeschrumpfte Vorstand durch fünf neue Mitglieder ergänzt worden – neben Pastor Paul Kirschsieper (1883–1952)²¹ von der Diakonissenanstalt Sarepta waren vier bekennnistreue Presbyter kooptiert worden, darunter auch der Bauer Karl Sundermeyer († 1973) aus Volmerdingsen, in dessen Haus sich in der Vorkriegszeit die Bekenntnisgemeinde getroffen hatte. Obwohl im neuen Vorstand nominell sechs „Parteigenossen“ saßen, hatte man sich, wie Theodor Brünger zufrieden feststellte, „stark verkirchlichen“²² können. So kam es, dass der Vorstand in der Konfrontation mit der NS-„Euthanasie“ geschlossen auftreten konnte.

¹⁸ Zu den Vorgängen in Bethel jetzt zusammenfassend: Benad, Matthias [u.a.]: „... unter Einsatz aller unserer Kräfte Anwälte unserer Kranken sein.“ Bethel und die nationalsozialistischen Krankenmorde – ein Überblick über den Stand der Forschung, in: Benad, Matthias/Schmuhl, Hans-Walter/Stockhecke, Kerstin (Hgg.): Bethels Mission (4). Beiträge von der Zeit des Nationalsozialismus bis zur Psychiatriereform (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 44), Bielefeld 2016, S. 17–28.

¹⁹ Bericht zur Generalversammlung 1941, Archiv Wittekindshof (= AW). Danach auch die folgenden Zitate. – Bei allen Dokumenten, die im Archiv des Wittekindshofes in elektronischer Form vorliegen, wird im Anmerkungsapparat auf die Angabe des Fundortes verzichtet. Bei Dokumenten, die noch nicht elektronisch erfasst sind, ist hingegen der genaue Fundort (Akte, Ordner, Mappe usw.) angegeben.

²⁰ Brünger spielte hier offenkundig auf die von Pastor Paul Gerhard Braune (1887–1954) angefertigte ausführliche Denkschrift zum Krankenmord an, die am 9. Juli fertiggestellt und am 16. Juli 1940 an die Reichskanzlei zur Vorlage bei Adolf Hitler (1889–1945) weitergeleitet wurde. Diesen mutigen Schritt bezahlte Braune mit einer Inhaftierung durch die Gestapo vom 12. August bis zum 31. Oktober 1940. Die Dokumentation Braunes ist abgedruckt in: Hochmuth, Anneliese: Spurensuche. Eugenik, Sterilisation, Patientenmorde und die v[on] Bodelschwingschen Anstalten Bethel 1929–1945, hg. v. Matthias Benad, Bielefeld 1997, S. 291–299. Zu Braune vgl. Kaminsky, Uwe: „Wer ist gemeinschaftsunfähig?“. Paul Gerhard Braune, die Rassenhygiene und die NS-Euthanasie, in: Cantow, Jan (Hg.): Paul Gerhard Braune (1887–1954). Ein Mann der Kirche und Diakonie in schwieriger Zeit, Stuttgart 2005, S. 167–187; Cantow, Jan/Stockhecke, Kerstin (Hgg.): Friedrich v. Bodelschwing und Paul Gerhard Braune. Briefwechsel 1933–1945, Berlin/Bielefeld 2011.

²¹ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 251, Nr. 3169.

²² Theodor Brünger an Walther Brünger, 18. April 1941, Privatbesitz. Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 2), S. 345–348.

Auch Chefarzt Dr. Heinrich Simon hatte, obwohl „Parteigenosse“, die „Euthanasie“ bereits 1939 – vor dem Beginn der „Aktion T4“ – auf das Schärfste verurteilt:

„Unsere ärztliche Ethik gebietet uns, Leben zu erhalten mit allen zur Verfügung stehenden Kräften, und wo dies nicht möglich ist, ist es zum wenigsten zu pflegen. Eine Vernichtung, wenn auch unwerten Lebens[,] bezeichne ich als ‚Mord‘.“²³

Simon gehörte damit zu jenen Ärzten, die einerseits überzeugte Nationalsozialisten und Verfechter der eugenisch motivierten Zwangssterilisierung waren, andererseits die „Euthanasie“ kategorisch ablehnten. Bekanntestes Beispiel eines solchen Arztes ist Dr. Karsten Jaspersen (1896–1968), Chefarzt des psychiatrischen Fachbereichs der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta.²⁴ In den Unterlagen Theodor Brüngers findet sich ein Schreiben Jaspersens vom September 1945, in dem dieser daran erinnerte, dass er 1940 (vermutlich im Juli) bei einem Besuch auf dem Wittekindshof mit Brünger und Chefarzt Simon über seine Aktionen gegen die NS-„Euthanasie“ gesprochen habe²⁵ – was ihm Brünger auf seine Bitte hin schriftlich bestätigte.²⁶ Hier wird eine bislang nicht bekannte Verbindungslinie zwischen Bethel und dem Wittekindshof sichtbar.

Der Vorstand des Wittekindshofes, so einhellig er die „Euthanasie“ auch ablehnte, war sich doch unsicher, ob man die Meldebögen nicht ausfüllen *müsse*, und hier suchte man den Rat des zuständigen Beamten der Bezirksregierung, den man in der Sache offenbar als Verbündeten betrachtete. Die Position Dr. Alfons Gersbachs ist nicht eindeutig. Einerseits gab er Simon zu verstehen, dass der Wittekindshof um die Ausfüllung der Meldebögen letztlich nicht herumkommen werde, weil das Reichsinnenministerium irgendwann die Ablieferung verlangen werde und für den Fall, dass der Wittekindshof dies verweigern sollte, mit „schärfsten Zwangsmaßnahmen“²⁷ gedroht habe. Durch die Blume riet Gersbach dem Wittekindshof ab, dem Beispiel Bethels zu folgen und

²³ Dr. Heinrich Simon an Hans Jürgen Glubrecht, Hannover, 22. Februar 1939, AW, Mappe „Überprüfung von Mitarbeitern auf NSDAP-Zugehörigkeit“. Der Student der Medizin hatte Simon am 20. Februar 1939 einen Fragebogen zur „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ zugeschickt, weil er eine Doktorarbeit zu diesem Themenkreis schreiben wollte. Die Dissertation kam wohl nicht zustande, jedenfalls lässt sich keine solche Arbeit bibliographisch nachweisen.

²⁴ Vgl. Peters, Uwe Henrik: Karsten Jaspersen, 1940 ... der einzige Psychiater, der alles riskierte, um den Krankmord zu verhindern, Köln 2013; Schmuhl, Hans-Walter: Die Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater im Nationalsozialismus, Berlin/Heidelberg 2016, S. 315-319.

²⁵ Karsten Jaspersen an Theodor Brünger, 19. September 1945, Privatbesitz.

²⁶ Bescheinigung Theodor Brüngers, undatiert, Privatbesitz.

²⁷ Aktennotiz Dr. Heinrich Simon für Pastor Brünger, undatiert [29. Juli 1940], AW, Ordner „Vorstandsangelegenheiten 1934–1954“.

offen Widerstand zu leisten. Die Äußerung Gersbachs, er wisse ja, dass die Ärzte des Wittekindshofes keinen Widerstand leisten würden, kann man dahingehend lesen, dass der Wittekindshof im Falle einer offenen Verweigerung nicht mit der Rückendeckung der Bezirksregierung würde rechnen können. Andererseits legte Gersbach dem Wittekindshof nahe, die ganze Angelegenheit dilatorisch zu behandeln, auf Zeit zu spielen und die Meldebögen erst auf eine ausdrückliche Aufforderung aus Berlin auszuhändigen. Diese Verzögerungstaktik war Gersbach offenkundig bereit zu decken – schließlich konnte man sich jederzeit darauf berufen, dass sich das Ausfüllen der Meldebögen infolge des kriegsbedingten personellen Engpasses hinziehe.

Angesichts dieses politischen Signals kehrte die Leitung des Wittekindshofes zu ihrem anfangs eingeschlagenen Kurs zurück; die beiden Anstaltsärzte füllten in den folgenden Monaten prophylaktisch etwa 1.250 Meldebögen aus. Berücksichtigt wurden nur Bewohnerinnen und Bewohner, die als „nicht beschäftigungsfähig“²⁸ eingestuft wurden. Die Fürsorgeerziehungszöglinge sowie in Familienpflege entlassene „Pflegerlinge“, die als „unerziehbar im Sinne des Fürsorgeerziehungsgesetzes“ galten, blieben in Abstimmung mit Landesrat Otto Schulze-Steinen (1872–1966) außen vor. Die ausgefüllten Meldebögen schickte man – gemäß der von Gersbach ausgegebenen Marschrouten – nicht ab, sondern hielt sie bereit, um auf eine Anforderung aus Berlin sofort reagieren zu können.

Am 30. August 1940 ordnete das Reichsinnenministerium an, die Patientinnen und Patienten jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft in Sammelanstalten unterzubringen. Die Landesheil- und Pflegeanstalt Wunstorf bei Hannover diente als „Zwischenanstalt“ für Westfalen. Insgesamt wurden am 21. September 1940 aus den westfälischen Provinzialheilanstalten etwa sechzig „jüdische“ Patientinnen und Patienten in die „Zwischenanstalt“ Wunstorf verlegt, darunter auch sechs Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofes. Binnen weniger Tage wurden sie dann mit unbekanntem Ziel weiterverlegt – angeblich in eine Anstalt im Generalgouvernement. Tatsächlich wurden sie unmittelbar nach der Ankunft in der Gaskammer der „Aktion T4“ im ehemaligen Zuchthaus Brandenburg an der Havel ermordet. Sie gehören damit zu den über 1.000 Opfern dieses ersten systematischen Massenmordes an Menschen jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft im nationalsozialistischen Deutschland. Auf dem Wittekindshof erfuhr man erst durch Mitteilungen von Angehörigen zu Beginn des Jahres 1941, dass die Verlegten gestorben waren. Erst im Nachhinein erkannten die Verantwortlichen also, dass

²⁸ Theodor Brünger an Otto Schulze-Steinen, 21. Oktober 1940, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

diese „Sonderaktion“ bereits Teil des NS-„Euthanasie“-Programms gewesen war.²⁹

4. Eine Diskussion unter Brüdern

Mit großer Beunruhigung nahm man auf dem Wittekindshof zur Kenntnis, dass im Februar 1941 eine Ärztekommision aus Berlin vor Ort in Bethel die Meldebögen ausfüllte – 446 Männer und Frauen aus den Betheler Anstalten waren akut vom Abtransport bedroht. In dieser Situation versuchte Theodor Brünger, mit seinem älteren Bruder Wilhelm (1871–1959) über das Thema ins Gespräch zu kommen. In einem Brief vom 14. April 1941 – der nicht überliefert ist – deutete er offenbar an, dass eine „dunkle Wolke“ über dem Wittekindshof hänge. Wilhelm Brünger indes missverstand die Andeutung – er glaubte, Theodor beziehe sich auf die Kirchenpolitik des nationalsozialistischen Staates. Wilhelm, aktiver „Parteigenosse“,³⁰ widersprach entschieden.³¹ Am 16. Mai 1941 schrieb er:

²⁹ Zur Deportation der Patienten jüdischer Herkunft oder jüdischen Glaubens vom Wittekindshof ausführlich: Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 2), S. 353-356.

³⁰ „Ich habe meine Parteilarbeit wieder aufgenommen, bin wieder Zellenleiter geworden und sogar in die Musterrolle der Wehrpflichtigen am Bezirkskommando eingetragen“ (Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 10. Januar 1940, Privatbesitz). Am 9. Juni 1940 berichtete er, er habe „ziemlich viel Parteidienst“ (Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 9. Juni 1941, Privatbesitz). – Wilhelm träumte von den „Vereinigten Staaten von Europa“ (Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 9. Juni 1941, Privatbesitz) unter der Führung „Großdeutschlands“ und der „Ausschaltung“ der „Mammospriester und Mammonsdiener“ (Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 16. Juni 1941, Privatbesitz) – und das waren für ihn in erster Linie *die Juden*.

³¹ Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 16. Mai 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate. – Die Kirchenpolitik müsse man als „Teil der großen Umwandlung“ sehen, „in der unser Volk, Europa und schließlich die ganze Welt zur Zeit begriffen ist!“ Er – Wilhelm – freue sich „zu sehen, daß die in unserem Parteiprogramm ausgesprochenen Grundsätze, die nach meiner Auffassung die praktische Durchführung der Lehren des Christentums im täglichen Leben bedeuten, immer energischer vom Führer angepackt [...] werden.“ Er verwies in diesem Zusammenhang auf die vermeintlichen Errungenschaften der nationalsozialistischen Wirtschafts- und Sozialpolitik: „Wohnungsbauprogramm, Altersversorgung für jeden Volksgenossen, Begrenzung der Gewinne der Geschäftsleute auf einen anständig niedrigen Prozentsatz, Ausbau der Landwirtschaft mit 40 Milliarden“, aber auch auf die Gesundheitspolitik, besonders die Kampagne gegen Alkohol und Tabak. „Das müßte Dir doch eigentlich besonders sympathisch sein“, gab Wilhelm seinem Bruder, dem Anstaltsleiter, zu bedenken, „wo Du die Folgen dieser Gesundheitsschädigungen täglich in so erschütternder Form vor Augen hast.“ Das Christentum versuche seit zwei Jahrtausenden ohne Erfolg, die Menschen „durch Predigen, Belehrung, Zureden“ dazu zu bewegen, „einander anständig [zu] behandeln“. Der Nationalsozialismus versuche auch „zu überzeugen“, „aber er hat sich die Gewalt zur Hülfe genommen und kriegt die Leute, die nicht von Herzen mitmachen wollen, die eine unanständige Gesinnung ihren Volksgenossen gegenüber zeigen, an die Ohren“.

„Könntet Ihr Christen Euch nicht darüber freuen, daß durch die Tätigkeit der Partei das ganze Volk zum Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit gebracht wird, daß der Staat so machtvoll versucht, überall das Böse und Üble auszuschalten?“

Am 5. Juni 1941 traf nach kurzfristiger Voranmeldung eine dreiköpfige Ärztekommision auf dem Wittekindshof ein. Zwei Tage zuvor, am 3. Juni 1941, schrieb Theodor Brünger seinem Sohn Helmuth:

„Das ist dasselbe, was in Bethel geschehen ist. Vor den nächsten 8 Tagen hängt also ein dunkler Schleier. Was mag daraus werden? Dr. S[imon] sieht ziemlich pessimistisch drein. Ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Auf jeden Fall sind die nächsten Tage kritische Tage erster Ordnung. Sprich bitte nicht über diese Dinge.“³²

Beim Empfang der Kommission machte Theodor Brünger aus seiner ablehnenden Haltung kein Hehl. Man könne

„die Kommission nicht so unumwunden begrüßen [...], wie wir das sonst bei unseren Gästen täten, da wir ja wüßten, welchen Zwecken die Bestandsaufnahme dienen solle. Für uns als christliche Anstalt sei selbstverständlich jede Mitwirkung an einer Ausmerzungsaktion ausgeschlossen. Wir hielten uns an das Gebot: ‚Du sollst nicht töten!‘“³³

Man werde nur insoweit an der Bestandsaufnahme mitwirken, als es die Satzungen des Wittekindshofes und die Vorschriften der Bezirksregierung zuließen. Ungerührt führte die Kommission jedoch die Erfassung der Patienten durch.

In dieser Zeit machte sich Theodor Brünger auch daran, den Brief seines Bruders Wilhelm vom 16. Mai 1941 zu beantworten. Am 11. Juni schickte er einen ausführlichen Brief nach Hamburg. Zunächst stellte er klar, dass er mit der „dunklen Wolke“³⁴ seinerzeit nicht auf die nationalsozialistische Kirchenpolitik habe hindeuten wollen, sondern auf die laufende „Euthanasie“-Aktion. Er erwähnte die Besuche der Ärztekomm-

³² Theodor Brünger an Helmuth Brünger, 3. Juni 1941, Privatbesitz.

³³ Bericht zur Vorstandssitzung 12. September 1941 in Bad Oeynhausen, AW, Ordner „Vorstandsangelegenheiten 1934–1954“. Diese Darstellung, gut drei Monate nach den Ereignissen verfasst, wird durch einen Brief Brüngers an Fritz von Bodelschwingh vom 7. Juni 1941 im Kern bestätigt. Dort heißt es dazu, Brünger habe der Kommission „sogleich das Nötige über unsere grundsätzliche Stellungnahme in Bezug auf die Bestandsaufnahme und über das, was wir danach befürchten, gesagt“ (AW, Ordner „Vorstandsangelegenheiten 1934–1954“). Zur Selektion der Ärztekommision auf dem Wittekindshof vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 2), S. 359–364.

³⁴ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 11. Juni 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

missionen in Bethel und auf dem Wittekindshof und kam sodann auf den Punkt:

„Nun ist uns durch dokumentarische Beweise seit Monaten bekannt, daß in anderen Anstalten ein beträchtlicher Teil von Geisteskranken und Schwachsinnigen und Epileptikern nach vorhergegangener Bestandsaufnahme ausgemerzt worden ist. Interfecti sunt. Quomodo? Nescimus! [Sie sind umgebracht worden. Wie? Wir wissen es nicht!]“.

Dass Theodor Brünger hier ins Lateinische fiel, um das Unausprechliche doch aussprechen zu können, ist bezeichnend – viele Zeitgenossen taten sich schwer, die Dinge beim Namen zu nennen. Weiter sprach Theodor Brünger in seinem Brief die stille Diplomatie Fritz von Bodelschwinghs an. Es gehe darum, die „christliche Ethik der Ritterlichkeit und Barmherzigkeit“ zu verteidigen, die im Gleichnis vom barmherzigen Samariter zum Ausdruck komme.

„Neuerdings soll ja diese Ethik ersetzt werden durch eine andere Moral: Weg mit dem armen Deubel! Schne[i]de ihm den Hals nur gleich ganz durch oder stoß ihm nur das Messer ins Herz oder schieß ihm die Kugel durch die Schläfe. Dann hat keiner mehr Last mit ihm und er selber auch nicht mit sich selber.“

Theodor Brünger ging auch auf mögliche Argumente für die neue Ethik ein:

„Ich weiß wohl, daß man mancherlei Gründe für die neue Moral anführen kann, z[um] B[eispiel] daß man das[,] was man auf diese Weise an den Elenden spart[,] zur Wohlfahrt der gesunden Familien aufwenden könne. Wenn ein Schiff im Sturm in Not sei, werfe es den Ballast über Bord, ohne zu fragen[,] ob die Verluste schmerzlich seien. Man weist auch auf die Paradoxie hin, das[s] die gesunde Mannschaft im Kriege geopfert werde und die kranken Menschen möglichst lange erhalten werden. U[nd] s[o] w[eiter]. Aber das ist ja der Sinn des Opfers, daß das Starke aus Liebe sich opfert für die Alten und Schwachen und Kranken. Das ist der Gedanke der Ritterlichkeit, der die Welt nicht dem Untergange[,] sondern einem Leben der Gesittung und Ordnung zugeführt hat.“

Weiter kam Theodor Brünger auf die Auswirkungen des Massenmordes an kranken und behinderten Menschen auf das allgemeine Bewusstsein zu sprechen:

„Wie will man die Ehrfurcht vor dem Menschenleben im Volke erhalten, wenn man das Lebensrecht der Schwachen und Kranken vom Staate aus verneint. Wird nicht der Starke immer in Versuchung sein, selbst zu entscheiden, wer zum Leben berechtigt sei und wer nicht? – Wo bleiben die

primitivsten Menschenrechte, z[um] B[eispiel] der Eltern auf das Leben ihrer Kinder. Wer wird sich noch in die Behandlung eines Arztes, eines Psychiaters begeben können, wenn die Methoden eines Dr. Eisenbart³⁵ vom Staate angewendet werden? Die deutsche ärztliche Wissenschaft, auch die Psychiatrie[,] war auf der Höhe in aller Welt anerkannt. Wer wird in Deutschland jetzt noch Psychiatrie studieren, wenn solches geschieht. Wieviele Kranke werden sich statt zum Psychiater oder allem[einen] Arzt nun dem Heilpraktiker zuwenden!“

Auch das Gewaltmonopol des Staates bis hin zur Todesstrafe thematisierte Brünger:

„Gewiß, die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächlerin zur Strafe über den[,] der Böses tut. Aber unsere Kranken sind keine Verbrecher, sondern Opfer von Unglücksfällen und von Volkssünden oder Träger von Erbübeln. Als solche aber haben sie Anspruch auf den ritterlichen Dienst der Barmherzigkeit, den die christliche Gemeinde bisher ohne Seufzen, nein[,] mit aller Freudigkeit geleistet hat.“

Die Briefpassage endet mit den Sätzen:

„Die ganze Ausmerzungsaktion ist aufgezogen unter dem Gesichtspunkt der Reichsverteidigung. Deshalb darf man nicht darüber sprechen. Ich schreibe Dir dies auch nicht, um mit Dir darüber ein Gespräch zu führen, sondern damit Du weißt, was ich mit der dunklen Wolke meine. Wir sind nun schon darin. Drücken[d] ist die Ungewißheit. Man weiß nicht[,] ob etwas erfolgt, wan[n] und wie es kommt. Man kann den Eltern, wenn sie einen fragen, nichts sagen. Das ist sehr schwer.“

Zwar schrieb Theodor hier, er wolle mit Wilhelm keinen Dialog über das Thema führen, doch stellte seine Kritik an der „Euthanasie“ die Loyalität des Bruders zum nationalsozialistischen Regime in Frage und forderte dessen Stellungnahme heraus. Man darf auch wohl getrost annehmen, dass Theodor dies beabsichtigte – fragte er doch am Schluss seines Briefes ganz offen, ob Wilhelm und seine Frau aus der Kirche ausgetreten seien. Wilhelm wich dieser Frage in seinem Antwortbrief vom 25. Juli 1941 aus.³⁶

³⁵ Anspielung auf den fahrenden Wundarzt und Starstecher Johann Andreas Eisenbarth (Eisenbart, 1663–1727), bekannt geworden durch das Trinklied „Ich bin der Doktor Eisenbarth/Kurier die Leut nach meiner Art“, das die brachialen Methoden der Handwerkschirurgen in der Frühen Neuzeit persifliert.

³⁶ Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 25. Juli 1941. Danach auch die folgenden Zitate. – Es spricht manches dafür, dass Wilhelm Brünger und seine Frau Martha aus der Kirche ausgetreten waren. Die Tochter Eva (* 1912) und ihr Verlobter Helmut Nicolaus, ein SS-Mann, gehörten der Kirche jedenfalls nicht an, so dass bei ihrer Heirat im Januar 1940 keine kirchliche Trauung stattfand, sondern „nach der standesamtlichen Trauung die in den SS Kreisen übliche Eheweihe“. Wilhelm

Er sah sich jedoch genötigt, auf Theodors Kritik an der „Euthanasie“-Aktion, über die er „viel [habe] nachdenken“ müssen, ausführlich einzugehen. Er nehme an, dass die Aktion mit dem Krieg zusammenhänge, der „viele Härten“ mit sich bringe, „die besonders uns, die doch noch aus einer Zeit stammen, wo ganz andere Grundsätze galten, zunächst erschrecken können.“ Wilhelm wies darauf hin, dass der Staat von den Soldaten verlangen könne, „in den fast sicheren Tod“ zu gehen, und dass ihm das Recht zustehe, „Verbrecher“ hinzurichten.

„Die Erweiterung auf Menschen, die ohne ihre Schuld zu einer Belastung der Volksgemeinschaft werden[,] ist, wie mir scheint, logisch richtig. Letzten Endes muß der Führer entscheiden, [...] ob es tragbar ist, daß in dieser Kriegszeit, wo wir in einem harten Kampf um die Existenz des Volks sind und wo es auf jede Arbeitskraft ankommt, noch wertvolle Kräfte gebunden werden, um die Unglücklichen zu betreuen, die in ihrer Entstehung wenn auch ohne ihre Schuld ‚mißraten sind‘.“

Für die Betroffenen selbst sei es letztendlich eine „Erlösung“ – er selbst würde, wenn er in einen solchen Zustand verfiere, „die Ausmerzung als eine Wohltat empfinden“. Er gehe davon aus, dass die Entscheidung über Leben und Tod mit „Sorgfalt“ von „erfahrenen und dazu berufenen Ärzten“ getroffen und nur in hoffnungslosen Fällen auf Tod entschieden würde – schließlich arbeite der „Führer“ auf „eine möglichst weitgehende Sparsamkeit mit Menschenleben“ hin. Wilhelms abschließende Stellungnahme lautete:

„Jedenfalls steht es uns nicht zu[,] an dieser Maßregel Kritik zu üben. Ich habe gefunden, daß die Anordnungen des Führers und der von ihm eingesetzten Männer überall da, wo ich mir ein Urteil zutrauen darf, zum Segen für das deutsche Volk ausgeschlagen sind. Ich leite daraus das Recht und die Pflicht ab, ihm blind zu vertrauen, auch wo ich seine Anordnungen nicht verstehe oder wo sie mir hart erscheinen. [...] Wenn von den Männern, die vom Führer bestimmt sind, entschieden wird, daß sie aus irgendeinem Grunde ausgemerzt werden müssen, so muß das eben geschehen[,] und sie leisten grade dadurch ihren Beitrag und ihr Opfer für das Vaterland.“

Dem Vorstand des Wittekindshofes berichtete Brünger am 12. September 1941:

„Bezüglich der Euthanasie oder besser gesagt Ausmerzung hat sich der über dem ganzen [...] Anstaltswesen bisher liegende Schleier insofern

Brünger an Theodor Brünger, 10. Januar 1940, Privatbesitz. Helmut Nicolaus arbeitete im Reichsluftfahrtministerium. Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 9. Juni 1940, Privatbesitz.

gelüftet, als wir jetzt wissen, daß die Aktion nicht abgestoppt ist, sondern ihren Fortgang nimmt. [...] Es wird wohl in Bälde kaum ein Dorf und keine Stadt mehr geben, wohin nicht die [...] Briefe aus Hadamar oder Eichberg gelangt wären. Die Urnenbeerdigungen, Vorgänge, die sonst völlig unbekannt waren auf unseren Dörfern, haben schon an vielen Orten stattgefunden.“³⁷

Den Hinweis auf die Urnenbegräbnisse hatte Brünger wohl von Pastor Ernst Wilm (1901–1989)³⁸ bekommen, der seinerzeit als Pfarrer in Mennighüffen wirkte und 1942 wegen seiner Proteste gegen die „Euthanasie“ in das KZ Dachau verschleppt wurde.³⁹

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich unter den von Theodor Brünger aufbewahrten amtlichen Dokumenten auch die Abschrift eines offenbar aus Osnabrück stammenden subversiven Flugblatts findet, das als amtliches Schreiben aufgemacht war. Darin teilt ein „Dr. Speckhals“, „Chef des Menschenverschrottungsamtes“, unter anderem mit:

„L[au]t §§ 175 sind wir verpflichtet, Ihr jämmerliches Wrack zu beseitigen. Sie haben sich zu diesem Zweck um 13.00 Uhr 30 Minuten nach dem Gottesdienst mit Leichenhemd, Pappsarg, Gesangbuch und Mundharmonika auf dem Hegerfriedhof [Heger Friedhof], Abt[ei][un]g Verbrennung, vor dem Ofen 2 einzufinden. Die Kosten der Verbrennung Ihrer verdor[r]ten Gebeine haben Sie selbst zu tragen. Um eine Explosion zu vermeiden, dürfen Sie 8 Tage vorher keinen Alkohol zu sich nehmen. Die für Ihren schäbigen Rest benötigte Urne können Sie sich gegen Zahlung von M 5,00 im Krematorium besorgen. [...] Reklamation[en] sind zwecklos.“⁴⁰

Theodor Brünger hat dieses Blatt vermutlich aufbewahrt, weil es belegt, dass Gerüchte über die bürokratisch aufgezoogene Ermordung und Verbrennung von vermeintlich nutzlosen Menschen in der Bevölkerung kur-

³⁷ Bericht zur Vorstandssitzung 12. September 1941 in Bad Oeynhausen, AW, Ordner „Vorstandsangelegenheiten 1934–1954“.

³⁸ Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 561, Nr. 6971.

³⁹ Am 26. August 1949 schrieb Ernst Wilm, mittlerweile Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, an Pastor Johannes Klewinghaus: „Ich habe mit Euch um Eure Kranken gebangt und habe mit Euch getrauert, als die Anstaltshäuser in Wittekindshof für andere Zwecke beschlagnahmt und benutzt wurden. Und ich habe mich mit Euch gefreut, als sie wieder leer wurden und ein Haus nach dem andern nun wieder von den Kranken [...] belegt werden kann. Und das habe nicht nur ich allein getan, sondern unsere ganze Mennighüffer Gemeinde damals und unsere Gemeinden im Westfalenland überhaupt.“ AW, Ordner „Vorstandsangelegenheiten 1934–1954“. – Auch der Hilfsprediger Max Lackmann (1910–2000) in Herford protestierte öffentlich gegen die „Euthanasie“ und wurde in das KZ Dachau verschleppt.

⁴⁰ Abschrift eines Flugblatts, undatiert, Privatbesitz.

sierten und für Unruhe sorgten – die sich hier in zynischem Humor Luft machte.

In einem Brief an seinen Bruder Wilhelm vom 1. Oktober 1941 griff Theodor Brünger den Diskussionsfaden wieder auf, der nach Wilhelms Rechtfertigung des Massenmordes vom 25. Juli zunächst abgerissen war. Ob er noch Hoffnung hatte, den Bruder zu überzeugen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hatte er, wie er selber schrieb, das Bedürfnis, seinen „Sorgen und Gedanken“⁴¹ Ausdruck zu geben. Er vermisse den Bruder Heinrich (1872–1937),⁴² der bis zu seinem Tod im Jahr 1937 Pfarrer in Exter gewesen war und den Theodor des Öfteren zum „Gedankenaustausch“ aufgesucht hatte. So hielt er sich nun an den einzigen Bruder, der ihm verblieben war, auch wenn er davon ausgehen musste, dass der überzeugte Nationalsozialist ihn nicht verstehen würde. Zum Stand der Dinge schrieb Theodor: „Was die ‚dunkle Wolke‘ betrifft, von der ich Dir einmal schrieb, so ist in der Hinsicht noch nichts geschehen bei uns. Man sagt, die Aktion sei so abgestop[p]t, daß sie jetzt ruhe. Das ist uns ein schwacher Trost.“ Ausführlich kam der Vorsteher des Wittekindshofes dann auf die Unruhe und Angst in den betroffenen Familien zu sprechen – ein Punkt, der ihm schwer zu schaffen machte:

„Manche Eltern haben ihre Kinder in Folge der umlaufenden Gerüchte aus der Anstalt herausgenommen. Es gibt aber sehr viele Familien, die das einfach nicht tun können. In einigen Fällen mußte ich eine ganz heftige Erregung der Mütter und Väter feststellen. Die Leute, die dem Führer zu dieser Aktion geraten haben, haben ihm den allergrößten Schaden zugefügt und das Vertrauen des Volkes zum Führer in großem Umfange untergraben. Ich bedauere das im Interesse der Geschlossenheit des Volkes ganz außerordentlich.“

In diesem Zusammenhang erwähnte Theodor Brünger noch einmal die Urnenbestattungen:

„Jetzt werden die Leute[!], die ihre Verwandten in den Westf[älischen] Provinzialanstalten hatten, die Urnen der Verstorbenen zugesandt. Das wirbelt viel Staub auf. Johann und jedermann spricht davon. Man schüttelt die Köpfe und denkt sich sein Teil dabei. [...] Pastor v[on] Bodelschwingh–Bethel ist mit offenem Visi[e]r kämpfend in die Ministerien gegangen und hat offen gegen diese Dinge seine warnende Stimme erhoben, obwohl er erwarten mußte, daß man ihn festsetzte. Hätte man auf ihn gehört, so hätte man nicht jetzt vor den so kompromittierenden Predigten des Bischofs [Clemens August Graf] v[on] Galen in Münster und vor der Erregung des Volkes die Sache abzubremsen brauchen. Es ist ein

⁴¹ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 1. Oktober 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁴² Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 64, Nr. 822.

Verhängnis, wenn die Verantwortlichen die warnende Stimme ernster und bewährter Männer nicht hören. Da gibt es ein Unglück! – Noch habe ich die Hoffnung, daß man die ganze Sache unterläßt! Es ist auch schon genug des Unheils in den Anstalten Deutschlands geschehen, genug der Schuld auf unser Volk geladen! – Gott sei uns gnädig!“

Es schließt sich eine Passage an, die Theodor Brüngers Seelennot sehr deutlich zum Ausdruck bringt:

„Es ist so drückend, daß man uns, die wir doch in der Krankenpflege solcher Menschen unsere Lebensaufgabe sehen, kein Wort davon sagt. Wie stehen wir den bekümmerten Eltern, den erregten Müttern gegenüber. Sie tragen das Parteizeichen auf der Brust und wollen dem Führer folgen[,] und ihr[e] Herzen sind zerrissen, denn sie haben ihre kranken Kinder ebenso lieb, wenn nicht noch lieber als die anderen. [...] Sie wissen nicht ein noch aus!! Was soll ich ihnen sagen? – Ich kann das nicht gut heißen, was der Staat jetzt tut. Es ist Sünde nach göttlichem und menschlichem Recht. Es kann nichts Gutes daraus folgen.“

Der Disput tat dem herzlichen Verhältnis der Brüder übrigens keinen Abbruch. Als Wilhelm Brünger 1942 im Auftrag des Reichsverkehrsministeriums in das besetzte Lettland reiste, um die Binnenschifffahrt im Baltikum wieder in Gang zu bringen, schickte ihm Theodor seinen Pelzmantel.⁴³

5. Augenzeugenberichte von den Deportationen im Oktober/November 1941

Am 22. Oktober 1941 erhielt Theodor Brünger einen Telefonanruf von der Gemeinnützigen Krankentransportgesellschaft mbH (GEKRAT), einer der Tarnorganisationen des „Euthanasie“-Apparates.⁴⁴ Die GEKRAT sei, so hieß es, vom zuständigen „Reichsverteidigungskommissar“ beauftragt, die Anstalt Wittekindshof zu räumen und ihre Bewohnerinnen und Bewohner nach Regensburg abzutransportieren. Nach den Plänen der GEKRAT sollten vom 28. Oktober an wöchentlich zwei Transporte mit der Reichsbahn auf den Weg nach Regensburg gebracht werden. Brünger rief daraufhin sofort Dr. Gersbach in Minden und Landesoberverwaltungsrat Dr. Wilhelm Schneider (1889–1974) vom Landesfürsorgeverband in Münster an. Dort wusste man von nichts – hier zeigt sich einmal mehr, dass die „Euthanasie“ zu dieser Zeit noch an der staatlichen Bürokratie, an den Provinzial- und Landesverwaltungen, selbst an den Reichsministerien

⁴³ Wilhelm Brünger an Theodor Brünger, 29. Dezember 1941, Privatbesitz.

⁴⁴ Zum Folgenden: Bericht an die Generalversammlung 1941, AW.

vorbei von einem konspirativen Machtapparat organisiert wurde. In diesem Fall freilich setzten sich die regionalen Behörden zur Wehr. Am 24. Oktober 1941 fanden sich Schneider, Gersbach und auch der Regierungspräsident Adolf von Oeynhaus (1877–1953) auf dem Wittekindshof ein, um die Interessen der Provinz und des Regierungsbezirks zu vertreten.

Schneider gab namens des Landeshauptmanns die Erklärung ab, dass die „Provinzialpfleglinge“ nicht nach Regensburg abtransportiert werden dürften, sondern in den Provinzialheilanstalten Westfalens aufzunehmen seien. „Nach langen Verhandlungen“,⁴⁵ so Brünger, habe sich der Abgesandte der GEKRAT damit abgefunden. „Die letzte Entscheidung wird allerdings erst morgen in Berlin gefällt werden.“ Landeshauptmann Karl Friedrich Kolbow (1899–1945) hatte sein Veto nicht nur aus humanitären Erwägungen eingelegt. Vielmehr ging es unter *wirtschaftlichen* Gesichtspunkten darum, die infolge der Abtransporte im Rahmen der „Euthanasie“ unterbelegten Provinzialheilanstalten wieder aufzufüllen. Der Vorstoß der GEKRAT gab nun dem Landeshauptmann die Gelegenheit, etwa tausend Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofes, die auf Kosten des Landesfürsorgeverbandes versorgt wurden, auf einen Schlag in die eigenen Anstalten zu verlegen, und er konnte sich dazu sogar die Transportkapazitäten der GEKRAT zunutze machen.⁴⁶

Es sei ausdrücklich hervorgehoben, dass mit dieser Wendung der Dinge für den Wittekindshof eine völlig neue Situation entstanden war: Denn während sich die vom Reichsinnenministerium angeordneten Verlegungen in die Zwischenanstalten der „Aktion T4“ in einer Grauzone zwischen Legalität und Illegalität bewegten, stellte sich die Verlegung von Patientinnen und Patienten, die auf Kosten des Provinzialverbandes Westfalen im Wittekindshof untergebracht waren, in eine Provinzialanstalt formal als ein ganz gewöhnlicher Verwaltungsakt dar. Der Wittekindshof konnte sich gegen die Anordnung des Landeshauptmanns kaum zur Wehr setzen, auch wenn zu befürchten stand, dass die Patientinnen und Patienten aus den westfälischen Provinzialanstalten weiter in die „Euthanasie“-Zentren verlegt werden würden.

In seiner Sonntagspredigt am 26. Oktober 1941 bereitete Theodor Brünger die Bewohnerinnen und Bewohner des Wittekindshofes auf die bevorstehende Verlegung vor, wobei er bemüht war, „den *positiven* Zweck der ganzen Aktion, Hilfe für die Kranken aus luftgefährdeten Gebieten“,⁴⁷

⁴⁵ Theodor Brünger an Fritz von Bodelschwingh, 24. Oktober 1941, Hauptarchiv der von Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel (= HAB), 2/39-198. Danach auch das folgende Zitat.

⁴⁶ Zur Haltung des Landeshauptmanns vgl. die Auszüge aus seinem Tagebuch in: Kersting, Franz-Werner/Schmuhl, Hans-Walter (Hgg.): Quellen zur Geschichte der Anstaltspsychiatrie in Westfalen, Bd. 2: 1914–1955, S. 613–617 (Dok. 167).

⁴⁷ Bericht an die Generalversammlung 1941, AW (Hervorhebung im Original).

hervorzuheben, um den Abschiedsschmerz zu mildern. Die Räumung des Wittekindshofes begann planmäßig am 28. Oktober 1941. Da nun aber nur Strecken innerhalb der Provinz Westfalen zurückzulegen waren, wurden die Transporte entgegen der ursprünglichen Absicht nicht mit der Eisenbahn, sondern mit den berüchtigten „grauen Bussen“ der GEKRAT durchgeführt. Auch gingen die Transporte nicht zweimal wöchentlich ab, sondern täglich, damit die Autos und das Personal der GEKRAT ausgelastet waren. Im Oktober und November 1941 wurden so insgesamt 958 von 1326⁴⁸ Bewohnerinnen und Bewohnern abtransportiert.

Brünger's Bericht an die Generalversammlung am 3. Dezember 1941 zufolge sahen die meisten Bewohnerinnen und Bewohner ihrer Verlegung ruhig und gefasst, ja mitunter sogar mit Zustimmung und manchmal auch mit einer leisen Vorfreude entgegen. Brünger machte aber auch kein Hehl daraus, dass die Verlegung für viele gerade der älteren Bewohnerinnen und Bewohner, die fast ihr gesamtes Leben auf dem Wittekindshof verbracht hatten, die Anstalt als ihre Heimat betrachteten und keinen Ort außerhalb der Anstalt kannten, einen tiefen Schmerz bedeutete. Allen konfirmierten „Pfleglingen“ wurde noch einmal die Gelegenheit gegeben, das Abendmahl zu feiern, und fast alle machten davon Gebrauch. Die Konfirmandengruppe wurde noch am 29. Oktober 1941 im Gottesdienst konfirmiert.

Es haben sich im Besitz der Familie Brünger drei Briefe gefunden, die sehr persönliche, emotional hoch aufgeladene Stimmungsbilder aus diesen Tagen vermitteln. Die Familie durchlebte damals ein Wechselbad der Gefühle: Am 15. Oktober hatte sie die Hochzeit der Tochter Ruth (* 1918) mit dem bayerischen Vikar Hans-Siegfried Huß gefeiert, am 22. Oktober war die Hiobsbotschaft auf dem Wittekindshof eingetroffen, dass die Bewohnerinnen und Bewohner abtransportiert würden. Am 30. Oktober 1941 berichtete Anna Brünger in einem Brief an ihren Sohn Walther (* 1921) über die jüngsten Ereignisse. Diesem Brief ist zu entnehmen, dass die ganze Familie Brünger über den Hintergrund der Transporte im Bilde war:

„Wie tut einem das doch leid. Wie ist man doch mit ihnen verwachsen in den langen Jahren! Für Vater, der mit soviel Sorgen und Liebe das Werk so wachsen sah im Segen, ist es ja auch so unendlich schwer, besonders da immer der böse Verdacht dahinter steht, den man nicht los werden kann: ‚Was wird später aus den armen Kindern?‘ Einstweilen ist ja vielleicht nichts zu befürchten, wie gesagt wird. Aber aus der Vergangenheit sind

⁴⁸ Theodor Brünger an Wilhelm Brünger, 1. Oktober 1941, Privatbesitz. Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 2), S. 370f.

Kritische Tage erster Ordnung

sie herausgerissen[,] und ob sie dort lange bleiben, wo sie jetzt hingebracht wurden, wer garantiert einem dafür?“⁴⁹

Jeden Tag, so Anna Brünger, verließen mindestens zwei der grauen Busse den Wittekindshof: „Da gibt’s schnell große Lücken.“ Es herrsche große Hektik. Die Vorbereitungen mussten überstürzt getroffen werden – die Garderobe der zum Abtransport bestimmten Bewohnerinnen und Bewohner musste nachgesehen, ausgebessert, mit Namen versehen und eingepackt werden – „ist ja in so kurzer Zeit eine schreckliche Arbeit.“ Anna Brünger kam auch auf die Konfirmation am 29. Oktober zu sprechen:

„Vater hat gestern noch die diesjährigen Konfirmanden eingesegnet, da sie den Katechismus gerade zu Ende durchgenommen hatten. Gleichzeitig nahmen auch die Großen aus dem Morgenstern an der Abendmahlsfeier teil. In all der bevorstehenden Not und Aufregung war diese Stille hier ganz besonders eindrucksvoll. Vater legte ihnen den Spruch aus: Bleibet in mir und ich in Euch, so bringet ihr viele Frucht. Ein schönes, tröstliches Abschiedswort! Alle paßten auch so schön auf und waren so ernst bei der Sache. Hoffentlich können sie es in all dem Neuen, das sie nun erleben werden, recht tief in ihr Herz fassen und drin bewahren. Auf der Orgel hatte der Kinderchor so schön gesungen zum letzten Mal. Es war einem ganz wehmütig. Auch die großen Jungen beteiligten sich so fleißig dran, daß man [...] seine Freude dran hatte.“

Einzelne Bewohnerinnen und Bewohner beschäftigten Anna Brünger dabei ganz besonders:

„Vorne an stand grade Karl Klüsener⁵⁰ und sang so begeistert mit[,] und gegen 1/2 2 Uhr kam er tränenüberströmt und mußte sich verabschieden. Es war mir ganz rührend! Er hatte vorher schon zu mir gesagt: Ich bliebe so gerne hier, ich würde mich 3 x freuen, wenn ich hier bleiben könnte. Aber seine Leistungen waren doch wohl nicht so, daß er es zum Gesellen brachte[,] und drum konnte Fritz ihn nicht [in der Schuhmacherei] behalten. Besonders die Alten tun mir so leid, die fast ihr ganzes Leben hier zugebracht haben und die nun die Heimat verlieren. Denk mal an Hepp,⁵¹

⁴⁹ Anna Brünger an Walther Brünger, 30. Oktober 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁵⁰ Karl Klüsener wurde in die Provinzialanstalt Lengerich verlegt und von dort am 24. Januar 1945 als gebessert entlassen. Ich danke Herrn Michael Spehr M.A., Archivar der Diakonischen Stiftung Wittekindshof, für diese und die folgenden Informationen zu Bewohnerinnen und Bewohnern des Wittekindshofes.

⁵¹ Dieser Bewohner konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Spitznamen.

Emil auf dem Friedhof,⁵² Emma Stöcker⁵³ [...], Fritz Amos,⁵⁴ Karl Thöne,⁵⁵ Fritz Dralle⁵⁶ und die andern vielen. Ich darf einstweilen Friedchen behalten, aber wie lange, kann keiner sagen. [...] Auch in den Häusern bleiben Arbeitskinder, aber nur wenige. Es werden immer noch welche gestrichen. Es heißt, wir sollten Franzosen dafür kriegen, aber wer nimmt die gern ins Haus?“

Friedchen überlebte den Krieg. Eine Aufstellung der Bewohnerinnen und Bewohner des Pfarrhauses der Anstalt Wittekindshof vom 14. April 1945 vermerkt den „Familien-Pflegling“ Frieda Röckenhaus (1913–1976).⁵⁷

In einem weiteren Brief an Sohn Walther vom 4. November 1941 setzte Anna Brünger ihre Schilderung fort. Zunächst berichtete sie, dass der Wittekindshof von der Organisation Todt zum Ausweichkrankenhaus für luftkriegsgefährdete Gebiete umgebaut werden solle. Dann kam sie noch einmal auf die älteren Bewohnerinnen und Bewohner zu sprechen, die den Wittekindshof hatten verlassen müssen:

„[...] für die Alten tut es mir immer so leid, die hier ihre Heimat hatten und sonst ja auch nichts kennen. Gertrud Blank⁵⁸ ist seit ihrem 2. Jahr hier und ist jetzt 43 Jahre alt. Wie schwer wird der Abschied sein. Sie bedankte sich bei Vater für die treue Austeilung von Wort und Sakrament. Ist das

⁵² Dieser Bewohner konnte nicht ermittelt werden.

⁵³ Emma Stöcker starb am 9. Juli 1945 in der Provinzialanstalt Lengerich.

⁵⁴ Fritz Amos, der als erster wirklich geistig behinderter Mensch im Dezember 1887 auf dem Wittekindshof aufgenommen worden war, wurde mit großer Wahrscheinlichkeit 1944 in Wartha ermordet. Das Hauselternpaar des Vorwerks erinnerte sich, dass er beim Abschied schrecklich geweint und nicht in den Bus habe einsteigen wollen. Die Hausmutter erzählte später ihrem Sohn, Fritz Amos habe gewusst, dass er den Wittekindshof nicht wiedersehen werde.

⁵⁵ Karl Thöne (1888–1960) war von 1903 an bis zu seinem Tod Bewohner des Wittekindshofs. Wie man seiner Akte entnehmen kann, flüchtete er kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs und versteckte sich mehrere Monate lang bei einem Bauern in Exter, wo er gegen Kost und Logis arbeitete. Auf dem Wittekindshof galt er als „verschollen“. Nach Kriegsende teilte Elisabeth Brünger ihrem Schwager Johannes Klevinghaus, mittlerweile Vorsteher des Wittekindshofs, mit, wo sich Karl Thöne aufhielt. Er wurde daraufhin abgeholt und nach Volmerdingsen zurückgebracht. Vielleicht entging er, obwohl er auf Kosten des Provinzialverbandes Westfalen auf dem Wittekindshof untergebracht war, den Transporten im Oktober/November 1941, weil er in der Heizung beschäftigt war. Möglicherweise galt er als unentbehrliche Arbeitskraft.

⁵⁶ Fritz Dralle blieb auf dem Wittekindshof und starb dort 1961.

⁵⁷ „Friedchen“ arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg im Haushalt des Ehepaars Klevinghaus mit. 1951 kam es zu einem Skandal, als sie – obwohl sie in den 1930er Jahren sterilisiert worden war – schwanger wurde und eine Fehlgeburt erlitt. Sie bezichtigte einen minderjährigen Verwandten des Ehepaares Klevinghaus der Vaterschaft, es stellte sich aber heraus, dass sie eine heimliche Beziehung zu einem Bewohner des Hauses Friedenshöhe unterhielt.

⁵⁸ Gertrud Blank starb 1943 in der Provinzialanstalt Lengerich.

nicht rührend? Walther Daja [Deja]⁵⁹ schrieb ihm auch einen kleinen Zettel: Ihre reine Lehre von Gottes Wort wird mir immer in Erinnerung bleiben! (So ähnlich war's, ganz wörtlich weiß ich es nicht mehr.) Ist das nicht schön? So sind sie doch nicht vergeblich hier in der Anstalt gewesen und wissen, daß dies Gotteswort auch ihr Trost sein kann in der Fremde. Malchen Böring⁶⁰ sagte: Wenn sie mir nur Bibel und Gesangbuch lassen! Mathilde Bü[c]ker⁶¹ kaufte sich extra noch ein neues Gesangbuch für die Reise. Da kann sich wirklich mancher Gesunde ein Beispiel dran nehmen!"⁶²

Man erkennt, dass Anna Brünger in diesen Zeugnissen tiefer Frömmigkeit Trost suchte – schien es doch ein Beleg dafür zu sein, dass die jahrzehntelange Arbeit, die sie und ihr Mann auf dem Wittekindshof getan hatten, nicht vergebens gewesen war. Zugleich kommt in Annas Brief die Sorge um die Zukunft deutlich zum Ausdruck:

„Wie wird es uns noch verlassen und einsam vorkommen, wenn man den fröhlichen Lärm im Gerahaus und das Rufen auf dem Friedenshöher Platz nicht mehr hört! Man kann es sich jetzt ja noch gar nicht vorstellen. Einige Arbeitskinder bleiben vorläufig noch hier. [...] Es ist gut, daß wir doch das Vorwerk und die Ulenburg behalten dürfen. Da können wir doch wenigstens die Privatpflinglinge unterbringen. Die Eltern waren schon in großer Sorge um die Kinder. Nun bleiben die Jungens im Vorwerk und die Mädchen in Ulenburg. Das ist doch eine gute Lösung! Vater ist doch so froh darüber! In der Friedenshöhe sind in der ‚Ameise‘ schon die Architekten am Zeichnen. Was das wohl noch alles wird! Hoffentlich läßt sich mit den Leuten umgehen! [...] Man ist wirklich gespannt, wie das noch alles wird. Bis jetzt scheint es ja so, als ob Vater hier die Leitung behalten soll.“

Das Bild rundet sich, wenn man einen Brief von Eva Brünger an ihren Bruder Walther vom 11. November 1941 noch hinzunimmt. Es war der letzte Tag der Transporte:

„Heute sind die letzten Kinder verlegt, und zwar die Privatkinder nach Ulenburg, die männlichen Privatpfl[eglinge] kommen ja ins Vorwerk. Weil Vater dem Transportleiter nicht die Namen dieser Kinder sagen wollte, weigerte er sich[,] die Fahrt zu machen. Vater war froh, als er abhaute, der

⁵⁹ Walter Deja (* 1907) kam 1938 im Zuge der Schließung der Anstalt Langenhagen auf den Wittekindshof. Er blieb von der Verlegungsaktion im Oktober/November 1941 verschont, weil der Provinzialverband Hannover für ihn zuständig war.

⁶⁰ Malchen Böring starb am 11. Mai 1945 in der Provinzialanstalt Gütersloh.

⁶¹ Mathilde Bückler (1876–1942) lebte seit 1902 auf dem Wittekindshof. Sie wurde an eben jenem 4. November 1941 in die Provinzialanstalt Gütersloh verlegt, wo sie am 26. Oktober 1942 starb.

⁶² Anna Brünger an Walther Brünger, 4. November 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

lange Besen, wie ihn die kleinen Morgensterner Rauhbeine nicht zu Unrecht nannten, denn er ist es ja, der alles leerfegt bei uns.“⁶³

Offenbar war es beim letzten Transport noch zum Eklat gekommen. Aus guten Gründen weigerte sich Theodor Brünger, dem Transportleiter die Namen der Mädchen zu geben, die zur Ulenburg gebracht werden sollten – gehörte doch die GEKRAT zum Apparat der T4-Zentrale in Berlin. Weiter berichtete Eva, wie sie und ihre Schwester Elisabeth (* 1920) im Haus Morgenstern ausgeholfen hatten: „Gut war’s, daß man gar nicht zur Besinnung kam, tagsüber Dienst, abends bis 11 Uhr Stopfen, Ausbessern und Nummern einnähen.“ Sehr anschaulich beschrieb Eva die gespenstische Atmosphäre nach den Transporten:

„Jetzt ist der 14tägige Abschied überstanden[,] und es ist ganz schrecklich still hier. Statt der bekannten, sieht man die fremden Gesichter der Architekten usw. 135 Arbeitskinder sind ja zum Glück noch hier. Aber mir fehlen meine Gerahouser doch sehr [...]. Wenn nur das Neue, was hier werden soll[,] auch unter derselben Fahne getan werden dürfte und die Anstalt ihren alten Geist der inneren Mission behielte.“

Und weiter:

„Bis jetzt ist noch wenig Neues, nur hier und da spürt man den Leerlauf, Ausräumen und Platzmachen, macht allen viel Arbeit. Ich habe meine Klasse auch schon aufräumen müssen. Da kam einem die Einsamkeit und das Abbauen so ganz besonders zum Bewußtsein. Bei manchen stand noch das letzte Diktat vom kleinen Gernegroß auf der Tafel, dessen Bild ich mit bunter Kreide an die Wandtafel malte. Schw[ester] Anna Bleeke brachte die Kinder weg nach Niedermarsberg bei Brilon, wo sie in eine kath[olische] Anstalt gekommen sind. Ist das nicht auch traurig? Glaubst Du, daß ich große Lust habe, sie zu besuchen?“

Auch Eva Brünger war der Abschied von einzelnen Bewohnerinnen und Bewohnern besonders ans Herz gegangen:

„Wie schwer wurde Malchen Böring, Hepp und Hugo Silke⁶⁴ der Abschied: Hugo fragte etw[as] zingend, ob sie da wohl auch fr[eu]ndlich zu uns sind?! Und Karl Klüsener, der arme Junge, kam mit ganz Schwachen nach Lengerich, und was hat der geweint! Um ihn abzulenken, zeigten wir ihm noch Soldatenbilder von Dir, er ließ sich aber nicht trösten, das ging mir sehr nah[,] und ich meine, Traurigeres als diesen Auszug aus der Heimat, nicht erlebt zu haben. Mit jedem Gesicht, ist uns auch ein St[ü]ck

⁶³ Eva Brünger an Walther Brünger, 11. November 1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁶⁴ Hugo Silke starb 1947 in der Provinzialanstalt Lengerich.

Heimat genommen[,] und es wird einem manchmal schon jetzt ganz fremd, wenn man an alle Neuerungen denkt.“

Die abschließenden Bemerkungen Eva Brüngers galten ihrem Vater:

„Vater ist so sehr tapfer. Der Abschied der treuen Alten ging ihm natürlich auch sehr nah. Wie sie ihn bestürmten und in seiner Stube weinten, Fritz Niestrath,⁶⁵ Brünger, laß mich hier, hab immer meine Arbeit gut gemacht! So viele Tränen sind hier bestimmt nie geflossen.“

Die Verantwortlichen auf dem Wittekindshof – und auch die Angehörigen der Familie Brünger – klammerten sich an die Hoffnung, dass die abtransportierten Bewohnerinnen und Bewohner in den westfälischen Provinzialanstalten bleiben könnten und ihnen dort nichts passieren würde, doch gerieten viele von ihnen im Rahmen späterer Verlegungen doch noch in das mörderische Räderwerk der „Euthanasie“. 358 der 1941 verlegten „Pfleglinge“ starben nachweislich bis Kriegsende, weitere 55 mit hoher Wahrscheinlichkeit. 393 der ehemaligen „Wittekindshofer“ lebten am 1. Mai 1945 noch, 112 von ihnen kehrten später zurück. Nach den Deportationen verblieben nur etwa 330 Menschen mit geistiger Behinderung als „Privatpfleglinge“ und als unverzichtbare Arbeitskräfte.⁶⁶ Das geplante Ausweichkrankenhaus kam doch nicht zustande. Auf dem Wittekindshof entstand stattdessen ein großes Reservelazarett der Wehrmacht, die Arbeit an geistig behinderten Menschen wurde immer weiter in den Hintergrund gedrängt.⁶⁷

6. Die Rettung des Vorwerks und der Ulenburg

Aus den zitierten Briefen ging es bereits hervor: Der Wittekindshof durfte das Vorwerk und die Ulenburg in Mennighüffen behalten und konnte dort die auf Kosten ihrer Familien aufgenommenen „Privatpfleglinge“ unterbringen. Neuere Forschungen geben Aufschluss darüber, wie es zu diesem Arrangement kam. Zufällig waren am 28. Oktober 1941, dem Tag, an dem die Transporte begannen, die Mutter und die Schwester eines Bewohners namens Hans Lossau (1922–1990) zu Besuch auf dem Wittekindshof. Der Vater, Hermann Lossau, war als Oberamtsanwalt in Berlin tätig. Weil Hermann Lossau auf Seiten der Bekennenden Kirche stand, hatte sich seit 1937 – als „Hänschen“ auf dem Wittekindshof aufgenommen wurde – ein freundschaftliches Verhältnis zu Theodor Brün-

⁶⁵ Fritz Niestrath wurde in die Provinzialanstalt Lengerich verlegt und kam 1944 in die Provinzialanstalt Warstein. Ein Abgang ist dort nicht verzeichnet.

⁶⁶ Vgl. Schmuhl/Winkler, „Schreien“ (wie Anm. 2), S. 374.

⁶⁷ Vgl. a.a.O., S. 377-395.

ger entwickelt. Dieser nutzte die Gelegenheit und gab der Ehefrau Hermann Lossaus einen Brief an ihren Mann mit, als sie am 29. Oktober 1941 zurück nach Berlin reiste. Eine Abschrift dieses Briefes wurde in der Bewohnerakte Hans Lossaus abgelegt. Darin bat Theodor Brünger Hermann Lossau, er möge an seiner Statt den Central-Ausschuss für Innere Mission in Berlin aufsuchen, die Situation des Wittekindshofs schildern und um Hilfe bitten. Es ging Theodor Brünger darum, die „Rechte der Anstalt“⁶⁸ sicherzustellen – die Beschlagnahme stand im Raum, bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich aber noch keine „verantwortliche Dienststelle“ gemeldet, um einen Vertrag auszuhandeln. Der Central-Ausschuss sollte darauf drängen, „daß endlich eine maßgebende Stelle mit uns ordnungsmäßig in Verhandlung eintritt und mit dem Vorstand einen rechtsverbindlichen Vertrag abschließt.“ Brünger warnte, dass beim Abzug aller Bewohnerinnen und Bewohner der Wittekindshof „in kurzer Zeit finanziell ruiniert“ sein werde. Der Central-Ausschuss solle daher darauf hinwirken, dass dem Wittekindshof das Vorwerk und die Ulenburg belassen würden, damit die „Privatpfleglinge“ – darunter auch Hans Lossau – bleiben könnten.

In dem aus Familienbesitz stammenden Quellenkonvolut findet sich nun ein – als „streng vertraulich“ bezeichnetes – Schreiben Hermann Lossaus an Theodor Brünger vom 30. Oktober 1941, aus dem wir erfahren, was weiter geschah: Am Nachmittag des 30. Oktobers hatte Lossau beim Central-Ausschuss für innere Mission eine Unterredung mit Direktor Willi Ernst Hagen (1885–1952), der zugesagt habe, tags darauf im Reichsinnenministerium vorzusprechen und die Belange des Wittekindshofes „energisch“⁶⁹ zu vertreten. „Ob er aber etwas erreichen wird, ist eine andere Sache“, fügte Lossau hinzu. „Das kann man natürlich nicht vorher sagen, sondern muß [man] voll Gottvertrauen hoffen.“

Pastor Willi Ernst Hagen war kurz zuvor anstelle des Deutschen Christen Horst Schirmacher (1892–1956) zum kommissarischen geschäftsführenden Direktor des Central-Ausschusses berufen worden. Hagen hatte bis 1933 als Berufsarbeiter für Volksmission im Central-Ausschuss gearbeitet und war dann in den Pfarrdienst ausgewichen.⁷⁰ Schenkt man der Darstellung Hermann Lossaus Glauben, so wehte mit seiner Rückberufung ein anderer Wind im Central-Ausschuss:

⁶⁸ Theodor Brünger an Hermann Lossau, 28. Oktober 1941, Bewohnerakte, AW. Danach auch die folgenden Zitate. Ich danke Herrn Michael Spehr M.A., Archivar des Wittekindshofes, für den Hinweis auf die Dokumente in dieser Bewohnerakte.

⁶⁹ Hermann Lossau an Theodor Brünger, 30.10.1941, Privatbesitz. Danach auch die folgenden Zitate.

⁷⁰ Vgl. Rainer Bookhagen, *Die evangelische Kinderpflege und die Innere Mission in der Zeit des Nationalsozialismus. Rückzug in den Raum der Kirche*, Bd. 2: 1937–1945, Göttingen 2002, S. 560.

Kritische Tage erster Ordnung

„Herr Direktor Pastor Hagen steht auf dem Standpunkte, daß alle Einrichtungen der Inneren Mission ihre Rechte mit aller Energie und ohne Rücksicht auf etwaige Folgen vertreten und verfechten sollen. Es solle kein Haus, kein Tisch, kein Stuhl usw. (besonders wohl auch keine Pfleglinge) ohne schärfsten Protest herausgegeben werden. Er hat angeblich in diesem Sinne ein Schreiben überallhin gesandt. Wir müssen, wie er sagte, kämpfen

- 1) für das *Recht*,
- 2) für die *Wahrheit* und
- 3) für die *Freiheit*

im Interesse des Bestehens unseres ganzen Volkes. Die innere Mission sei bis jetzt anscheinend immer zu nachgiebig gewesen und habe ihre Rechte usw. nicht genügend geltend gemacht, wohl in der stillen Hoffnung, dadurch gut zu fahren und allen drohenden Zugriffen aus dem Wege zu gehen. Wie falsch das gewesen wäre, sehe man jetzt.“

Weiter habe Pastor Hagen ihm anvertraut, so Lossau, dass er sich in den nächsten Tagen mit Pastor Fritz von Bodelschwingh in Berlin treffen werde, „um mit ihm bei den Behörden zu verhandeln“. Diese Verhandlungen scheinen tatsächlich stattgefunden und zum Erfolg geführt zu haben – jedenfalls konnte Theodor Brünger schon am 3. November 1941 mitteilen, dass das Vorwerk und Schloss Ulenburg erhalten blieben.⁷¹ Der Vorgang deutet darauf hin, dass der Central-Ausschuss zu dieser Zeit eine überfällige Kurskorrektur in seiner Politik vornahm. Dem sollte die künftige Forschung weiter nachgehen.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war die Existenz des Wittekindshofes akut bedroht. Pastor Johannes Klevinghaus (1911–1970),⁷² der nach Kriegsende in der Nachfolge seines Schwiegervaters Theodor Brünger das Amt des Vorstehers des Wittekindshofes angetreten hatte, versuchte 1949, das ungeheuerliche Geschehen des Massenmordes an kranken und behinderten Menschen zu fassen. Das moderne Denken – hier zog Klevinghaus eine lange Linie von der Renaissance bis zur Erbbiologie im nationalsozialistischen Deutschland – habe vergessen, dass geistig behinderte Menschen „Gottes Ebenbild um Jesu, ihres Heilandes willen“,⁷³ trügen und dass sie „in dieser ihrer Ehre und Würde, ihrer Freiheit und ihrem Recht vor Gott [...] unantastbar“ seien. „Wir sollten nicht meinen“, so Klevinghaus, „wir wären unberührt und unversehrt aus dem Geschehen herausgekommen. Keiner ist unversehrt herausgekommen.“

⁷¹ Theodor Brünger an Hermann Lossau, 3.11.1941, Bewohnerakte, AW.

⁷² Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 255, Nr. 3221.

⁷³ Der Vortrag ist abgedruckt in: Schmuhl/Winkler, „Schreien“, S. 554-562, Zitate: S. 558, S. 559.

Quellen zum beginnenden Kirchenkampf und zur Nachkriegszeit in Lippstadt

In der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt kam es in den Jahren des Nationalsozialismus¹ zu einer deutlichen Positionierung gegen die „Deutschen Christen“, zu einer Bejahung der von der Bekennenden Kirche vertretenen theologischen Einsichten und bald auch zu einer Unterstützung der Anliegen des „dahlemitischen“ Flügels der Bekennenden Kirche, der sich jedweder Zusammenarbeit mit Deutschen Christen und auch mit kirchenpolitisch „Neutralen“ versagte. Lippstadt wurde für die dahlemitisch Orientierten nicht nur im Kirchenkreis Soest, sondern darüber hinaus auch für die Kirchenprovinz Westfalen zu einer Art Mittelpunkt, denn hier wirkte Paul Dahlkötter nicht nur als Gemeindepfarrer, sondern seit März 1934 auch als Mitglied des die Westfälische Bekenntnissynode leitenden Bruderrates. Nach der inneren Spaltung, die die Bekennende Kirche in der westfälischen Kirchenprovinz seit 1939 durchzog, leitete Paul Dahlkötter den Flügel der BK, der sich der Leitung des preußischen Bruderrates unterstellt hatte und den Beschlüssen der altpreußischen Bekenntnissynoden und des zu deren Leitung gewählten Rates folgte.

Einige in ganz verschiedenem Kontext entstandene Quellentexte dokumentieren die jeweiligen zeitgenössischen Wahrnehmungen in Lippstadt:

1. Eine Niederschrift über eine nach Lippstadt auf den 8. Januar 1934 einberufene Konferenz derjenigen Pfarrer, die sich im Kirchenkreis Soest dem Pfarrernotbund angeschlossen hatten, die detailliert Einblick gibt in die Diskussionslage zu Beginn des Jahres 1934.
2. Eine im Druck erschienene kleine Abhandlung Paul Dahlkötters über Lehre und Ordnung der Kirche, die im April 1934 verfasst worden sein dürfte.
3. Mehrere Dokumente, die bei einer Renovierung des Turmes der Lippstädter Jakobikirche in die dem Turmhelm aufgesetzte Kugel gegeben wurden:
 - zwei Dokumente aus dem Jahr 1934,

¹ Zur Geschichte Lippstadts in der nationalsozialistischen Zeit s. Epkenhans, Karin: Lippstadt 1933–[19]45, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt. Bd. 10, Lippstadt 1995. Zur zeitgenössischen kirchenpolitischen Auseinandersetzung s. Danielsmeyer, Werner: Lippstadt im Kirchenkampf, in: JWKG 79 (1986), S. 287-310. Vgl. auch Merz, Annette: Älteste ev. Gemeinde Westfalens im Kampf gegen den Nazi-Terror. Starker Widerstand der Bekennenden Kirche in Lippstadt. Heimatblätter 63 (1983), Folge 12.

- zwei im Juni 1951 verfasste Texte mit Rückblick auf die zurückliegende Zeit des Nationalsozialismus und insbesondere des Zweiten Weltkrieges und einer Beschreibung der Nachkriegsentwicklung in der Stadt und Kirchengemeinde bis zur Gegenwart.

1. Zusammenkunft des Pfarrernotbundes im Kirchenkreis Soest. Lippstadt, 8. Januar 1934

*Nachlass Paul Dahlkötter (Privatbesitz Dr. Eva-Maria Dahlkötter, Lippstadt).
Maschinenschriftlicher Umdruck.*

Bericht über die Zusammenkunft des Pfarrernotbundes der Synode Soest am 8. Januar 1934.

Die Zusammenkunft fand auf besondere Einladung hin in Lippstadt statt. Nach einer biblischen Einleitung von Superintendent Balke² über Jes[aja] 30,15-18, die auf Umkehr und Stillesein verwies, referierte Bruder Siebold³ über Karl Barth's Heft: Luther-Feier 1933⁴. (Inhalt: Luther; Luthers Wissenschaft; Gegenthesen zu den Rengsdorfer-Thesen⁵; Grundsätzliches über die kirchliche Opposition 1933.) Ihn ergänzte Bruder Dahlkötter⁶ durch Barth's: „Erklärung über das rechte Verständnis der reformatorischen Bekenntnisse“ (Reformierte Kirchenzeitung 1934, Heft 1 Seite 2-4),⁷ die [die] freie reformierte Synode in Wuppertal-Barmen am 4. Januar als

² Vermutlich handelt es sich um den seit 1926 als Pfarrer an der Diakonissenanstalt Kaiserswerth als Leiter der Sozialen Frauenschule tätigen Pfarrer Hans Balke, s. Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4], S. 18 Nr. 217. Balke war zuvor in Hamm tätig gewesen und engagierte sich später auch mit der Herausgabe einer Kleinschrift im Sinne der theologischen Argumentation der Bekennenden Kirche, s. Balke, Hans: Das Alte Testament, heute. Witten 1935. [= Die Kirche im Kampf um das Evangelium (a)]. Weshalb Balke im vorliegenden Protokoll allerdings mit der Amtsbezeichnung „Superintendent“ genannt wird, ist nicht nachvollziehbar. Superintendent des Kirchenkreises Soest war seit dem 29. November 1933 der Borgelner Pfarrer Adolf Clarenbach, s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 76 Nr. 983.

³ Paul Siebold (Meschede), s. a.a.O., S. 473f. Nr. 5861.

⁴ Barth, Karl: Lutherfeier 1933. München 1933. [= Theologische Existenz heute 4].

⁵ Sieben Thesen, die ein im „deutschen Volkstum verwurzelt christentum“ forder- ten, verfasst von 13 Deutschen Christen um den rheinischen Präses Friedrich Schäfer und den Bonner Professor Walter Ruttenbeck im Freizeithaus „Haus Hermann von Wied“ der Rheinischen Provinzialsynode in Rengsdorf am 13. Oktober 1933; s. Hermle, Siegfried/Thierfelder, Jörg (Hgg.): Herausgefordert. Dokumente zur Geschichte der Evangelischen Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus. Stuttgart 2008, S. 168f.

⁶ Paul Dahlkötter (Lippstadt), s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 86f. Nr. 1122.

⁷ Barth, Karl: Erklärung über das rechte Verständnis der reformatorischen Bekenntnisse, in: Reformierte Kirchenzeitung 84 (1934), Heft 1, S. 2-4.

mit der Heiligen Schrift in Einklang stehend angenommen und auf ihre Verantwortung genommen hat.⁸ Zwei Grundirrtümer verderben Lehre und Leben der Kirche:

1. Die natürliche Offenbarung, die als das „trojanische Pferd“ in den Raum der Kirche gezogen wurde. Ihm entstieg seit 2 Jahrhunderten alle Irrlehrer bis zu Hossenfelder⁹. Weiteres Unheil kann jederzeit entstehen, wenn wir die natürliche Offenbarung nicht endgültig als Irrlehre aus der Kirche verweisen. „Der Protest muß sich grundsetzlich [!] dagegen (als gegen die Quelle aller einzelnen Irrtümer) richten, dass die Deutschen Christen *neben* der Heiligen Schrift als einzige Offenbarungsquelle das deutsche Volkstum, seine Geschichte und seine politische Gegenwart als eine zweite Offenbarungsquelle behaupten und sich damit als die Gläubigen eines anderen Gottes zu erkennen geben.
2. Die zweite Irrlehre ist die Meinung, dass es eine weltanschauliche menschliche Haltung geben könne, die dem Glauben entspricht und ihm entgegen kommt. Wenn die Deutschen Christen das vom Nationalsozialismus behaupten, so bringen sie katholische Werkhaltung in die evangelische Kirche, so stehen sie auf gegen das „Solafide“ [!] der Heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse. Vielmehr hat der Glaube, wie die Kirche, Ursprung und Dasein *ausschließlich* aus der Offenbarung, aus der Vollmacht, aus dem Trost und aus der Leitung des Wortes Gottes, dass der Ewige Vater durch seinen Ewigen Sohn in der Kraft des Ewigen Geistes, als die Zeit erfüllet war, ein und für alle Mal gesprochen hat. „Luther hat niemals etwas anderes gewollt, als dies Wort ablesen, nachreden, nachschreiben.“ [2]
Wer etwas anderes bei Luther in den Vordergrund stellt – heute etwa den großen Deutschen –[,] der verbaut sich von vorn herein hoffnungslos das richtige Verständnis Luthers. – Heute kommt alles darauf an, daß sich die kirchliche Opposition nicht darin erschöpft[,] einige Erfolge zu erzielen. Wer sich damit zufrieden gibt, aber nicht radikal den [!] Grundirrtum einer zweiten Offenbarungsquelle neben der Schrift Widerstand leisten will, verrät die Kirche ebenso wie die Deutschen Christen, er „gehört selber zu den Deutschen Christen und sollte eine ernsthafte kirchliche Opposition nicht länger stören dürfen.“

Anschließend referierte Bruder Dahlkötter über „Völkischer Idealismus und Christlicher Glaube“. Der völkische Idealismus hat seinen Ursprung

⁸ S. Freie reformierte Synode in Barmen-Gemarke am 3. und 4. Januar 1934, in: Schmidt, Kurt Dietrich: Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage. Bd. 2: Das Jahr 1934. Gesammelt und eingeleitet. Göttingen 1935, S. 22-25, hier S. 22.

⁹ Joachim Hossenfelder, s. Baier, Helmut: [Art.] Hossenfelder, Joachim, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1915.

in einem elementaren Erlebnis der Not des Staates, des Volkes, des Einzelnen. Er will einen neuen Staat vom neuen Volke her. So geht es ihm um die Gestaltung eines neuen Menschen. Er will ihn durch Reinerhaltung und Erneuerung seiner Art und seines Blutes, er will ihn durch eine neue[,] bestimmte Art von Erziehung, die sich aufbaut auf dem, was von Natur gegeben ist. Diesem Idealismus ist eine starke religiöse Färbung eigen. Das gibt ihm seine besondere Werbekraft. Die D[eutschen] C[hristen] sagen von ihm, dass er eine christliche Haltung sei. Gehorsam in den Schöpfungsordnungen Gottes. So weit dieser völkische Idealismus eine *echte politische Haltung* bedingt, begrüßen wir ihn. Wir müssen jedoch Einspruch erheben, wenn er eine christliche Haltung genannt werden soll. Der Meinung, dass das Leben in den Naturordnungen ein Leben im Gehorsam gegen Gott sei, müssen wir die biblisch reformatorische Grundthese entgegen stellen[,] dass es ohne Christus in keiner Ordnung und in keiner Haltung Gehorsam gibt. Zu diesem Gehorsam führt allein Jesus Christus durch sein richtendes und begnadendes Wort. Im Gehorsam gegen Gott kann immer nur der stehen, der sein Wort in Christus mit Glauben aufnimmt. Ein Leben in *Schöpfungsordnung* und ein Zurück zu ihr gibt es nicht. Wir können nur in den gefallenen *Naturordnungen* als solche[n] leben[,] die glauben, die Gott darin um Jesu Willen, um seines Wortes Willen zurecht kommen läßt. Dieser Glaube ist aber keine menschliche Möglichkeit oder Haltung[,] sondern die Wirkung des Geistes Gottes. Der völkische Idealismus ist von dieser Welt, er ist eine beachtliche menschliche Haltung, er ist aber nicht Glaube. Das ist seine Grenze. Die Deutschen Christen überschreiten diese Grenze ganz bewußt. [/3]

Bruder Dahlkötter und Bruder Koopmann¹⁰ berichteten dann über die Provinzialsynode.¹¹ Die Zeitungsberichte darüber (auch der des „Tag des Herrn“ 7.1.1934¹²) sind völlig unzureichend. Sie bringen die weniger wichtigen Beschlüsse der Synode, reden aber nicht klar und deutlich darüber, dass die beiden wichtigsten Vorlagen (Jugendwerk und Kirchenordnung) wegen des Widerstandes der D[eutschen] C[hristen] nicht beschlossen werden konnten. Die D[eutschen] C[hristen]-Laien bewiesen durch ihre Reden, dass sie rein vom Staat her dachten und garnicht [!] mehr im Raum der Kirche standen. Auch die Pfarrer der D[eutschen] C[hristen] bewiesen eine völlig verkehrte Schau von Kirche und Staat. Aus ihr erklärt sich ihre Stellung zum Fortbestehen des evangelischen Jugendwerkes. Sie hatten dafür keinerlei Verständnis und verlangten seine Eingliederung in die H[itler]]Jugend]. (Es gehe jetzt um die Einheit der

¹⁰ Walter Koopmann (Geseke), s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 270 Nr. 3398.

¹¹ S. Steinberg, Hans: Verhandlungen der 33. Westfälischen Provinzialsynode in ihrer außerordentlichen Tagung zu Dortmund vom 13. bis einschließlich 16. Dezember 1933. Im Auftrage des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen. O. O. 1978.

¹² Die genannte Veröffentlichung konnte nicht ermittelt werden.

deutschen Jugend, der Geist der evangelischen Jugend bleibe ja erhalten, wenn auch die Form zerbreche, allerdings wisse man noch nicht, was werden solle, die Einzugliedernde [!] evangelische Jugend solle missionarisch unter der H[itler][Jugend] wirken, und somit ihren eigentümlichen Beruf erfüllen. [(Jungklausen¹³) Eine Beschlußfassung und die Abfassung eines Brieffelegramms an Müller¹⁴, dass [!] die Erhaltung des Evangelischen Jugendwerkes forderte, sabotierten sie durch ihren Auszug. Nach der Geschäftsordnung ist die Synode nur dann beschlußfähig, wenn $\frac{2}{3}$ aller Synodalen anwesend ist. Da die D[eutschen] C[hristen] etwas mehr als $\frac{1}{3}$ aller Stimmen besaßen, war ihnen diese Sabotage möglich. Von einem Haß gegen parlamentarische Methoden merkte man da allerdings nichts. Hinterher war den D[eutschen] C[hristen] um ihres Rufes in der Öffentlichkeit willen diese Sabotage recht unangenehm, und sie suchten Verbindung mit unserer Gruppe, und in einer nochmaligen Ausschußsitzung kam dann die Kompromissformel zustande, durch die sich die D[eutschen] C[hristen] vor der Öffentlichkeit rehabilitierten[!], ohne in irgend einer Weise die Erhaltung des Jugendwerkes energisch zu fordern und für sie einzutreten.

Der vom Präses Koch¹⁵ zusammen mit D[okto]r Hym[m]en¹⁶ gearbeitete Entwurf einer Kirchenordnung¹⁷ ist sehr gut, und wird demnächst in unserem Kreise gründlichst durchgearbeitet werden müssen. Er sieht die Erhaltung des Presbyterial-Synodal-Elementes vor. Die D[eutschen] C[hristen] bekämpfen es auf das Schärfste und wollen den weltlichen Führergedanken unter allen Umständen auf die Kirche übertragen. Eine Beschlußfassung über diese Frage sabotierten sie wiederum durch einen Exodus. Damit ist es klar geworden, dass von dieser Provinzialsynode eine entscheidende Neuordnung des kirchlichen Lebens nicht erwartet werden kann. [4]

Ebenso deutlich ist es nun aber auch, dass es eben keine gemeinsame Linie gibt, die uns mit den D[eutschen] C[hristen] verbindet. Wenn die Verlautbarungen über die Provinzialsynode davon reden, so ist das absolut irreführend und für unsere Westfälische Kirche verderblich. Es wäre richtiger gewesen, wenn man nicht auf jeden Fall mit den D[eutschen] C[hristen] hätte zusammenarbeiten wollen, und die Differenzen hätte verschleiern wollen. Ein offener Bruch wäre wahrhafter und besser gewesen.

¹³ Hermann Jungklausen, seit 1927 Vorsteher des Diakonissenmutterhauses in Münster; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 241 Nr. 3043; vgl. insbesondere Bendick, Claudia: Das Diakonissenmutterhaus Münster 1914–1955. Bielefeld 2006. [= Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte 30], S. 162–170.

¹⁴ Reichsbischof Ludwig Müller, s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 345 Nr. 4331.

¹⁵ Karl Koch (Bad Oeynhausen), s. a.a.O., S. 264 Nr. 3330.

¹⁶ Johannes Hymmen (Münster, Oberkonsistorialrat), s. a.a.O., S. 230 Nr. 2938.

¹⁷ S. Gedanken zum Neubau der Kirchenordnung. Vorlage des Provinzialkirchenrats (mit Anmerkungen von Präses D. Koch). LkArch Bielefeld 3.18–2.

Zum Schluß wurde noch über die Kirchen-Politische Lage gesprochen und über die Form, in welcher am nächsten Sonntag die Kanzelabkündigung des Pfarrernotbundes¹⁸ verlesen werden soll. Über diese Fragen soll noch einmal am kommenden Freitag¹⁹ in Soest verhandelt werden. Auf keinen Fall kann das Gesetz des Reichsbischofs, das sich gegen die kirchenpolitische Betätigung der Pfarrer richtet, anerkannt werden, weil es die Kirche an Kirchenbehörden ausliefert, die keine Gewähr dafür bieten, dass der Maßstab von Bibel und Bekenntnis in der Kirche uneingeschränkt Geltung behält. Ob es Müller noch immer nicht sieht, dass es uns nicht um Kirchenpolitik, sondern um wesentlich Anderes geht?

Th[...]²⁰

**2. Paul Dahlkötter: Lehre und Ordnung der Kirche.
Ein Beitrag zu den Gegenwartsfragen der evangelischen Kirche.**

Gedruckt, ohne Ort, ohne Verlag, ohne Jahr, 8 S. Privatbesitz Eva-Maria Dahlkötter, Lippstadt. In öffentlichen Bibliotheken nur nachgewiesen in: Bibliothek des Evangelisch-lutherischen Landeskirchenamts Hannover K : A 41616. Die Vorgänge, auf die Dahlkötter Bezug nimmt, lassen eine Datierung des Drucks vor April 1934 nicht zu.

[/1] Lehre und Ordnung
der Kirche
Ein Beitrag zu den Gegenwartsfragen
der evangelischen Kirche
von Pastor *Dahlkötter*, Lippstadt [/2] [/3]

Die evangelische Kirche steht im Kampf. Dabei wissen viele in unsern Gemeinden nicht, worum es geht. Die Schuld an dieser Unwissenheit trägt entweder die Gleichgültigkeit weiter Kreise[,] oder sie liegt in den mangelnden Aufklärungsmöglichkeiten. Vielleicht hat die Kirche auch nicht klar und deutlich genug evangelische Lehre bezeugt, sonst wären

¹⁸ S. Kanzelabkündigung des Pfarrernotbundes vom 7. und 14. Januar 1934, in: Schmidt, Bekenntnisse 1934. S. 25-27.

¹⁹ 12. Januar 1934.

²⁰ Ein Pfarrer, dessen Nachname mit „Th“ beginnt, tat Anfang 1934 im Kirchenkreis Soest nicht Dienst; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2). Vermutlich handelt es sich um Wilhelm Thurmann (s. a.a.O., S. 510 Nr. 6320), der gebürtig aus Lippstadt stammte und sich zur fraglichen Zeit im Rahmen der Vikarsausbildung im Predigerseminar in Wittenberg befand. Möglicherweise hat er sich im Rahmen eines Urlaubs in Lippstadt aufgehalten und am 8. Januar 1934 an der dortigen Zusammenkunft der Pfarrer teilgenommen.

die Gemeinden gegen die Irrlehre der „Deutschen Christen“ besser gerüstet gewesen.

So reden die einen vom Theologengezänk. Die andern meinen, daß es sich lediglich um äußere Verfassungsfragen handele. Es ist nicht meine Aufgabe, die großen Grundirrtümer in den Anschauungen und Lehren der „Deutschen Christen“ herauszustellen. In diesem Zusammenhange verweise ich auf die Schrift von Pastor D. Humburg²¹ (Barmen) „Wahrheit wider Irrlehre“²². Ich sehe meine Aufgabe darin, über die Verfassungsfragen unserer Kirche ein klares Wort zu reden. Dabei soll es deutlich werden, daß die äußere Ordnung der evangelischen Kirche durch die Predigt des Evangeliums bestimmt werden muß. Es soll ersichtlich werden, daß die Verfassung, die unserer Kirche durch die „Deutschen Christen“ aufgezwungen werden soll, den Inhalt der evangelischen Kirche von Grund aus [!] gefährdet und in Frage stellt.

Luther suchte in der Unruhe und Angst seines Herzens Frieden mit Gott. So ging er den Weg, den ihm die Kirche seiner Zeit zeigte. Er wollte durch mönchisches Leben die Gewißheit von der Vergebung der Sünden, von Leben und Seligkeit gewinnen. Dabei wurde die Not seines Herzens von Tag zu Tag größer. Entscheidendes geschah, als Luther in die Heilige Schrift verwiesen wurde, als er im Römerbrief die Botschaft von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus neu hörte, als ihn jedes Wort der Bibel auf Christus verwies. Entscheidendes geschah, als ihm durch Gottes Geist das Wort der Bibel zu Gottes eigenem Wort wurde. Von Stund an wurde Luther unter die Herrschaft des Wortes Gottes gebeugt. So wurde er in den Fragen des Heils und des Glaubens frei von Menschengedanken und -worten.

Dies Wort von Christus, die Gottesbotschaft vom Kreuz, hat Luther den Menschen seiner Zeit gesagt und bezeugt. Er konnte dies Wort so weitergeben, daß es die Deutschen jener Tage so faßte, daß auch sie unter die Herrschaft dieses Gotteswortes von Christus gebeugt wurden.

Unter dem Worte wurden Gemeinden, ward eine Kirche, in der in den Fragen des Glaubens mit Menschenwort und -herrschaft gebrochen war. In dieser Kirche war kein Raum für einen Papst, für Bischöfe, die Gewalt über Lehre, Glauben und Wort haben. In ihr gab es grundsätzlich nur ein Amt, das dem Worte und seiner Verkündigung dient. [4]

²¹ Zu Humburgs Wirken s. Lekebusch, Sigrid: Paul Humburg (1878–1945). „Durchhalten“ – Seelsorger und Kämpfer für die Kirche. In: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Bd. 4. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands. Frankfurt (Main) 2011. [= edition chrismon] S. 127-148.

²² S. Humburg, Paul: Wahrheit wider Irrlehre. Vortrag gehalten auf dem Rhein.-Westf. Gemeindetag „Unter dem Wort“ am 18. März 1934 in der Westfalenhalle zu Dortmund. 11.-20. Tausend. Wuppertal-Barmen 1934

Luther hat sich immer vor der Versuchung gefürchtet, Herrschaft in der Kirche aufzurichten. Er wollte auch nicht, daß sie nach seinem Namen genannt würde. Er lehnte es ab, Bischöfe und Pfarrer ein- und abzusetzen. Er wollte nicht, daß Menschenherrschaft neben die Herrschaft des Wortes gesetzt werde.

Luther hatte ein unerschütterliches Vertrauen auf das Wort. Nach der Gewißheit seines Glaubens kann die Kirche nur durch das Wort und seine Verkündigung gebaut und geleitet werden, nur durch das Wort kann sie Zusammenschluß und Einheit finden. Er traute es dem Worte zu, daß es sowohl bei dem Einzelnen wie auch in der Gemeinde und in der Kirche alles wohl ausrichten werde. Mit solchem Vertrauen auf das Wort lehnte er alle Gewalt in der Kirche ab.

Der Reformator traute aber auch der Gemeinschaft der Gläubigen, die durch das Wort wird, die unter dem Wort steht, viel zu. Er vertraute, daß sie wisse, was rechte Lehre und Predigt sei. Er traute es ihr zu, daß sie ihr Leben und ihre äußeren Ordnungen selbst bestimmen könnte, daß sie ihre Diener am Wort auch selbst berufen könne. Weil er durch das Wort dem Worte glaubte und vertraute, ist es ihm niemals in den Sinn gekommen, die Kirche nach den Formen der Zeit und des politischen Lebens zu gestalten.

Wie kam Luther dazu, daß er der Gemeinde soviel zutraute? Er wußte um die Verheißung des Geistes Gottes an solche, die unter dem Wort stehen. Sie sind im Glauben Herr aller Dinge, und im Glauben und unter dem Wort leitet sie Gott durch seinen Geist in alle Wahrheit. *Unter der Leitung des Wortes und des Geistes wird die rechte Gemeinschaft und Einheit des Geistes.* So ist es dem Reformator niemals in den Sinn gekommen, mit äußeren Verfassungsmaßnahmen und Gewaltmitteln die Einheit der Kirche gewinnen oder sicherstellen zu wollen. Luther wußte weiter, daß Kraft des Heiligen Geistes in der Kirche nicht Herrschaft, sondern Bereitschaft zum Dienen wirkt. Sie treibt zur Liebe. So ist ein Doppeltes in der evangelischen Kirche von entscheidender Bedeutung:

1. die Herrschaft des Wortes Gottes gegen alle Menschenherrschaft;
2. die Kraft des Dienstes und der Liebe gegen alle Gewalt.

Was ist geschehen? Wir haben eine Reichskirche, das Amt eines Reichsbischofs. Wir haben Bischöfe und Pröbste. Die Reichskirche und die Aemter der Bischöfe werden von uns nicht aus Prinzip bekämpft. Auch wir könnten uns der Reichskirche und des Bischofsamtes freuen, wenn diese Reichskirche wirklich vom Wort her ihre Einheit hätte, wenn der jeweilige Reichsbischof von der gläubigen Gemeinde her sein Amt empfangen würde, wenn er als ein rechter Bischof die Kirche mit dem Worte Gottes allein leitete.

Es gibt harmlose Gemüter, die meinen allerdings, daß wir diese Organisationen und Aemter haben müßten, damit die Kirche ihren Auftrag im Dritten Reich besser ausrichten [/5] könnte. Das klingt sehr schön und ist

doch schon voller Versuchung. Die Wirkung des Wortes hängt an alle dem nicht, sondern daran, daß das Wort Gottes lauter und rein verkündigt wird, daß es von Gott her unter der Verheißung steht, daß es seinen Auftrag ausrichten und nicht leer wieder zurückkommen soll. Wenn die äußere Form einer evangelischen Kirche dahin führt, daß Menschenherrschaft neben die des Wortes Gottes gestellt wird, so traut man diesem Worte nicht alles zu. Damit handelt man aus Unglauben. Man zerstört die Kirche und ihre Einheit.

Mit innerer Notwendigkeit mußten die „Deutschen Christen“ Menschenherrschaft neben die Herrschaft des Wortes Gottes stellen. Ein solches Wollen und Beginnen kam aus ihrer Irrlehre. Wir sehen ihre Irrlehre darin, daß sie in der Kirche die Verheißung des Heiligen Geistes nicht mehr ernst nehmen, daß sie an die Stelle dieses höchsten Gutes, das nicht von dieser Welt ist, entweder Güter setzen, die von dieser Welt sind, die in dem Zusammenhang von Volk und Staat größte Bedeutung haben: Rasse, Art und Blut, oder daß sie den Zeitgeist als den Ausdruck Heiligen Geistes ansprechen. Es ist das Verdienst unseres Führers, daß er die Bedeutung der Rasse, der Art und des Blutes für den völkischen und staatlichen Aufbau erkannt hat, daß er darum ringt, unserm Volk eine neue Art des Denkens und Wollens zu vermitteln. Die „Deutschen Christen“ haben diesen irdischen Gegebenheiten eine solche Bedeutung für das Leben der *Kirche* gegeben, daß sie die Verheißung des Heiligen Geistes, der nicht von dieser Welt ist, nicht mehr ernst nehmen können. Wer das Schrifttum der „Deutschen Christen“ durchforscht, wer die Predigten und Reden ihrer führenden Persönlichkeiten kennt, wird umsonst nach Sätzen suchen, in denen von der Verheißung und der Kraft des Heiligen Geistes die Rede ist. Es ist das eigentümliche Verhängnis der „Deutschen Christen“, daß sie Bedeutung und Wirkung des Geistes Gottes aus dem Auge verloren haben. Auch die letzten Thesen der „Deutschen Christen“, die 28 sächsischen,²³ lassen das Vertrauen und das Hoffen und Warten auf den Heiligen Geist völlig vermissen.

Wenn man aber in der Kirche die Verheißung dieses Heiligen Geistes nicht mehr ernst nimmt, so wird man notwendigerweise zu den Mitteln des Zwanges und der Gewalt seine Zuflucht nehmen müssen. Ein Staat soll nach Gottes Willen Zwang und Gewalt üben, und er zerfällt, wenn es nicht geschieht. In der Kirche Jesu Christi soll es nicht also sein. Hier zerstören Zwang und Gewalt die Einheit und die Existenz der Kirche. Leben und Einheit der Kirche kommen nur vom Wort und Geist.

Wir haben die Reichskirchenverfassung begrüßt, und das Reichsbischofsamt dieser Kirchenverfassung war auch für uns durchaus tragbar. Im Lauf der letzten Monate ist es zu einer Verfälschung dieser Verfassung

²³ S. Grundmann, Walter: Die 28 Thesen der sächsischen Volkskirche erläutert. Dresden 1934. [= Schriften der deutschen Christen].

und des Bischofsamtes ge-[/6]kommen. Dies Amt leitet die Kirche nicht mehr in der Kraft des Wortes und Geistes. Ganz folgerichtig hat der Bischof Peter von Magdeburg gesagt, daß sein Amt nicht geistlich, sondern weltlich sei. In erschreckendem Ausmaß ist die Menschenherrschaft in der Kirche des Evangeliums aufgerichtet worden. Damit hört sie auf, Kirche des Evangeliums zu sein.

Wenn dem Landesbischofsamt die Befugnisse der Preuß[ischen] Generalsynode übertragen werden, d[as] h[eißt] wenn sie sich der Landesbischof selbst nimmt, so hat er damit auch über Predigt und Lehre, über Glauben und Dogmenbildung zu befinden. So wird der Gemeinde und den einzelnen Gläubigen das Recht genommen, über Predigt und rechte Lehre zu urteilen. Es ist ihr das Vorrecht genommen, alles am Worte Gottes zu prüfen. Dann unterscheidet sich die evangelische Kirche an diesem Punkt nicht mehr von der römisch-katholischen. Wohl steht dem jeweiligen Reichsbischof das geistliche Ministerium zur Seite, und nach der Verfassung ist er an dessen Beschlüsse gebunden. Das ist aber in Wirklichkeit belanglos geworden; denn seit Monaten sehen die Minister und Bischöfe in dem Reichsbischof den Führer der Kirche, und also werden sie ihm in allen Dingen, auch in der Lehre und in den Fragen des Glaubens, Gefolgschaft leisten.

Wieweit die Dinge in dieser Beziehung bereits gediehen sind, zeigte sich bei der letzten Tagung des Hannoverschen Landeskirchentages, auf der von den „Deutschen Christen“ ein Antrag gestellt wurde, nach dem sich der Kirchentag *ohne Aussprache zur bedingungslosen Gefolgschaft* dem Reichsbischof gegenüber verpflichten sollte.²⁴ Eine solche Gehorsamsverpflichtung ist das letzte Ziel der „Deutschen Christen“. So entscheidend die Gefolgschaftstreue gegen den Führer in Volk und Staat ist, so unmöglich ist sie in einer evangelischen Kirche dem Bischof gegenüber. *In ihr kann es nicht bedingungslose Gefolgschaft gegen Bischöfe geben, sondern nur bedingungslosen Gehorsam gegen das Wort Gottes.* In der Kirche des Wortes Gottes kann es nicht Führer und Gefolgschaft, nicht Bischöfe und Kirchengemeinden, nicht Priesterstand und Pfarrkinder geben. In ihr gibt es nur *Gemeinden* und in ihnen das Amt des Dienstes am Wort, das man den Gemeinden der Gläubigen nicht von oben her *vorsetzt*, das die Gemeinde der Gläubigen vielmehr aus sich selbst *heraussetzt*.

An diesem Punkte wird es klar, daß die Verfassung der Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Bekenntnis unauflöslich verbunden ist. Man sollte überhaupt nicht von „Verfassung“, sondern von der „Ordnung“ der Gemeinden und der Kirche sprechen. Lehre und Ordnung der Kirche können nicht von einander getrennt werden. Wenn das derzeitige Kirchenregiment diese Trennung immer wieder vollzieht, wenn es die Ordnung der

²⁴ S. Klügel, Eberhard: Die lutherische Landeskirche Hannovers und ihr Bischof 1933–1945. Berlin/Hamburg 1964. S. 102.

Kirche von der Welt oder vom Staate her übernehmen will, so verrät es eine merkwürdige Unkenntnis der Heiligen Schrift und der Bekenntnisse der Reformation. [/7]

Durch die augenblicklichen verfassungswidrigen Zustände der Deutschen Evangelischen Kirche wird dem jeweiligen Reichsbischof eine Machtfülle gegeben, die selbst der Papst in Rom nicht hat, denn der ist an die zweitausendjährige Tradition seiner Kirche und an die Beschlüsse des Kardinalkollegiums gebunden, während der jeweilige Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche, wenn er nicht ausschließlich an Gottes Wort gebunden ist, und wenn er sich nicht an die Bestimmungen der Reichskirchenverfassung hält, den eigenen Gedanken oder denen der hinter ihm stehenden Gruppe preisgegeben ist.

Die Menschenherrschaft in der evangelischen Kirche ist zur Zeit Parteiherrschaft der „Deutschen Christen“. Die Bischöfe haben ihre Aemter nicht aus der Gemeinde, wie es in der Kirche des Evangeliums und der Reformation der Fall sein müßte. Sie sind Exponenten der „Deutschen Christen“. Aus den Vorgängen bei der Umbildung der Provinzialsynoden wird es ganz klar, daß alle Maßnahmen nur dazu dienen sollen, die Gruppe der „Deutschen Christen“ zur herrschenden und ausschließlichen zu machen. Die Art, in der die Provinzialsynoden umgebildet werden sollten, zeigt in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Absicht, die lebendigen Kräfte der Gemeinden auszuschließen, und alle Macht und alle Rechte in die Hände einer Gruppe zu legen, die jedenfalls in Westfalen in der Minderheit ist.²⁵

Die „Deutschen Christen“ haben merkwürdig wenig Verständnis für Wesen und Aufgabe einer Synode. Das liegt darin begründet, daß sie eine Synode einem Parlament gleichsetzen. Die wirkliche Synode hat mit einem Parlament nichts zu tun. Sie ist der Ausdruck des Willens der Gemeinden, die unter dem Worte, die unter der Verheißung des Geistes Gottes stehen, die unter dem Worte mündig geworden sind.

Wir wissen sehr wohl, daß im Laufe der vergangenen Jahre demokratisch-parlamentarisches Element in diese Synoden eingedrungen ist. So sind die Grundgedanken der Kirchenordnung von Rheinland und Westfalen²⁶ verfälscht worden. Durch das demokratisch-parlamentarische System war auch solchen, die zwar noch dem Namen nach zur evangelischen Kirche gehörten, die aber keineswegs unter dem Worte standen und lebten, die Möglichkeit gegeben, das Leben und die Gestalt der Kir-

²⁵ S. zu den Vorgängen detailliert Kampmann, Jürgen: Die 1. Westfälische Bekenntnissynode am 16. März 1934 in Dortmund: Konzeption, Vorbereitung und Durchführung, in: JWKG 88 (1994), S. 277-409.

²⁶ S. Amtliche Ausgabe der Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz vom 5. März 1835, festgesetzt auf Grund des Kirchengesetzes vom 6. November 1923. Herausgegeben von den Provinzialsynoden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz. Schwelm 1924.

che mit zu bestimmen. Das ist durch die unkirchlichen Kirchenwahlen des Jahres 1933 in unerhörtem Ausmaß geschehen.²⁷ Durch diese Wahlen sind Synoden entstanden, die nicht unter Wort und Geist stehen. Sie sind kein Ausdruck des Wollens der Gemeinden unter dem Wort. So steht auch das Kirchenregiment, das durch diese Synoden bestimmt wurde, im Gegensatz zu den Gemeinden. Wir wollen eine Ordnung der Kirche, die von allen demokratischen Einflüssen gereinigt ist, *aber wir wollen eine Ordnung, die der Selbstverantwortung der Gemeinden aus Glauben heraus Raum läßt*. An diese Gemeinden, an ihr Reden und Handeln unter der Zucht [/8] und Leitung des Wortes und des Geistes glauben wir, oder wir stehen nicht mehr auf dem Boden des dritten Artikels [des Glaubensbekenntnisses] und seiner Erklärung durch Luther. Die westfälische Bekenntnissynode und die freien Synoden hin und her sind rechte Synoden. Sie stehen unter dem Worte in der Einheit des Geistes und des Glaubens. Weil Gott die Verheißung seines Geistes gegeben hat, weil Gott will, daß wir unter dem Zeugnis seines Wortes und seines Geistes in der Gemeinschaft der Gläubigen reden und handeln sollen, darum können wir nicht schweigen, wenn man das Glaubenszeugnis der Gemeinden in den Synoden verstummen lassen will, wenn man ihnen eine Tagesordnung vorschreibt und zugleich bestimmt, daß Aussprachen nicht stattfinden. Wir sehen in solchen Anordnungen den Ausdruck ungläubigen Geistes, der sich gegen Gott und das Zeugnis seines Wortes erhöht.

An diesem Punkt wird es ganz klar und deutlich, daß die Fragen der Ordnung nicht äußere Dinge sind, sondern daß sie in der evangelischen Kirche aus der innersten Glaubenshaltung kommen.

Wenn sich dagegen ein Kirchenregiment erhebt, so offenbart es, daß es nicht von der Kirche, sondern von der Welt her ist. Ein Kirchenregiment spricht sich vom Worte Gottes her selbst das Urteil, wenn es seine Herrschaft gegen die des Wortes und des Geistes Gottes aufrichtet.

Die Aufgabe einer wirklichen Kirchenleitung würde darin bestehen, daß sie selbst unter der Zucht und Leitung des Geistes Gottes steht, daß sie mit dem Dienst am Worte Zeugnis gibt, daß sie sich bemüht, durch Wort und Geist Gemeinden und Synoden zur Mündigkeit des Glaubens zu führen. Es ist aber nicht die Aufgabe einer Kirchenleitung, Gemeinden und Synoden in knechtischem Geist gefangen zu nehmen.

Wir suchen nach einer Hilfe in der Not der Kirche. Wo ist sie zu finden? Sie ist bei dem lebendigen Herrn der Kirche, sie ist bei den bekennenden und lebendigen Gemeinden, die unter dem Wort in der Kraft des Glaubens und der Freiheit stehen, die sich nicht unter ein knechtisches Joch beugen lassen. Eine evangelische Kirche erhält ihre Kraft niemals

²⁷ S. dazu Neuser, Wilhelm H[einrich]: Die Kirche und ihre Ordnung – die Kirchenwahlen des Jahres 1933 in Westfalen, in: JWKG 76 (1983), S. 201-221.

durch ein Kirchenregiment und seine Maßnahmen, sondern aus den lebendigen Gemeinden, in denen der Dienst am Wort recht ausgerichtet wird, die einander mit dem Zeugnis des Glaubens und in der Kraft der Liebe dienen. Die evangelische Kirche steht und fällt damit, daß sie sich in ihrer Lehre und Verkündigung von der Losung leiten läßt:

Dienst am Wort gegen Herrschaft von Menschen!

3. Dokumente aus der Kugel auf dem Turm der Jakobikirche in Lippstadt

Im August 2006 wurden bei der Renovierung des Kirchturms der Lippstädter Jakobikirche in der Kugel, auf der das Kreuz und der Wetterhahn befestigt sind, vier Dokumente gefunden, die darin anlässlich von Renovierungen 1934 und 1951 eingeschlossen wurden. Sie wurden von Pfarrer Dr. Gisbert König dankenswerterweise für eine Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.²⁸

Der seit Jahrhunderten gepflegte Brauch, bei Grundsteinlegungen in öffentlichen Gebäuden, in Kirchen und Privathäusern Dokumente einzulegen, die Auskunft geben über den Bau dieser Gebäude, wurde auch in Lippstadt geübt. In den in die Kugel auf dem Turmhelm der Lippstädter Jakobikirche eingelegten Dokumenten finden sich Aussagen über die seinerzeit am Ort für wichtig erachteten Ereignisse im politischen und hier besonders im örtlichen kirchlichen Leben:

- a) Ein maschinenschriftlicher Schriftsatz des Presbyteriums der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt vom 14. April 1934.
- b) Ein kurzer handschriftlicher Schriftsatz vom 14. April 1934 über die durch Stadtbaumeister Wilhelm Brecht wahrgenommene Bauaufsicht und zu den durch Schlossermeister Hermann Lahme und Dachdeckermeister Karl Althaus durchgeführten Reparaturarbeiten. Am Schluss werden „zur Erinnerung für spätere Geschlechter“ die an der Spitze der damaligen deutschen Regierung stehenden Personen erwähnt. Wer diese Sätze verfasst hat, ist aus dem Dokument nicht zu ersehen.
- c) Ein maschinenschriftlicher Bericht des Dachdeckermeisters Konrad Köhler vom 9. Juni 1951 über seine Arbeiten an der Erneuerung des Turmkreuzes und des Turmes, versehen mit knappen Bemerkungen über sein und seiner Familie persönliches Ergehen zwischen 1934 und 1951.

²⁸ Nach telefonischer Auskunft von Gisbert König gegenüber der Vfn. am 27. Juni 2018 wurden die in der Kugel aufgefundenen Dokumente nach Ausführung der Reparatur nicht wieder in diese hineingelegt, sondern in das Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt gegeben; sie sind noch unverzeichnet.

- d) Ein im Auftrag des Presbyteriums der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt verfasster, vom 8. Juni 1951 datierter, ausführlicher und mit persönlichen Wertungen versehener Bericht des von 1938 bis 1965 in Lippstadt tätigen Pfarrers Gottfried Ungerer²⁹ über Ereignisse und Entwicklungen in Deutschland, in der Stadt Lippstadt und in der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt zwischen 1934 und 1951.

Quellen

a)

Der Hahn auf unserer Kirche erinnert uns an Petri Verleugnung. Er ruft uns zum Bekenntnis.

Im Jahre 1934 wurde die Kugel, auf der der Hahn dieser Kirche steht, erneuert. Wenn spätere Geschlechter diese Kugel öffnen, so sollen sie dieses Schriftstück als Zeugnis dafür erkennen, dass die Not der Evangelischen Kirche im Jahre 1934 durch Irrlehre und Gewaltmaßnahmen der „Deutschen Christen“ aufs Höchste stieg. Sie sollen aber auch wissen, dass die Zahl der Bekennenden in der hiesigen Gemeinde groß war und dass wir das Erbe der Väter unter Not und Verfolgung wahren wollten. Wir grüßen und ermahnen die folgenden Geschlechter mit dem unvergänglichen Worte Gottes Apostelgeschichte 20, Verse 28-32³⁰.

Lippstadt, den 14. April 1934

Siegel der Kirchengemeinde

Dahlkötter, Pfarrer

Dieckmann, Pfarrer³¹

Langeneke, Kirchmeister

Friedrich Brülle, Presbyter

Wilhelm Brecht, Presbyter

Adolf Nies, Presbyter

Heinrich Pälmer, Presbyter

Christan Preiser, Presbyter

Johannes Schlaaff, Presbyter

Fritz Sprenger, Presbyter

²⁹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 518 Nr. 6415.

³⁰ Apostelgeschichte 20,28-32 bietet die Abschiedsworte des Apostels Paulus an die Gemeinde in Ephesus – und dürfte zu deuten sein als Wort in eine von Streit und Anfechtung gekennzeichnete Gemeindesituation: „So habt nun Acht auf euch selbst und die ganze Herde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. Darum seid wach und denket daran, dass ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahren. Und nun liebe Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden.“

³¹ Johannes Dieckmann (Lippstadt), Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 97 Nr. 1239.

Quellen zum beginnenden Kirchenkampf und zur Nachkriegszeit in Lippstadt

Hermann Gallenkamp, Presbyter
Hermann Jerrentrup, Presbyter
Elisabeth von Massow, Presbyter

Karl Struckmann, Presbyter
Wilhelm Waldeyer, Presbyter
Walter Stapperfenne, Presbyter

b)

Die Reparatur der Turmspitze wurde ausgeführt von Schlossermeister H. Lahme, Lippstadt, Klusestraße. Aufgebracht auf den Turmhelm wurde die Spitze mit Hahn durch den Dachdeckermeister Karl Althaus, Lippstadt, Kappeler [!] Landstraße. Die Aufsicht über die Instandsetzungsarbeiten an den Kirchen führte Stadtbaumeister Wilhelm Brecht, Lippstadt, Oststraße 10.

Dies zur Erinnerung an spätere Geschlechter.

Erwähnt wird zudem, dass Deutschland zu dieser Zeit regiert wird von Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg und Reichskanzler Adolf Hitler.

Lippstadt, den 14. April 1934

c)

Lippstadt, den 9.6.[19]51. Das Kreuz der Jakobikirche wurde wegen Konstruktionsfehler[s] von mir selbst sowie meinen Leuten unter mühevoller Arbeit abgenommen, in der Schmiede verstärkt und wieder befestigt. Der Turm wird vollständig erneuert.

Gebe der liebe Gott, dass dieses ehrwürdige Gebäude der Menschheit noch lange erhalten bleibt u[nd] den Menschen in schweren Stunden eine Zuflucht bleibt. Im Jahre 1934 wurde dieses Kreuz von mir als Geselle bei der F[irm]a Althaus erneuert. Heute nach 16 Jahren und einem schrecklichen Kriege, den ich selbst 7 Jahre von allen Seiten kennengelernt habe.

Wir wollen aber weiterhin beten u[nd] am Herrgott glauben, er möge vor allem dafür Sorge tragen, dass diese Arbeit ohne Unglücksfall vollendet wird.

Ich selbst bin glücklich verheiratet, habe zwei Kinder Helga u[nd] Jürgen Köhler sowie meine liebe Gattin Grete Köhler geb[orene] Neumann[.]

gez[eichnet] Konrad Köhler Dachdeckermeister Grete Köhler

d)

Pfarrer Gottfried Ungerer (21b) Lippstadt i[n] W[estfalen], den 8. Juni 1951
Brüderstraße 13 Telefon 2579

Wenn wir heute, den 8. Juni 1951, Freitag nach 2. [Sonntag] p[ost] tr[i-nitatem], wieder den Behälter einschließen im Turmknauf der Jakobikirche, so geschieht es nicht mehr mit der gleichen Zuversicht wie früher, nämlich daß spätere Geschlechter dies lesen werden. Die Zuversicht in die Dauer der Geschlechter ist uns genommen. Denn aus der alten Kirchengemeinde Lippstadt mit ihrem bodenständigen Wesen ist eine Flüchtlingsgemeinde geworden: Aus 4.500 Seelen 1934 heute schon über 11.000! Die meisten Glieder unserer Gemeinde sind nicht hier geboren und nicht hier getauft! Und täglich werden es noch immer mehr. Sie tragen mit sich zu uns herein den Zusammenbruch und die Verstörung des großen Krieges – aber freilich auch den Willen, im fremden Lande nun doch zu leben, zu arbeiten – und so merkwürdig es ist – doch auch wieder eine Zukunft zu gewinnen. Nach schrecklichen Zeiten größter Not ist unsere Gemeinde wie die ganze Stadt heute eine Welt des Arbeitens und des Bauens geworden. Vom Turm der Jakobikirche schaut man rundum neue Häuser und ganz neue Straßenzüge und Siedlungen. Auch die Gemeinde hat sich ausgedehnt: Nicht mehr sind die alten Kirchen im Stadtzentrum gottesdienstliche Versammlungsstätten allein: drüben im Nordosten auf dem ehemaligen Fliegerhorst ist inmitten einer wachsenden Siedlung eine Predigtstätte entstanden und unser Alters- und Jugendwohnheim, im Nordwesten aber, dort wo die Türme der Abtei Kappel [!] herüberschauen, wird in diesem Jahr noch ein weiteres Gemeindezentrum entstehen in eben dieser Abteikirche, verbunden mit einem Landerschulheim für unser Ev[an]g[e]l[isches] Mädchengymnasium. Rundum vom Turm darf man auf die Werke der Diakonie unserer Gemeinde schauen, ganz in der Nähe und auch in der Ferne. Es ist viel Segen über uns gekommen bei allem Leid. Nicht nur sind die lieben alten Kirchen erhalten geblieben, sie sind auch, was sie sein sollen: Sammelstätten der Gemeinde unter dem Wort und um das Sakrament – und Gott sei Dank! – unsere Jugend ist mitten unter uns am eifrigsten dabei. Gerade dieser Jakobiturm z[um] B[eispiel] ist jeden Samstagabend Ort des Posaunenblasens über die Stadt hin.

Dass das so sein darf, geschah nicht durch Menschenwerk, denn dem menschlichen Willen nach wäre es ganz anders gekommen. Als im Jahre 1934 dieser Turmknauf zuletzt geöffnet war, standen die ersten dunklen Wolken am Himmel. Nur wenige freilich hatten ausreichende Erkenntnis der kommenden Schrecken. Das Volk war willens, in eine Zukunft gewaltiger Kraft und gewaltigen Erfolges hineinzustürmen. So wuchs ein ge-

walttätiger Wille unter uns, der sich vom stillen Werben des Evangeliums abkehrte. Die Gemeinde in Lippstadt hatte zwar schon ganz früh sich dem Dienst der Bekennenden Kirche geöffnet, aber die Welt und ihre Machthaber achteten es nicht. Sie drängten das Wort und die Gemeinde immer mehr zurück in den Raum der Kirchen. Wohl haben wir unsere Gottesdienste behalten dürfen, wohl sammelte sich dort auch immer eine Gemeinde unter dem Wort; wohl haben wir, wenn auch unter steter Bewachung und mancherlei Anklage unser Werk der Predigt und des Unterrichtes ausüben dürfen. Aber die Welt war immer gewisser auf dem Wege ihrer Gottlosigkeit vorwärts gegangen. War es dann ein Wunder, dass der Krieg kam? Und mit dem Krieg immer schrecklichere Gewalttat? So schrecklich, dass man es heute kaum noch glauben will? Und dass dann im Gericht das Gebäude des Übermutes krachend zusammenstürzte? Es begrub unter seinem Schutt die Träger des antichristlichen Wesens, aber es riss Millionen aus ihrer Heimat in den Tod und die Flucht. Wir haben im Gedenkbuch der Marienkirche versucht, davon ein Zeugnis festzuhalten. Dass wir das konnten, ohne zu erstarren in Furcht, ist eben die Kraft des Evangeliums, der Gotteskraft, die da selig machen kann auch heute. Gott sei dafür gepriesen!

So ist uns nicht nur äußerlicher Segen geblieben, dass wir wieder satt werden dürfen nach schweren Zeiten des Hungers, dass wir arbeiten dürfen in friedlicher Mühe ums tägliche Brot, dass wir auch wieder Wohnung haben dürfen – freilich heute noch ist die Not der Wohnung sehr, sehr groß; und wir müssen es ertragen, dass angesichts solchen Wohnungselendes noch große militärische Einrichtungen gebaut werden, – es ist uns aber auch viel geistlicher Segen zugeflossen! – aber nicht allen! Wir dürfen es nicht verschweigen, dass wir gehofft hatten, es käme aus der erlebten Not eine Zeit der Umkehr für viele. Darin sind wir getäuscht worden. Viele, allzu viele haben sich einem platten Nützlichkeitsdasein ergeben. In diesem Jahre 1951 spielen in der Stadt von knapp 33.000 Einwohnern 5 Kinos und bestehen 4 Geselligkeits- und Schützenvereine. Es wird viel verdient und viel nur für Essen, Trinken, Kleidung und Vergnügen ausgegeben. Man hat nicht mehr all zu viel Verständnis für die stille Not des Nächsten. Dabei haben wir in den Jahren nach dem Kriege zuerst eine überwältigende Hilfe erfahren dürfen aus der Gemeinde selbst und dann aus den Kirchen der Welt, die uns durch das Hilfswerk zukam. Aber es muss wohl so sein, denn Scheidung ist notwendig, damit die Gemeinde des Herrn erkennt, wohin ihre Straße führt.

Die gegenwärtige Kirche hat begriffen, dass sie Kirche des Herrn ist, zwar in der Welt, aber nicht von der Welt. Es muss unser Anliegen sein, immer besser und immer deutlicher diese Stimme unseres Herrn hörbar zu machen. Denn – wie gesagt – sehr viel Zuversicht auf die Zukunft haben wir alle nicht – es ist sehr viel Angst und Furcht unter uns, genährt von den unsicheren Verhältnissen im Zusammenhang der großen Völker.

Eva-Maria Dahlkötter

Hat nicht gerade in diesen Tagen einer der großen Politiker gesagt, dass in Korea das Volk von 20 Millionen so gut wie ausgerottet sei?! So werden wir doch im Angesicht dieser alten Stadt mit den vielen neuen Siedlungen sagen dürfen und müssen: „Unsere Heimat ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilands Jesus Christi, des Herrn.“ (Phil[ipper] 3,20)

Das Presbyterium der Evangelischen Kirchengemeinde in Lippstadt
Dahlkötter Superintendent Ungerer Pfarrer Adolf Nies Kirchmeister

Anlässlich der Neubeschieferung des Turmes musste die Turmkugel einer Reparatur unterzogen werden. Dabei legten wir dieses Schriftstück in die Kugel ein.

Jürgen Kampmann

Der Historiolog – Lust, doch Irrweg

Der Historiolog – ein neuer Weg zum Wecken von Interesse an historischen Quellen

Reiner Braun, Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Dautphe und als Privatdozent Lehrbeauftragter an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, hat in diversen Veröffentlichungen den dem Bibliolog nachgebildeten „Historiolog“ als didaktische Möglichkeit zur Eröffnung eines Zugangs zu (kirchen)historischen Quellen beschrieben, und er hat solche Historiologe auch bereits an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Themen durchgeführt.¹ Dass „die Gegenwartsrelevanz deutlich und Kompetenzorientierung beachtet wird – und dass es allen Beteiligten möglichst viel Spaß macht“,² benennt Braun als wichtige Gesichtspunkte, ebenso meint er: „Durch die Identifikation mit Personen oder Dingen wird ein Quellentext in besonderer Weise erlebbar.“³ Die die Methode des Historiologs kennzeichnenden wesentlichen Aspekte beschreibt er knapp so:

- „• Der Historiolog funktioniert mit Reden, Predigten, Ansprachen, Briefen, Rechtstexten, erzählenden Originaltexten u[nd] v[ielem] m[ehr]. Manchmal muss der Historiologe eine historische Situation konstruieren, in der die Quelle rezipiert wurde bzw. hätte rezipiert werden können.
- Für die Fassung der Quelle ist entscheidend, dass die Zielgruppe sie versteht; eine schriftliche Fassung für die Teilnehmenden kann an verschiedenen Stellen helfen. Quellenausgaben in modernisierter Form sind zu empfehlen, die gekürzt, ergänzt oder auch verändert werden können.

¹ S. Braun, Reiner: Historiolog. Kirchengeschichtliche Quellen erlebbar machen, in: Theologische Beiträge 46 (2015), S. 334-345; Braun, Reiner: Luthers 95 Thesen erlebbar gemacht, in: rpi-Impulse 2016, Nr. 2, S. 17-19; mit Langfassung des Historiologs in: Braun, Reiner: Zu: Luthers 95 Thesen erlebbar gemacht, s. <https://reiner-braun.jimdo.com/app/download/6217153851/2016+Luthers+95+Thesen+erlebar+gemacht+-+Langfassung.pdf?t=1484395936>, Stand 09.08.2018. – Über die früher gelegentlich begegnende Verwendung des Terminus „historiologisch“ (und eine erforderliche Abgrenzung des von ihm geprägten Terminus davon) reflektiert Braun nicht; s. zum Beispiel Straus, Erwin: Geschehnis und Erlebnis. Zugleich eine historiologische Deutung des psychischen Traumas und der Renten-Neurose. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1930. Berlin 1978. Vgl. auch Marcus, Wolfgang: Der Subordinatianismus als historiologisches Phänomen: ein Beitrag zu unserer Kenntnis von der Entstehung der althristlichen Theologie und Kultur unter besonderer Berücksichtigung der Begriffe Oikonomia und Theologia. München 1963.

² S. <https://reiner-braun.jimdo.com/historiolog/>, Stand 09.08.2018.

³ S. Braun, Historiolog (wie Anm. 1), S. 344.

- Bei der Auswahl der Rollen kann man auf den unmittelbaren historischen Kontext zurückgreifen.“⁴

Bei der gemeinsamen Tagung der Vereine für Westfälische und für Rheinische Kirchengeschichte im September 2017 in Hagen bestand für alle Interessierten die Gelegenheit, an solch einem Historiolog teilzunehmen; auch der Verfasser dieses Aufsatzes hat von der dort sich bietenden Möglichkeit Gebrauch gemacht. Reiner Braun hat den Verlauf des in Hagen geführten Historiolog hernach in dem im Herbst 2018 erschienenen Sammelband „200 Jahre Unionen in Deutschland“ dokumentiert,⁵ der unter anderem auch sämtliche Beiträge der Hagener Tagung präsentiert, so dass nun auch Leserinnen und Leser, die den an jenem Abend in Hagen geführten Historiolog nicht unmittelbar miterlebt haben, von dessen Inhalt und Verlauf eine Vorstellung gewinnen können. Hinzu kommt eine Wahrnehmung zur Atmosphäre, die Dietrich Kluge in seinem auch hier in diesem Jahrbuch veröffentlichten Tagungsbericht so eingefangen hat:

„Das Thema der nassauischen Union von 1817 selbst bot den Zuhörern keine nennenswerten Verständnisschwierigkeiten; allenfalls war man verblüfft über die Schnelligkeit, mit der das Unionsprojekt innerhalb von nur drei Wochen vom nassauischen Herrscherhaus durchgesetzt und durch die vom Herzog zu diesem Zweck einberufene Idsteiner Synode einstimmig gebilligt wurde. Die Zuhörer im Saal wurden aber gleichzeitig einem didaktischen Experiment unterzogen, einem ‚Historiolog‘ als geschichts-didaktischer Methode mit einem narrativ-interaktiven Zugang: Sie wurden aufgefordert, sich in Gedanken in den vom Referenten geschilderten unierten Abendmahlsgottesdienst mit allen liturgischen Elementen und in Anwesenheit des nassauischen Herzogpaares hineinzusetzen, sich mit den handelnden Personen, zum Beispiel mit dem reformierten Herzog und seiner lutherischen Gemahlin, zu identifizieren und die dabei entstehenden Gedanken und Gefühle zu schildern. Die Reaktionen der Zuhörer hielten sich in engen Grenzen. Auch die abschließende fachdidaktische Erörterung über das Fehlen einer ‚Didaktik der Geschichte‘ und über die Anwendbarkeit der historiologischen Methode als Mittel, das Interesse der (jugendlichen oder auch erwachsenen) Zuhörer zu wecken, verlief ziemlich wortkarg.“⁶

⁴ S. <https://reiner-braun.jimdo.com/historiolog/>, Stand 09.08.2018.

⁵ S. Braun, Reiner: Die nassauische Union von 1817. Vortrag mit eingebettetem Historiolog als narrativ-interaktivem Zugang, in: Kampmann, Jürgen/Peters, Christian (Hgg.): 200 Jahre lutherisch-reformierte Unionen in Deutschland. Jubiläumsfeier in Hagen, Beiträge zu den wissenschaftlichen Tagungen in Hagen und Haus Villigst sowie ein Vortrag in Potsdam im September 2017. Bielefeld 2018. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 46], S. 75-91.

⁶ Kluge, Dietrich: Zwei Jahrhunderte lutherisch-reformierte Unionen, in: JWKG 114 (2018), S. 257-263, Zitat S. 260.

Dieser Wahrnehmung gegenüber steht eine positivere Einschätzung, die in den im Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands 2018 veröffentlichten „Vereinsnachrichten“ über die Hagener Tagung zur Methode des Historiologs zu lesen war:

„Zum einen hat die Diskussion neben dem interessanten Tagungsthema gezeigt, wie groß die Notwendigkeit, aber auch das Potential kirchenhistorischer Vereine ist, mit neuen Vermittlungsmethoden über die klassische Vortrags- und Tagungsorganisation hinaus auch die jüngere Generation auf geschichtliche Themen anzusprechen. Das demonstrierte Dr. Reiner Braun, Territorialkirchenhistoriker an der Universität Mainz, anhand eines an die Methode des Bibliologs angelehnten ‚Historiologs‘, in dem er sich mit der Nassauer Union von 1817 auseinandersetzte. Wie sich regionale Kirchen-, Theologie- und religiöse Kulturgeschichte weiterhin wissenschaftlich erforschen, gleichzeitig aber auch als lebendiges Erbe mit einer breiteren Wirksamkeit in Öffentlichkeit und Kirchengemeinden erschließen lässt, gehört zu den Herausforderungen, mit denen die Vereinsarbeit in den nächsten Jahren zu tun haben wird.“⁷

Diese Überlegung aufnehmend sei daher erwogen, inwiefern und inwieweit die Methode des Historiologs eine für die Vermittlung des Interesses an Quellen und historischen, kirchenhistorischen und damit unlöslich verbunden dann auch theologischen Kenntnissen sachangemessene ist und sich zum Einsatz bei der Arbeit wissenschaftlicher territorialkirchen-geschichtlicher Vereine empfiehlt.

Probleme bei der Vermittlung historischer Sachverhalte

Zunächst dürfte ganz außer Frage stehen, dass es unbedingt zu unterstützen ist, wenn nach gelingenden Wegen zur Vermittlung (kirchen-)geschichtlicher Inhalte in der Gegenwart gesucht wird, sei es im schulischen Bereich in der Religionspädagogik, sei es in der erwachsenenbildenden Arbeit der Kirchengemeinden, sei es im Wirkungsfeld der territorialkirchengeschichtlichen Vereine. Dass herkömmliche, in den Vereinen übliche Vermittlungsformen wie die Veröffentlichung von Monographien oder Aufsätzen zur Lektüre, wie Fachvorträge, wie Exkursionen an Stätten des jeweiligen historischen Geschehens ihre Chancen, aber auch ihre Grenzen haben, dürfte allen auf dem Feld der Vermittlung historischer Sachverhalte Tätigen aus eigener Erfahrung bestens vertraut sein. Und dass der heutzutage (relativ) unaufwendige Einsatz visueller Medien zur Veranschaulichung des verbal Dargestellten ebenso eine Chance ist, aber

⁷ König, Christopher: Vereinsnachrichten, in: Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 67 (2018), S. 353-355, Zitat S. 353f.

genauso auch an Grenzen stoßen kann, dürfte auch als ein inzwischen allgemein bekanntes, aus Erfahrung (manchmal leidvoll) gewonnenes Wissen deutlich sein: Wer hätte es nicht schon erlebt, dass eine Referentin oder ein Referent so sehr in das ihm zur Verfügung stehende Bildmaterial verliebt ist, dass es in überbordender, ja unkontrolliert wirkender Fülle mit Bildwechselln im Viertelminutentakt dargeboten wird, oder dass ein Vortrag dahin gerät, dass sich die Referentin oder der Referent ohne präzise ausformuliertes Manuskript nur noch an den Schlagworten der von ihm zusammengestellten Powerpoint-Präsentation „entlanghangelt“ – und beim Vortrag gar mehr der Leinwand als den Zuhörenden zugewandt redet.

Nach neuen, gelingenden Möglichkeiten zur Vermittlung Ausschau zu halten, die insbesondere auch möglichst alle im Raum befindlichen Teilnehmenden erreichen, ist wirklich eine immer wieder neu sich stellende Herausforderung. Und der von Reiner Braun vorgestellten Methode eines „Historiologs“ wird man auch nicht zum Vorwurf machen können, dass sie sich nicht redlich darum bemühte, die Beteiligten (soweit diese nicht für sich selbst die Entscheidung treffen, nur passiv das Geschehen verfolgen zu wollen, wie dies in Hagen die Mehrzahl der Anwesenden tat) mit einzubeziehen: Jede und jeder, die bzw. der sich im Historiolog zu Wort meldet, kann sich ja mit seiner Perspektive zu dem gerade angesprochenen Sachverhalt in den gedanklichen Austausch mit einbringen.⁸

Der Historiolog – dessen Voraussetzungen und deren Problematik

Doch genau hier zeigt sich auch ein erstes, gravierendes Problem dieser Methode. Denn sie basiert darauf, dass unter den Beteiligten eine Suggestion erzeugt wird – die Suggestion, als sei es möglich, sich aus der Gegenwart in eine vergangene Situation zurückzusetzen, ja, sich mit einer historischen Person zu identifizieren,⁹ sogar quasi im Nu.¹⁰ Doch ein Sich-zurück-Versetzen gelingt Menschen schon mit Blick auf zurückliegende Situationen der eigenen Lebensgeschichte oft nur schwerlich und dann nicht selten in vieler Hinsicht unvollkommen – wer schon einmal als Historiker Zeitzeugeninterviews geführt hat, kann davon in aller Regel ein Lied mit vielen Strophen singen. Die menschliche Erinnerung an das

⁸ So Braun, *Historiolog* (wie Anm. 1), S. 337.

⁹ A.a.O., S. 344.

¹⁰ Ebd. (mit Bezug auf den Bibliolog, dem der Historiolog nachgebildet ist): „Die *Hinführung* nimmt die T[eilnehmenden] mit auf eine Reise durch Raum und Zeit in die Welt des jeweiligen Bibeltextes, und zwar idealerweise so, dass die T[eilnehmenden] das Gefühl haben, selbst dort zu sein und gleichsam ‚den Sand unter den Füßen‘ spüren.“

Gewesene, an das Durchlebte, ist nicht statisch, sondern in Bewegung, sie wird mitgeprägt durch das, was seit der Situation einst bis zur Gegenwart an weiteren Ereignissen und Erfahrungen eingetreten ist. Dies beeinflusst als interpretativer Filter die Erinnerung an die zurückliegende historische Situation – und daher ist das skeptische Fragen, inwiefern nicht Überzeichnung, Simplifizierung, Beschönigung, Verharmlosung oder Verdrängung die einst gewesene Situation in der rückschauenden Betrachtung und Darstellung verzeichnet haben mögen, nur zu sehr geboten.

Gehört diese kritische Rückfrage heute zum selbstverständlichen Repertoire wissenschaftlicher zeitgeschichtlicher Forschung, so wird dieses kritische bzw. auch selbstkritische Moment bei der Methode des Historiologs von vornherein bzw. per definitionem beiseitegeschoben – indem einfach vorausgesetzt wird, dass es einem Menschen der Gegenwart möglich ist, sich in eine (sei es Jahre, sei es Jahrzehnte, sei es Jahrhunderte) zurückliegende Lebenswirklichkeit zurückzusetzen. Hinzu kommt, dass der Historiolog zugleich von der Voraussetzung lebt, dass ohne (Vor-)Kenntnisse über diejenigen hinaus, die einfühend erläuternd zum in Rede stehenden historischen Sachverhalt gegeben worden sind, diejenigen, die sich am Historiolog beteiligen, in der Lage sind, zu dem jeweils angesprochenen Aspekt Aussagen zu machen – und zwar Aussagen, die (so ist es methodisch intendiert) von den anderen Teilnehmenden dann reflektiert werden. Ob die jeweiligen Äußerungen sachangemessen sind, wird weder geprüft noch erörtert, allenfalls kann es zu einer Problemanzeige in der Weise kommen, dass andere am Historiolog Beteiligte den zuvor gefallenen Äußerungen konkurrierende oder widersprechende Überzeugungen oder Interpretationen entgegensetzen.¹¹ Eine planmäßige Bearbeitung etwaiger Fehldeutungen findet aber bewusst *nicht* statt – auch nicht im Nachhinein, wenn die imaginierte historische Situation wieder verlassen worden ist.¹² Was im Rahmen des Historiologs vorgebracht wird – so das didaktische Konzept –, soll so, wie es geäußert worden ist, „stehenbleiben“ – auch im Sinne einer darin Ausdruck findenden Wertschätzung derjenigen, die sich an dem Historiolog beteiligt haben. So nachvollziehbar dieses Anliegen auch ist und so sehr es dazu beitragen dürfte, dass auch Personen, die mit Äußerungen in einem größeren Kreis von Beteiligten eher zurückhaltend sind, es doch wagen, sich im Zuge eines Historiologs zu äußern, so gravierend fragwürdig ist dieser methodische Grundsatz aber auch.

¹¹ S. Braun, *Historiolog* (wie Anm. 1), S. 338.

¹² Ebd. wird deutlich, dass Braun diese Problematik zumindest auch wahrgenommen hat, wenn er (mit Blick auf den Bibliolog) formuliert: „Jedoch kann sich ein Gespräch über den persönlichen Ertrag aus dem Bibliolog anschließen, in dem allenfalls korrigierende Hinweise auf sachliche Fehler gegeben werden können, falls dies unbedingt nötig erscheint.“

Denn die im Rahmen des Historiologs gefallenen Äußerungen tragen ja ihrerseits einzeln wie dann auch in ihrer Gesamtheit wiederum dazu bei, dass sich unter den Beteiligten ein bestimmter, dadurch erzeugter Verstehenshorizont der gewesenen geschichtlichen Situation ausbildet – so dass das bis dahin von dieser Situation vorhandene (Vor-)Verstehen bestärkt oder verändert wird bzw. bei Fehlen jeglicher Vorkenntnisse zum Sachverhalt der im Historiolog ausgebildete Verstehenshorizont zu demjenigen wird, der für die Zukunft (bis zu einer erneuten eigenen Befassung mit der Thematik) der das Denken und Argumentierende prägende ist.

Das Arbeiten mit der Ebene der Gefühle der am Historiolog Beteiligten

Doch: Ist die so jeweils erzeugte Wirkung denn überhaupt angemessen? Sich der Mühe, ja der Last des Diskurses darüber zu unterziehen, leistet die Methode des Historiologs nicht – und sie will sie auch nicht leisten. Denn sie zielt auf emotionale Zugänge zum jeweiligen geschichtlichen Geschehen; Reiner Braun beschreibt seinerseits auch klar, dass er die entsprechenden Verfahren des Bibliologs für den Historiolog übernommen hat.¹³ Das heißt:

„Im Hintergrund steht der Midrasch als jüdische Auslegungstradition, die schwarzes von weißem Feuer unterscheidet: Das schwarze Feuer ist der Bibeltext, der in seiner Endgestalt wertgeschätzt wird. Das weiße Feuer sind die Gefühle und Gedanken der Beteiligten, über die die Bibel schweigt. Dieses weiße Feuer will ein Bibliologe bzw. eine Bibliologin (im Folgenden: „B.“) zum Lodern bringen, indem er bzw. sie den Teilnehmenden (im Folgenden: „T.“) nacheinander verschiedene Rollen von Personen (oder auch Dingen) aus dem Text zuweist, allen dieselbe.“¹⁴

Es geht also um einen (spielerisch anmutenden) Zugang zu Gefühlen und Gedanken der Beteiligten, über die die historische(n) Quelle(n) schweigt bzw. schweigen – wollte man schärfer formulieren: Es geht um Spekulationen (für die sich vielleicht mehr, vielleicht weniger gute Gründe geltend machen lassen).

Angesichts dessen führt dann aber kein Weg um die Frage herum, ob damit dem Anliegen wissenschaftlicher historischer Forschung wie zugleich auch dem Anliegen der angemessenen pädagogischen Vermittlung der so beschriebenen Sachverhalte im Ergebnis nicht geradezu ein Bärendienst geleistet wird.

¹³ S. Braun, *Historiolog* (wie Anm. 1), S. 338.

¹⁴ A.a.O., S. 337.

Den Teilnehmenden am Historiolog wird eine Fähigkeit zur Deutung und eine implizit in dieser Fähigkeit begründete Kompetenz suggeriert, ohne überhaupt über einigermaßen umfassende, am besten aber möglichst breite (Quellen-)Kenntnisse und über die damit im Zusammenhang stehenden Verflechtungen der jeweiligen Gegebenheiten und Rahmenbedingungen zu verfügen; Wahrnehmungs- und Deutungshorizont ist vielmehr das Spektrum der je eigenen gegenwärtigen Gefühle plus – und nun wird es fast grotesk – einer vom Historiologen konstruierten (!) historischen Situation, „in der die Quelle rezipiert wurde bzw. hätte rezipiert werden können“ – wobei es ausdrücklich noch als möglich hingestellt wird, dass diese Quelle „gekürzt, ergänzt oder auch verändert werden“ kann.¹⁵

Willkür und Unberechenbarkeit der Ergebnisse

Der „Input“ in den Historiolog seitens des Historiologen ist also vom Historiologen aus willkürlich zuzuschneiden; ebenso können sich und sollen sich auch die Teilnehmenden in die vom Historiologen zugeschnittene Situation nach eigenem Gutdünken mit ihren Empfindungen einbringen. Das heißt, dass weder für die Teilnehmenden noch für den Historiologen absehbar ist, was in den Diskurs aus der Welt der Gefühle eingebracht werden wird.

Dennoch wird dieser ebenso willkürlichen wie unberechenbaren Gemengelage höchste Relevanz zugeschrieben, die es dann auch ohne weitere Überlegung zu rechtfertigen scheint, dass die daraus sich entwickelnden Äußerungen auch für Dritte (alle am Historiolog aktiv oder passiv durch bloßes Zuhören Teilnehmenden) eine solche Relevanz gewinnen sollen, dass diese sie mit reflektieren. Kann man dieses Verfahren, das von fachlicher geschichtlicher Kompetenz ganz abzusehen in der Lage ist, dadurch pädagogisch adeln, dass man am Schluss feststellt: „Die Methode macht Lust, sich mit kirchen- wie lebensgeschichtlich besonders relevanten Quellen intensiv und nachhaltig zu beschäftigen“¹⁶? Es ist aber eine Methode, bei der keine „Sicherungen“ eingebaut sind, die vor der (bewussten oder auch ganz einfach unbedarft-unwissenden) Produktion von Fakenews, entsprungen aus den gegenwärtigen Gedanken und Empfindungen der am Historiolog (zufällig) Beteiligten, zu schützen vermöchte.

Eine (spielerisch anmutende, spielerisch sich annähernde, aber dann doch kommentierend und damit wertend hervortretende) Teilhabe am geschichtlichen Diskurs wird den am Historiolog Beteiligten unbesehen

¹⁵ <https://reiner-braun.jimdo.com/historiolog/>, Stand 09.08.2018.

¹⁶ <https://reiner-braun.jimdo.com/historiolog/>, Stand 09.08.2018.

eröffnet, es wird aber in keiner Weise strukturell abgesichert dafür Sorge getragen, dass die Beteiligten nicht einfach ihre jeweiligen ethischen oder auch dogmatischen Normvorstellungen, die ihr gegenwärtiges Denken und Handeln bestimmen, unausgesprochen und unreflektiert zum Raster derjenigen Wertungen machen, mit denen sie die Geschehnisse in den historischen Situationen ausmalen, weiterspinnen, kommentieren, in die sie sich nach Anleitung des Historiologen im Rahmen des Historiologs versetzen sollen.

Die Ergebnisse, zu denen ein Historiolog führt, sind weder im Vorhinein absehbar noch zu konzipieren möglich – und das Ergebnis, dass der Historiolog „eine multiperspektivische Wahrnehmung kirchengeschichtlicher Phänomene“ „wie kaum eine andere Methode“ eröffne,¹⁷ überdeckt die Problematik des jeweiligen Ergebnisses lediglich, weil es darüber hinwegtäuscht, dass schon die Voraussetzungen, unter denen in den Historiolog „eingestiegen“ wird, intransparent und willkürlich sind, zumindest aber sein können. So ist bei dieser Weise des Zugangs zu historischen Quellen weder sichergestellt, dass die Ergebnisse der Befassung mit den Quellen auch nur annähernd die tatsächlich zu erhebenden historischen Gegebenheiten abbilden noch dass sie diesen angemessen Rechnung tragen – sprich: sich um eine Wertung der historischen Situation gerade nicht aus der Gegenwartsperspektive (der Gefühle) der am Historiolog Beteiligten, sondern aus dem zu ermittelnden Horizont der seinerzeit zum Zeitpunkt des historischen Geschehens Beteiligten zu mühen.

Affekte wecken – ein Irrweg in der historischen Wissenschaft

Zusammenfassend: Als ein zielführender Weg zur Vermittlung differenzierter Kenntnisse über einst gegeben gewesene geschichtliche Zusammenhänge, Bedingungen und Vorstellungshorizonte der seinerzeit Beteiligten ist die Methode des Historiologs ungeeignet – und es geht ihr auch bei näherem Besehen gar nicht darum! Aus Perspektive historischer Wissenschaft ist diese Methode erkennbar ein Irrweg.¹⁸ Sie ist ein Irrweg insbesondere deshalb, weil die im Rahmen des Historiologs angewendete Technik, dass die Historiologin bzw. der Historiologe die jeweils von den Teilnehmenden eingebrachten Gedanken seinerseits noch einmal mit eigenen Worten wiederholt: Damit wird aber bei den übrigen Beteiligten

¹⁷ Braun, *Historiolog* S. 344.

¹⁸ Inwiefern dies auch für die Methode des Bibliologs zum angemessenen Erfassen der biblischen Überlieferung gilt, sei hier nicht im Einzelnen erörtert – auch mit Blick darauf dürfte aber zu fragen sein, ob die in der Reformation geltend gemachten Aspekte gegen ein spiritualistisches Verstehen der alt- und neutestamentlichen Überlieferung nicht auch die Bibliolog-„Technik“ treffen.

unausweichlich ein Verstärkungseffekt für diese wiederholte Aussage erzielt.¹⁹ Die Wiederholung wirkt aber zudem auch noch als eine (autoritative) Bestätigung, da sie von der Leitung des Historiologs und damit mit „offiziell“ Charakter zu Gehör aller Beteiligten gebracht wird.

In diesem Zusammenhang – wie Reiner Braun es unternimmt – auf das in der hebräischen Dichtung so oft zu beobachtende Stilmittel des Parallelismus membrorum zu verweisen,²⁰ fügt sich im Übrigen nahtlos in die mit dem Historiolog verfolgte Zielsetzung, affektive, emotionale Ebenen hervortreten zu lassen und zur Geltung zu bringen; in neuerer Forschung zum Charakter des Parallelismus membrorum wird dies übrigens unter Verweis auf die Einsichten schon Johann Gottfried Herders erläutert:

„Für den Verstand allein dichtet die Poesie nicht, sondern zuerst und zunächst für die Empfindung. Und ob diese den Parallelismus nicht liebet? Sobald sich das Herz ergießt, strömt Welle auf Welle, das ist Parallelismus. Es hat nie ausgedrückt, hat immer etwas neues zu sagen. Sobald die erste Welle sanft verfließt, oder sich prächtig bricht am Felsen, kommt die zweite Welle wieder. Der Pulsschlag der Natur, dies Othemenholen der Empfindung ist in allen Reden des Affekts.“²¹

Kann es aber verantwortbar ein zu erstrebendes Ziel sein, mit Blick auf historische Situationen in der Gegenwart Affekte wecken zu wollen? Wo darin die Aufgabe gesehen werden sollte, ist jedenfalls der Bereich wissenschaftlichen geschichtlichen Arbeitens längst verlassen – es bestünde vielmehr die Pflicht, offenzulegen, welchen anderen Zielsetzungen man durch den Einsatz dieser Methodik dienen will. Affekte werden selbstverständlich im politischen und gesellschaftspolitischen Diskurs angesprochen, geweckt, bedient und benutzt. Dabei aber geht es um Positionierungen in der bzw. zur Gegenwart – und auch oft um eine in bestimmter Weise erstrebte Gestaltung von Zukunft. Dass „Geschichte“ auch für solche Ziele funktionalisiert wird, ist nun nichts Neues – aber eine Methode zu propagieren, die diesem Zweck dient, kann kein Anliegen der Geschichtswissenschaft sein.

Vom Einsatz des Historiologs sollte daher also abgesehen werden, jedenfalls dort, wo es um die Vermittlung differenzierter und präziser Kenntnisse über gewesene geschichtliche Situationen, über deren Zusammenhänge und Hintergründe geht – und damit nicht zuletzt in ter-

¹⁹ So Braun, *Historiolog* (wie Anm. 1), S. 344.

²⁰ A.a.O., S. 338.

²¹ Wagner, Andreas: *Parallelismus membrorum*, in: Wagner, Andreas (Hg.): *Parallelismus membrorum*. Fribourg/Göttingen 2007; s. Zurich Open Repository and Archive 2007, ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-151671>. S. 1-26, hier S. 6f.; Zitat S. 6.

ritorialkirchengeschichtlichen Vereinen, die sich wissenschaftlicher historischer Arbeit verpflichtet sehen. In der Satzung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte e.V. heißt es:

„Der Verein dient der Erforschung der westfälischen Kirchengeschichte. Er betreibt und fördert die wissenschaftliche Arbeit daran. Er will das Interesse an kirchlicher Vergangenheit in allen Kreisen der Bevölkerung anregen und vertiefen.“²²

Und mit Blick auf die Realisierung dieses Vereinsziels heißt es:

„Der Satzungszweck wird insbesondere verwirklicht durch wissenschaftliche Veranstaltungen (Tagungen, Vorträge, Exkursionen) und Veröffentlichungen (Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Studienmaterialien).“²³

Das Stichwort „Historiolog“ findet sich in dieser Aufzählung nicht. Das ist indes kein Defizit, das durch eine baldige Ergänzung der Vereinsatzung behoben werden müsste. Im Gegenteil: Die Methode des „Historiologs“ liefert aus den genannten sachlichen Gründen gerade keinen Beitrag, der für sich in Anspruch nehmen könnte, eine wissenschaftliche Arbeit an Fragen der Kirchengeschichte zu sein oder auch nur, einer solchen wissenschaftlichen Arbeit dienlich zu sein. Das (ganz ohne Frage nicht einfach zu realisierende) Vereinsziel, „das Interesse an kirchlicher Vergangenheit in allen Kreisen der Bevölkerung anregen und vertiefen zu wollen“, steht und muss auch für die Zukunft unter dem Vorzeichen des wissenschaftlichen fundierten Arbeitens stehen, und auch im Moment der Vermittlung historischer Sachverhalte kann davon nicht partiell oder gar ganz davon abgesehen werden, um bei den Rezipienten ein höheres Maß an Interesse (sowie eine vordergründig empfundene höhere Zufriedenheit) zu wecken. Unter Nutzung der aus dem Bibliolog bekannten Bilder formuliert: Die Asche aus dem „weißen Feuer“, auf das beim Historiolog ja bewusst die Aufmerksamkeit der Beteiligten gelenkt wird, vermengt sich in nicht kontrollierbarer Weise mit der des „schwarzen Feuers“. Und das erschwert nicht nur die Analyse der Gegenstände, die das Letztere verzehrt hat, um die sich die historischen Wissenschaften bemüht, das verdirbt sie.

²² Satzung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte e.V. (Stand: 1.10.1997) [mit späteren Veränderungen]. § 2 Abs. 1; s. https://www.vwkg.de/fileadmin/media-pool/gemeinden/EV_vwkg/pdf/satzung_vwkg.pdf, Stand 09.08.2018.

²³ A.a.O., § 2 Abs. 2.

Bericht

Dietrich Kluge

Zwei Jahrhunderte lutherisch-reformierte Unionen

„Soviel Geschichte war selten oder nie!“ Dieser Ausruf eines Rundfunk-Kommentators galt nicht der täglich und unaufhaltsam anwachsenden Masse menschlicher Gedanken, Worte und Taten, die – kaum zur Gegenwart geworden – alsbald der Vergangenheit zugeschlagen und dem ewigen Vergessen überlassen werden. Das Staunen des Kommentators galt vielmehr der großen Zahl geschichtlicher Ereignisse, die dank ihrer kalendermäßigen Fixiertheit in regelmäßigen Abständen öffentlich in Erinnerung gerufen und so vor dem Vergessenwerden bewahrt bleiben. Die Völker Europas und in ihrer Mitte das wiedervereinigte Deutschland widmen sich in diesen Tagen gemeinsam, aber mit sehr unterschiedlicher Intensität und in wechselhaften Schnittmengen der Vergegenwärtigung von Ursache, Verlauf und Folgen der Reformation, dem Dreißigjährigen und dem Siebenjährigen Kriege, den Revolutionen von 1848 und 1918 und den beiden Weltkriegen, um nur die wichtigsten Großereignisse herauszugreifen, die Gegenstand des kollektiven Erinnerns, der wissenschaftlichen Forschung und Publikation sowie Thema von Vorträgen, Tagungen und Gedenkstunden sind. Ergänzt werden diese sich über mehrere Jahre erstreckenden Geschichtsprojekte noch durch zahlreiche Einzelthemen wie zum Beispiel die verhängnisvolle „Reichspogromnacht“ vom 9. November 1938, deren 80. Wiederkehr noch bevorsteht.

Aus oft schmerzlicher Erfahrung wissen wir, dass es eine gänzlich objektive Geschichtsschreibung nicht geben kann, weil uns die dafür erforderliche göttliche Allwissenheit fehlt und die verfälschende subjektive Erinnerung sofort mit dem Ereignis selbst einsetzt. Es ist deshalb vollkommen legitim, sich einem bestimmten geschichtlichen Ereignis unter immer wieder wechselnden und notwendigerweise subjektiven Aspekten anzunähern und durch die große Zahl dieser Sichtweisen doch eine relative Objektivierung und Vervollständigung der historischen Darstellung herbeizuführen. Hier sollen zwei Tagungen dokumentiert werden, die sich unter Anwendung dieses Konzepts in engem räumlichem und zeitlichem Zusammenhang, aber doch voneinander getrennt und mit unterschiedlichen Trägern und Teilnehmern, der zweihundertjährigen Geschichte lutherisch-reformierter Unionen im rheinisch-westfälischen Raum und darüber hinaus gewidmet haben. Da erfreulicherweise alle gehaltenen Vorträge in eine Dokumentation aufgenommen werden konnten, die in der Reihe „Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte“ unter dem Titel

„200 Jahre lutherisch-reformierte Unionen in Deutschland“ erschienen ist, kann der Chronist sich bei der Darstellung ihrer Inhalte kurz fassen.

Tag der Rheinischen und Westfälischen Kirchengeschichte in Hagen, 15.–17. September 2017

Inspiziert durch das für beide Landeskirchen gemeinsame Thema, hatten sich der Verein für Rheinische Kirchengeschichte und der Verein für Westfälische Kirchengeschichte wieder einmal zu einer gemeinsamen Jahrestagung zusammengefunden und dafür mit der Stadt Hagen einen Ort ausgesucht, der sich sowohl durch seine Lage als auch durch seine geschichtliche Rolle für diesen Zweck anbot. Eingebettet in das umfangreiche Vortragsprogramm mussten auch die dem Innenleben beider Vereine dienenden Formalien (Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen) zügig abgewickelt werden, was auch gelang.

Aus praktischen Gründen mussten die beiden Mitgliederversammlungen zur gleichen Zeit stattfinden (am Samstag, dem 16. September 2017, zwischen 13.00 Uhr und 14.00 Uhr). Der rheinische Verein hielt seine Versammlung in der Johanniskirche ab, der westfälische Verein im benachbarten DödtKOMM (Dödterstraße 10).

Auf Grund eines schriftlichen Wahlvorschlags, der zuvor von einer Findungskommission unter Leitung von Dr. Christof Windhorst erarbeitet worden war, wählte die Mitgliederversammlung des westfälischen Vereins in Blockwahl folgenden neuen Vorstand:

Geschäftsführender Vorstand des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte

1. Christian Peters, Vorsitzender, Münster
2. Albrecht Geck, 1. Stellvertretender Vorsitzender, Recklinghausen
3. Jürgen Kampmann, 2. Stellvertretender Vorsitzender, Hechingen und Löhne-Obernbeck
4. Ulrich Rottschäfer, Schatzmeister, Hiddenhausen
5. Thomas Heinrich, Stellvertretender Schatzmeister, Bielefeld
6. Walter Gröne, Schriftführer, Drensteinfurt
7. Thomas Ijewski, Stellvertretender Schriftführer, Freudenberg (Siegerland)

Weiterer Vorstand des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte

1. Ulrich Althöfer, Bielefeld (Landeskirchenamt)
2. Albrecht Beutel, Münster (Evangelisch-Theologische Fakultät)
3. Andreas Biermann, Bielefeld-Dornberg
4. Johannes Burkardt, Detmold (Landesarchiv NRW)
5. Gesine Dronsz, Minden

Bericht

6. Wolfgang Günther, Bielefeld (Landeskirchliches Archiv)
 7. Dietrich Kluge, Münster-Gremmendorf
 8. Matthias Mikoteit, Gemen
 9. Frank Stückemann, Soest
 10. Uta Wiggermann, Ibbenbüren
 11. Christof Windhorst, Löhne
 12. Mechthild Black-Veldtrup, Münster (Landesarchiv NRW)
- Ein weiterer Vorstandssitz blieb vorläufig unbesetzt.

Die westfälische Mitgliederversammlung billigte den Vorschlag des Vorstands, den nächsten Tag der Westfälischen Kirchengeschichte am 21./22. September 2018 in Recklinghausen zu veranstalten.

Der Hagener Tagungsort – die traditionsreiche, unter Denkmalschutz stehende Johanniskirche – erwies sich trotz ihrer unbestreitbaren Sanierungsbedürftigkeit als durchaus geeigneter Treffpunkt, wo die Tagungsteilnehmer sich wohlfühlen konnten. Die öffentlichen Veranstaltungen begannen am Freitag, dem 15. September 2017, um 14.30 Uhr mit dem schon traditionellen Stehkafee. Kurz vor 15.00 Uhr setzte das Geläut der Johanniskirche mit vollem Klang ein und lud zum Tagungsbeginn ein. Pfarrerin Juliane im Schlaa eröffnete die Tagung mit guten Wünschen für ihren Verlauf und wies darauf hin, dass die Kirche schon bald, nämlich zum Jahresende, geschlossen werde, um die notwendige und seit Langem geplante Renovierung zu ermöglichen. Es folgten Grußworte der beiden Trägervereine und der UEK sowie ein herzlicher Dank an das Gemeindepersonal, insbesondere an den unermüdlichen Küster Michael Jessen. Die weitere Moderation übernahm zunächst Prof. Dr. Jürgen Kampmann, der die Teilnehmer darüber aufklärte, dass sie sich an historischem Ort befänden: Im September 1817 hatten sich genau hier die lutherischen und reformierten Geistlichen versammelt, um die von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewünschte Union herbeizuführen. Damit war das Stichwort gegeben für den ersten Tagungsvortrag von Prof. Dr. Albrecht Geck (Osnabrück): „Friedrich Wilhelm III. und die Union in Preußen“. Eine lebhaft Diskussions schloss sich an, die sich bis in die vorgesehene Kaffeepause hinein fortsetzte.

Der nächste Tagungsvortrag von Dr. Frank Stückemann (Soest) über „Ökumenizität und Unionsgedanke am Beispiel der Quartalschrift für Religionslehrer (1804–1807)“ erschloss den Zuhörern ein weithin unbekanntes Kapitel europäischer Geistes- und Religionsgeschichte, das zwar nicht lange andauerte, aber doch blitzartig das Umfeld erhellte, wohinein der preußische König mit seinem Unionsprojekt vorstieß, ohne auf entschiedeneren Widerstand zu stoßen.

Nach dem vom gastgebenden Kirchenkreis Hagen gestifteten Abendessen in der Johanniskirche wurde das Vortragsprogramm um 19.30 Uhr

im DödtKOMM-Gebäude fortgesetzt mit einem Referat von Dr. Reiner Braun (Dautphetal-Dautphe) über die nassauische Union von 1817 mit dem erläuterungsbedürftigen Untertitel „dargeboten in Form eines *Historiologs* als narrativ-interaktivem Zugang – mit fachdidaktischer Reflexion“. Das Thema der nassauischen Union von 1817 selbst bot den Zuhörern keine nennenswerten Verständnisschwierigkeiten; allenfalls war man verblüfft über die Schnelligkeit, mit der das Unionsprojekt innerhalb von nur drei Wochen vom nassauischen Herrscherhaus durchgesetzt und durch die vom Herzog zu diesem Zweck einberufene Idsteiner Synode einstimmig gebilligt wurde. Die Zuhörer im Saal wurden aber gleichzeitig einem didaktischen Experiment unterzogen, einem „Historiolog“ als geschichtsdidaktischer Methode mit einem narrativ-interaktiven Zugang: Sie wurden aufgefordert, sich in Gedanken in den vom Referenten geschilderten unierten Abendmahlsgottesdienst mit allen liturgischen Elementen und in Anwesenheit des nassauischen Herzogpaares hineinzuversetzen, sich mit den handelnden Personen, zum Beispiel mit dem reformierten Herzog und seiner lutherischen Gemahlin, zu identifizieren und die dabei entstehenden Gedanken und Gefühle zu schildern. Die Reaktionen der Zuhörer hielten sich in engen Grenzen. Auch die abschließende fachdidaktische Erörterung über das Fehlen einer „Didaktik der Geschichte“ und über die Anwendbarkeit der historiologischen Methode als Mittel, das Interesse der (jugendlichen oder auch erwachsenen) Zuhörer zu wecken, verlief ziemlich wortkarg.

Am Samstag, dem 16. September 2017, begann das Tagungsprogramm um 9.15 Uhr mit einer Morgenandacht unter Leitung von Pfarrer Dr. Matthias Mikoteit (Gemen) und wurde – nach einer gern angenommenen Kaffeepause mit der Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen – um 10.30 Uhr mit einem ebenso umfangreichen wie thematisch gewichtigen Vortrag des Stellvertretenden rheinischen Vereinsvorsitzenden Dr. Andreas Metzging (Koblenz) über die Entwicklung der Union im Rheinland bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt. In einem ersten Teil seines Vortrags schilderte der Referent die historischen Voraussetzungen für das bunte Nebeneinander und Gegeneinander von Reformierten und Lutheranern im territorial zersplitterten Rheinland. Ein zweiter Vortragsteil war der Entwicklung in der Zeit der französischen Herrschaft 1794–1814 gewidmet, und ein dritter erfasste den organisatorischen Auf- und Ausbau in der preußischen Rheinprovinz ab 1816/1817. Es folgte eine lebhaft diskutierte Diskussion mit der Feststellung, dass in der Bestandsaufnahme noch immer viel zu tun bleibt, zum Beispiel in der Auswertung der gedruckten Synodalprotokolle sowohl auf Kreis- als auch auf Provinzial-Ebene.

Die samstägliches Mittagspause diente ganz unterschiedlichen Zwecken: Auf das traditionelle Mittagsgebet in der Johanniskirche und das auf dem benachbarten Markt oder anderswo zu besorgende Mittagessen

folgten, wie bereits erwähnt, ab 13.00 Uhr die Mitgliederversammlungen beider Vereine und ab 14.15 Uhr ein weiterer Stehkaffee.

Der restliche Nachmittag war dann ausgefüllt mit zwei umfangreichen Plenarvorträgen: mit einem von Lichtbildern begleiteten Vortrag von Prof. Dr. Johannes Ehmann (Heidelberg) über die Union in Baden (ab 14.45 Uhr) und mit einem Vortrag von Altbischof Prof. Axel Noack (Halle [Saale]) über die Auseinandersetzungen um die Union im 19. Jahrhundert (ab 16.15 Uhr). Nach diesen faktenreichen Referaten und den darauf folgenden lebhaften Diskussionen war im Publikum eine gewisse Ermüdung zu spüren. Das war wohl der äußere Anlass für die beiden westfälischen Moderatoren Prof. Kampmann und Prof. Peters, mahnend auf die noch ausstehenden Veranstaltungsteile am Sonntag hinzuweisen sowie dazu einzuladen, auch trotz bisher fehlender Anmeldung noch an der anschließenden Tagung in Villigst teilzunehmen. Im Übrigen strömten dann die meisten Teilnehmer in freudiger Erwartung in die nahe Pizzeria „Artischocke“ in der Dödterstraße 18 zu einem „Abend der Begegnung der Vereine“ mit vorwiegend italienischer Küche (Ende offen).

Der Sonntagvormittag (17. September 2017) stand ganz im Zeichen des festlichen Gottesdienstes mit Abendmahl, ausgerichtet von der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK), den wohl alle Teilnehmer in guter Erinnerung behalten werden. Sobald die Türen der Johanniskirche geöffnet waren und das Geläut zum Eintritt einlud, strömten Gemeindeglieder und auswärtige Gäste in erfreulich großer Zahl hinein und füllten die Bänke im Mittelschiff wirklich bis zum letzten Platz – ein selten gewordener Anblick! Festliche Stimmung breitete sich aus, während man noch mit der Lektüre der Programmzettel beschäftigt war. Die liturgische Leitung des Gottesdienstes teilten sich die UEK-Bischöfin Petra Bosse-Huber (Hannover) und der rheinische Präses Manfred Rekowski (Düsseldorf), während die westfälische Präses Annette Kurschus (Bielefeld) die bewegende Festpredigt hielt. Die musikalische Leitung einschließlich der Kantate „Der 42. Psalm“ von Felix Mendelssohn Bartholdy (op. 42 für Soli, Chor und Orchester) „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser“ lag in den bewährten Händen von KMD Manfred Kamp, der selbst an der Orgel saß.

Im Anschluss an den Festgottesdienst hielt der westfälische Vereinsvorsitzende Prof. Dr. Christian Peters (Münster) den letzten wissenschaftlichen Vortrag der Hagener Tagung zum Thema „Die Vereinigung der lutherischen und der reformierten Provinzialsynode der Grafschaft Mark zur Märkischen Gesamtsynode in Hagen 1817“. Dieser Vortrag war für den genius loci und für die emotionale Vergegenwärtigung des historischen Geschehens am gleichen Ort 200 Jahre zuvor von unschätzbbarer Bedeutung: Während Prof. Peters den Ablauf des ersten gemeinsamen Abendmahls in der Johanniskirche am Morgen des 16. September 1817 und die freudig-angeregte Stimmung der damaligen Teilnehmer schil-

derte, konnte kaum ein Zuhörer sich vergleichenden Gedanken und dem Nachsinnen über die seitdem vergangenen 200 Jahre entziehen.

Die Union Evangelischer Kirchen sorgte an diesem Tage auch für das leibliche Wohl der Teilnehmer. Nach dem von ihr gesponserten Mittagessen brach man um 14.00 Uhr vom benachbarten Marktplatz aus auf zu der bei fast allen Jahrestagungen beliebten Busexkursion, diesmal zu sorgfältig gewählten Orten auf den Spuren lutherisch-reformierter Gemeinde-Vereinigungen im 19. Jahrhundert (Wetter-Dorf und Wetter-Freiheit, Herdecke und Dortmund-Wellinghofen). Die Fahrt endete an der alten Stadtkirche von Unna, wo nach einem reichlichen Abendessen ein musikalischer Höhe- und Schluss-Punkt der Tagung auf die Teilnehmer wartete: eine „Unnaer Abendmusik“ mit dem Titel „Nun freut euch lieben Christen g'mein“ – ein umfangreiches Vokal- und Instrumentalprogramm, ausgeführt von der Philipp-Nicolai-Kantorei Unna unter Leitung von KMD'in Hannelore Höft (Orgel/Klavier) und Sebastian Höft (Trompete/Flügelhorn) sowie ergänzt durch zum Nachdenken anregende Rezeitationen von Guntram Höft. Am Ende fühlten sich alle Zuhörer reich beschenkt und brachten das auch durch ihren lebhaften Beifall zum Ausdruck.

Wer einmal versucht hat, das Tagungszentrum Haus Villigst in Schwerte mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen, der weiß, dass das nicht einfach ist. Diejenigen Tagungsteilnehmer, die auch schon in der Nacht vom 17. auf den 18. September 2018 in Villigst übernachteten wollten, waren deshalb dankbar, dass der Exkursionsbus sie in Unterbrechung der Rückfahrt nach Hagen direkt vor den Toren der Villigster Tagungsstätte absetzte. Die klösterliche Ruhe, die uns dort empfing, garantierte eine völlig ungestörte Übernachtung.

**200 Jahre lutherisch-reformierte Union.
Konferenz der westfälischen Kommission für
kirchliche Zeitgeschichte am 18./19. September 2017
in Schwerte-Villigst**

Das umfangreiche Tagungsprogramm der Kommission für kirchliche Zeitgeschichte der Evangelischen Kirche von Westfalen begann am Morgen des 18. September 2017 nach einem Stehkafee für die auswärtigen Teilnehmer um 10.00 Uhr mit einer Begrüßung durch den Kommissions-Vorsitzenden Prof. Dr. Dieter Beese, mit einem Grußwort von Prof. Dr. Jürgen Kampmann als Vertreter der Hagener Veranstalter sowie mit technischen Hinweisen für den Tagungsablauf.

Vorgesehen waren ursprünglich zwei Plenarvorträge am Vormittag des ersten Tages sowie elf weitere Referate, in fünf thematisch gegliederte

Sektionen über die verbleibende Tagungszeit verteilt. Innerhalb der Sektionen sollten die Referate jeweils durch einen Moderator kommentiert und dann im Plenum diskutiert werden. Da die Sektionen niemals zur gleichen Zeit, sondern strikt nacheinander tagten, war es möglich, bei genügender Ausdauer das gesamte Vortragsprogramm bis zur Abschlussdebatte zu absolvieren. (Man konnte aber auch einzelne Referate aussparen.) Im Hinblick auf den Abdruck aller gehaltenen Referate verzichtet der Chronist hier auf eine inhaltliche Wiedergabe und Kommentierung der einzelnen Vorträge und beschränkt sich auf eine kursorische Übersicht.

Den ersten Plenarvortrag am Vormittag des 18. September 2018 hielt PD Dr. Henning Theißen zum Thema „Über Verwaltungs- und Konsensusunion hinaus. Unierte Theologie im 19. und 20. Jahrhundert“. Nach einer bereits unter Zeitdruck leidenden Diskussion, einem Grußwort der Evangelischen Kirche von Westfalen durch Vicco von Bülow und einer Kaffeepause folgte der zweite Plenarvortrag, gehalten von Prof. Dr. Jürgen Kampmann zum Thema „Die Arbeit des EKvW-Ausschusses ‚Bekenntnis und Einheit der Kirche‘ (1953–1958)“, ebenfalls mit anschließender Diskussion.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen war der Nachmittag desselben Tages ausgefüllt mit drei Referaten der Sektion 1: Unionsgedenken und Wirkungsgeschichte der Union in Deutschland.

Das Abendessen wurde gemeinsam in der Cafeteria des Haupthauses eingenommen und bot Gelegenheit für Begegnungen und Gespräche.

Am Vormittag des 19. September 2017 folgten auf eine Morgenandacht unter Leitung von Prof. Axel Noack die Referate von Sektion 2 (Unionen außerhalb Deutschlands) und 3 (Exportmodell Union?). Da in der Sektion 3 ein ursprünglich vorgesehenes Referat von Dr. Hanns Lesing zum Thema „Bethel-Mission, Rheinische Mission, VEM – unierte Mission?“ ausfiel, wurden die Referate der Sektionen 2 und 3 zu einer gemeinsamen Diskussionsrunde zusammengefasst und so der durch die Stofffülle verursachte Zeitdruck etwas gemildert.

Am Nachmittag desselben Tages folgten noch die Referate der Sektion 4 (Streitfall Union?) und 5 (Union und Bekenntnis in der Religionspädagogik) sowie eine Abschlussdebatte.

Angesichts der Fülle des dargebotenen Materials und des dadurch verursachten Zeitdrucks ergab sich die Frage, ob es nicht weiser gewesen wäre, die Zahl der Referate von vornherein zu reduzieren. Andererseits hatte die Vielzahl der thematischen Aspekte auch Vorteile, vor allem wegen der Möglichkeit, die Vorträge nunmehr nachzulesen. Die beiden hier dokumentierten Tagungen über eine ganze Epoche der evangelischen Theologie sind jedenfalls ihrerseits zu einem historischen Ereignis geworden, das allenfalls in ferner Zukunft eine Entsprechung finden wird.

Buchbesprechungen

Johannes Stüer, Der Röhrentruper Rezess von 1617. Religion und Politik in Lippe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges (Paderborner Beiträge zur Geschichte 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2017, kart., 144 S.

Am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges kam es im Weserraum zu einem Mikrokonflikt von Brisanz: Graf Simon VI. zur Lippe und die Stadt Lemgo lieferten sich ein zehnjähriges Hickhack um konfessionelle Rechte. Graf Simon hatte sein Land zum reformierten Bekenntnis geführt, die reiche Landstadt Lemgo wollte am lutherischen Glauben festhalten. Eine Eskalation ins Gewalttätige konnte im letzten Moment – ausgerechnet unter Vermittlung des Paderborner Fürstbischofs – verhindert werden. Im August 1617 wurde der „Röhrentruper Rezess“ geschlossen, ein politisch-kirchenpolitisches Einigungswerk, in dem der Landesherr den konfessionellen Sonderstatus Lemgos anerkannte. Äußerer Ausdruck der Einigung war ein in vielen Details beachtenswertes Urkundenlibell, das über 200 Jahre hindurch rechtliche Gültigkeit besaß und mit Fug und Recht immer noch als Fundament der heutigen kirchlichen Verhältnisse im Lippischen angesehen werden darf. Von der Forschung ist diese Urkunde bis ins 19. Jahrhundert praktisch ignoriert und erst später von Archivaren und Historikern beachtet und unterschiedlich interpretiert worden.

Stüer hat der in zwei Ausfertigungen (der des Grafen und der der Stadt Lemgo) überlieferten Urkunde einen kleinen Band gewidmet, in dem er penibel die Forschungsgeschichte bilanziert, die Urkunde selbst mit ihren inneren und äußeren Merkmalen analysiert und eine eigene Interpretation vornimmt. Ein Faksimile des landesherrlichen Exemplars der Urkunde und der Abdruck des Wortlautes runden die Darstellung ab. Ähnlich wie schon 1953 Wilhelm Neuser in seiner kurzen Charakterisierung des Rezesses (Deutsches Pfarrerbblatt 1953, S. 11-12), aber besser belegt und tiefer analysiert, kommt Stüer zu dem Ergebnis, dass die Urkunde als ein zwar religiös durchdrungenes, aber doch primär politisch motiviertes Dokument zu bewerten ist. Dabei hinterfragt er an vielen Stellen Heinz Schillings Auffassungen, der, so Stüer, hinsichtlich des Rezesses einen „Schlingerkurs“ fahre und den Protagonisten unterschiedliche, vor allem konfessionelle Interessen unterstellt habe (vgl. Schilling, Konfessionskonflikt und Staatsbildung, Gütersloh 1981, S. 352-356).

Bei der inhaltlich-politischen Analyse hilft Stüer eine eingehende formale Untersuchung des Rezesses. Er zeigt damit wohlthuend, dass es sich auch im 21. Jahrhundert durchaus lohnen kann, eine frühneuzeitliche Urkunde unter hilfswissenschaftlichen Aspekten zu untersuchen. Dabei schießt er freilich an einigen Stellen über das Ziel hinaus. Er kommt beispielsweise beim Vergleich der beiden Urkundenausfertigungen aufgrund zu formalistischer Prämissen zu dem Schluss, beide Stücke seien von unterschiedlichen Schreibern niedergeschrieben worden. Berücksichtigt man, dass es im 17. Jahrhundert noch keine einheitliche Orthographie gab, dass auch bei Kanzleischreibern nicht selten das Prinzip „variatio delectat“ galt, untersucht man ferner die einzelnen Buchsta-

benformen und den Schreibduktus genauer, so wird man, wie die meisten Autoren vor Stüer auch, zu dem Schluss kommen, dass es sich um dieselbe Schreiberhand handelt. Aus der von Stüer richtig beobachteten Tatsache, dass das Exemplar der Stadt Lemgo nicht so aufwendig ausgestattet ist wie das des Grafen, ließe sich beispielsweise schließen, dass hierarchische Unterschiede zum Ausdruck gebracht werden sollten. Agierten die involvierten Parteien wirklich, wie Stüer meint, durchweg auf „juristischer Augenhöhe“ (S. 93)?

An einigen Stellen sind aus diplomatisch/sphragistischer Sicht sicher noch weitergehende Interpretationsmöglichkeiten gegeben. Der Autor konstatiert völlig richtig, dass beim Exemplar der Stadt Lemgo die Siegel fehlen. Aber warum? Wurde die Urkunde 1854, als sie aufgrund einer neuen, toleranteren Gesetzgebung obsolet wurde, vielleicht von der Stadt durch Kappen der Siegel kassiert? Ähnliche Fragen lassen sich auch noch an anderen Stellen aufwerfen; das soll hier nicht vertieft werden. Fundamentalkritik ist mit diesen Bemerkungen nicht verbunden, vielmehr zeigen sie meines Erachtens sehr schön, dass eine Arbeit wie die vorliegende wertvolle Anregungen zum Weiterforschen und -fragen liefern kann. Ein ärgerlicher kleiner Fauxpas ist freilich die Bezeichnung der evangelischen Geistlichen als „Priester“.

Insgesamt liegt eine schöne kleine, auch optisch ansprechend gestaltete Arbeit vor, die Nachahmung verdient. Vielleicht besitzen ja auch andere mittelalterliche und frühneuzeitliche Urkunden ähnliche Aktualität wie der Röhrentruper Rezesz?

Johannes Burkardt

Wirkungen des Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel. Studien und Quellen, hg. von Dieter Merzbacher und Wolfgang Miersemann (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 53), Harrassowitz, Wiesbaden 2015, brosch., 648 S.

Der voluminöse Band enthält den Niederschlag einer Fachtagung aus dem Jahr 2008. 15 Autorinnen und Autoren, allen voran die als versierte und akribische Pietismusforscher bekannten Manfred Jakobowski-Tiessen, Hansgünter Ludwig, Hans Otte und Hans-Jürgen Schrader, liefern eine profunde wie umfangreiche Gesamtschau des Kenntnisstandes zum Thema Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel. Schrader berichtet dabei eloquent und kenntnisreich über die pazifistischen Ansätze Christian Hoburgs unter der Protektion Herzog Augusts, lesenswert ist auch Ludewigs Charakterisierung der Trinitatiskirche in Wolfenbüttel als pietistisch motiviertes Stück Barockarchitektur. Wertvoll ist der Aufsatz von Hans Otte über die Wahrnehmung des Pietismus bei den Pfarrern des Oberharzes. Zu ihnen zählten besondere Charaktere wie Caspar Calvör, die den Anfragen des Pietismus an die Amtskirche offen und wohlwollend gegenüberstanden. Das erleichterte es ihnen, gegenüber Separatisten und anderen Radikalen vermittelnde Positionen einzunehmen und konfliktmildernd zu wirken. Birgit Hoffmann liefert mit ihrer quellenkundlichen Untersuchung über das Wolfenbütteler Pietistenedikt von 1692 einen Beleg für die Richtigkeit

und Aktualität des Appells der Herausgeber, das in den Archiven vorhandene Quellenmaterial auch zu nutzen und auszuwerten (S. 15).

Das Buch lenkt den Blick des Lesers überwiegend in die Binnenperspektive. Dieser Ansatz ist für die pietistische Sphäre mit ihrem länder-, ja kontinent-übergreifenden Beziehungs- und Interaktionsgeflecht problematisch. Die im thematischen Kontext unbedingt erforderliche Einbettung in gesamteuropäische Zusammenhänge wird zwar nicht ignoriert, kommt jedoch zu kurz. So trifft der aus Westfalen gen Norden blickende Leser zwar auf vertraute Namen und Charaktere wie Jean de Labadie, Hochmann von Hohenau oder Johann Heinrich Reitz, die jedoch eher beiläufig erwähnt werden. Auf diese Weise könnte der Eindruck entstehen, als seien die Pietisten in und um Wolfenbüttel mit ihren Gleichgesinnten im Bereich des heutigen Westfalen lediglich durch lose Bande verknüpft gewesen. Dass dem durchaus nicht so gewesen ist, hätte in der historischen Übersicht und in dem Beitrag über den Pietismus unter den Bergleuten im Harz zum Ausdruck kommen können, ja müssen.

Eine der Hauptpersonen dieses Netzwerkes mag dies illustrieren: Victor Christoph Tuchtfeld, ein Prediger pietistischer und separatistischer Ideale, ein aufgrund seiner rigiden Kirchenfeindschaft, seiner charismatischen Beredsamkeit und seiner Mobilität von Orthodoxie und Behörde gleichermaßen gefürchteter Mann. Tuchtfeld wird zwar von Gabriele Canstein in ihrem Artikel über die „Wirkungen des Pietismus unter Harzer Bergleuten“ als wichtiger Motor des Harzer Pietismus ausgiebig gewürdigt, die faszinierende Facette seiner Wirksamkeit als Exporteur montan- und bergbautechnischen Knowhows und als Vermittler von Harzer Glaubensflüchtlingen nach Südwestfalen und umgekehrt als Importeur radikalpietistischer Ideen und heterodoxer Druckerzeugnisse Wittgensteiner Provenienz in die Harzer Bergstädte wird aber mit keinem Wort erwähnt. Hierin fällt die zu besprechende Publikation deutlich hinter Rudolf Ruprechts 1919 erschienene Arbeit über den „Pietismus des 18. Jahrhunderts in den Hannoverschen Stammländern“ zurück.

Das Gesamtergebnis der Tagung, dass man mit Blick auf das Fürstentum Wolfenbüttel durchaus von einer pietistischen Bewegung und nicht nur von punktuellen Erscheinungen sprechen darf (S. 14f.), erscheint angesichts des gewaltigen Umfangs der Aufsatzsammlung doch etwas mager. Aufgrund der großen Distanz zwischen der Tagung und der Publikation ihrer Beiträge bewegt sich das Buch zudem leider nicht flächendeckend auf dem neuesten Stand der Forschung. Lobenswert und sinnvoll ist die gut kommentierte Edition zentraler Quellen im Anhang und die Ausstattung mit Orts- und Personenregistern. Optisch kommt das Buch außen leider sehr dunkel und arg seriös daher, innen wird der Text durch zahlreiche, gut ausgewählte s/w-Abbildungen aufgelockert. Es ist ein Band, in dem Fachleute trotz mancherlei Lücken viele interessante Informationen und Anregungen entdecken werden.

Johannes Burkardt

Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 2. Das 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Stefan Gorjßen, Horst Sassin und Kurt Wesoly (*Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur* 32), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2016, geb., 864 S., zahlr., meist farbige Abb. u. Karten.

Zu Thema Anlage, Methode und Gesamtkomposition des Buches sei auf die Rezension des ersten Bandes der „Bergischen Geschichte“ im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 111 (2016), S. 462f., verwiesen. Auch der zweite Band überzeugt im Ganzen hinsichtlich Themenauswahl, Textqualität, Illustration mit Karten und Bildmaterial und letztlich auch mit dem einladenden optischen Erscheinungsbild. Wie beim Vorgängerband standen die Autoren vor dem Problem der räumlichen Eingrenzung ihrer Abhandlungen, also vor der Frage, was „das“ Bergische Land eigentlich ist. Die Antworten geraten unterschiedlich: Schnittmenge ist das Städtedreieck Wuppertal – Solingen – Düsseldorf, darüber hinaus greifen die Beiträge unterschiedlich weit in eine Region hinein, wie sie in den letzten beiden Jahrhunderten durch eine Gemengelage wirtschaftlicher, aber auch kirchlich-konfessioneller Gegensätze unterschiedlicher und abwechslungsreicher kaum sein konnte. Man begegnet einem spannenden Ausgangspunkt für kirchengeschichtliche Fragen.

Rings um ein Rückgrat von Artikeln zur Verlaufsgeschichte des Bergischen Landes zwischen 1806 und der Zeit „nach 1945“ wird dem Leser ein breites Spektrum von Beiträgen zur Kultur-, Wirtschafts-, Verkehrs- und Sozialgeschichte geboten, das wie im ersten Band mit informativen Kleinbeiträgen über prominente Persönlichkeiten (zum Beispiel zu Friedrich Wilhelm Raiffeisen und dem Genossenschaftswesen oder auch zu den Bundespräsidenten Walter Scheel und Johannes Rau), Familien (etwa über die Mannesmanns oder die Zuccalmaglios) und Sehens- oder Wissenswertes wie die Wuppertaler Schwebebahn garniert wird.

Kirchengeschichtliche Fäden werden an vielen Stellen in unterschiedlicher Intensität aufgegriffen. Einen kursorischen Überblick vermittelt der von Gisela Fleckenstein, Jörg van Norden und Birgit Siekmann verfasste Hauptartikel „Die Kirchen im Bergischen Land“ (S. 105-141). Die zentralen, zur Entwicklung in Westfalen parallel laufenden Entwicklungen in der preußischen Zeit (Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung von 1835, Agende, Union, „Thron und Altar“) werden darin pointiert und zutreffend dargestellt, ebenso die Entwicklung in der Weimarer Zeit und während des Kirchenkampfes. Gehaltvoll, aber leider schon in den 1950er Jahren endend ist Dietrich Meyers Artikel über „Protestantische und katholische Sozialpolitik im Bergischen Land“, in dem die Anfänge diakonischer Arbeit (vor allem zu Fliedner in Kaiserswerth) besonders betont werden. Meyer streift auch das Thema „Kirche und soziale Frage“, das ansonsten auffallend wenig Reflexion im Band findet, insbesondere nicht in Rudolf Bochs ansonsten schöner Übersicht über das „Bergische Land im 19. Jahrhundert“, in der immer wieder die Bedeutung des kirchlichen und konfessionellen Moments für die Geschichte der Region aufscheint. Letzteres gilt auch für Sigrid Lekebuschs Ausführungen über das Vereinswesen, die spannend geschrieben sind. Hier begegnen wir unter anderem Bekannten wie dem Pietisten und Kameralisten Jung-Stilling oder dem Pädagogen Johannes Löh.

Die damit geweckten Erwartungen werden freilich durch allzu knappe Worte zum kirchlichen Vereinswesen (S. 412-414) gedämpft. Das Thema hätte sicher mehr Aufmerksamkeit verdient. Ein Forschungsdesiderat?

Deutlich zu schwach wird die Rolle von Kirche und Pfarrern in dem wohl aufgrund seiner thematischen Breite recht holzschnittartig geratenen Artikel über „Schule und Bildung“ berücksichtigt. Hier wird die Befreiung der Schule „von kirchlicher Bevormundung“ gefeiert, ohne die Hintergründe angemessen darzustellen. Teilweise kompensiert das der kurzweilige und kompetent geschriebene Beitrag Ralf Stremmels über den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Zeit. Hier finden sich auch prägnante Aussagen über den kirchlicherseits mit Erbitterung geführten Schulstreit (S. 589-591) oder den Pietismus im 20. Jahrhundert (S. 622-623), Themen, die man sonst vergebens im Buch sucht. Arg knapp, aber solide auf Günther van Nordens Arbeiten fußend kommt der Kirchenkampf in Horst Matzeraths Aufsatz über das Bergische Land im Dritten Reich daher (S. 672-674). Immerhin wird die Rolle der Kirche unter dem Einfluss Paul Humburgs und Karl Immers zutreffend charakterisiert, wenn das Wuppertal gemeinsam mit Bethel und Dahlem unter die „wichtigsten Zentren der Bekennenden Kirche“ gezählt wird (S. 675). Wie gegensätzlich die damaligen ideologischen und theologischen Gegensätze sein konnten, illustriert prägnant das Gegensatzpaar zweier Kurzbiographien: des im Oberbergischen geborenen Chefs der „Deutschen Arbeitsfront“ und NS-Hardliners Robert Ley und des in Neukirchen und Barmen tätigen reformierten Pfarrers Karl Immer, der den Nationalsozialisten mit der Parole „Résistez!“ Paroli bot (S. 711-713 bzw. S. 715-719). Leider nur „by the way“ kommen die Kirchen im Schlussartikel Christoph Nonns über die Jahre nach 1945 vor, und zwar im Kapitel „Individualisierung, soziale Milieus und Kirchen“. Ist dies vielleicht eine für die anhaltende Tendenz der Entkirchlichung bei nach wie vor hohem Interesse der Bevölkerung an religiösen Fragen bezeichnende Einordnung?

Insgesamt hat man den Eindruck, dass die „Bergische Geschichte 2“ die Grundlinien der Kirchengeschichte im Bergischen korrekt nachzeichnet, an vielen Stellen durchaus zum Nachfragen und Nachforschen anregt und die dazu nötige Literatur auf aktuellem Forschungsstand benennt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Johannes Burkardt

Andreas Gaidt, Von der preußischen Garnisonschule zur Gemeinschaftsgrundschule Bonhoeffer. Zur Geschichte der evangelischen Volks- und Grundschule in Paderborn-Schloß Neuhaus. Eine etwas andere Festschrift im Auftrag des Vereins der Eltern und Förderer der Bonhoefferschule e. V., Media Print, Paderborn-Schloß Neuhaus 2017, brosch., 206 S.

Zunächst einmal ein Lob vorweg: Diese Festschrift ist in der Tat anders als die meisten – sie enthält Anmerkungen mit genauen Quellenangaben zu den verwendeten archivalischen Dokumenten. Archivar Andreas Gaidt vom Stadt- und Kreisarchiv Paderborn hat den Zugang zu den historischen Quellen direkt

an seinem Arbeitsplatz und in weiteren Archiven genutzt. Jedoch führt die ausführliche Verwendung der Archivalien manchmal zu Doppelungen und einer sehr großen Detailfülle. Zahlreiche Abbildungen illustrieren den Band. Dies dürfte insbesondere die ortskundigen Leser und ehemaligen Schüler erfreuen.

Diese lokalhistorische Veröffentlichung ist auch im westfälischen Umkreis bedeutsam, denn die Neuhäuser Schulgeschichte bildet die gesellschaftlichen und konfessionellen Entwicklungen der evangelischen Diaspora in Geschichte und Gegenwart ab. Die dargestellten Inhalte lassen sich nämlich auch als Parabel auf den eklatanten Bedeutungsverlust der evangelischen Kirche heute lesen. Katholische Eltern fordern zwar nach wie vor eine kontinuierliche Vermittlung katholischer Glaubensinhalte in der Grundschule ein und stimmten noch 2016 für den Erhalt der katholischen Grundschule (S. 176), evangelischerseits wächst jedoch die Indifferenz trotz der in Schloss Neuhaus jahrzehntelang erfahrenen Zurücksetzung (zum Beispiel Schwierigkeiten beim Grundstückskauf, Zuweisung weniger attraktiver Schulhäuser, Ausgrenzung der Lehrer und Schüler im gemeinsamen Gebäude, selbstverständliche Beibehaltung katholischer Schulpatronate für Gemeinschaftshauptschulen). Im 19. Jahrhundert dagegen, vermehrt seit den 1870er Jahren, waren die meist ortsfremden Protestanten, allen voran der spätere Superintendent Karl Klingender, dagegen nicht dazu bereit, ihre konfessionellen Bedürfnisse zurückzustellen, und setzten alles daran, dauerhaft eine evangelische Volksschule zu installieren, weil sie ihre Kinder in ihrer Konfession beheimaten wollten. Von einem sozialhistorischen Standpunkt aus sehr erhellend sind die finanziell zum Teil prekäre Situation der Lehrer im Kaiserreich, ihre kurze Verweildauer, die erschreckenden hygienischen Verhältnisse sowie die ständige Feuchte im Schulhaus, auch nach dem Neubau 1903.

Der häufige Gebrauch von umgangssprachlichen Füllsätzen („Hierzu später mehr“, „... werden wir noch sehen“) und Plattitüden („Die Katholiken haben mehr gefeiert als die Protestanten, vielleicht ein Zeichen der protestantischen Ethik“, S. 67) ist etwas unerfreulich. Einige historische Urteile sind für die Rezensentin nicht nachvollziehbar, beispielsweise wenn es nach einem anderslautenden Zitat um die einseitige Betonung der Kriegsbegeisterung 1913/1914 beim protestantischen Volksteil geht (S. 71), um die einseitige Interpretation des Kulturkampfes als eines staatlichen Kampfes gegen die römisch-katholische Kirche (S. 12) oder um die Bewertung einer städtischen Gedenkerzenaktion 1949 (S. 91) als vorgebliche Fortsetzung der Naziideologie. Manches ist möglicherweise dem gegenwärtigen Zeitgeist geschuldet.

Insgesamt lässt sich gerade auch unter Einschluss der Komponente „Zeitgeist“ sagen: Wenn man die konfessionelle Situation in Westfalen und ihre Entwicklung bis in die Gegenwart verstehen will, ist diese – noch dazu überaus preiswerte – Schulgeschichte aus dem Paderborner Raum mit Gewinn zu lesen.

Leider sind in der Darstellung bisweilen die Tempora und damit die Zeitebenen durcheinandergeraten. Auch irritieren die vermutlich der automatischen Trennung geschuldeten Rechtschreibfehler.

Gesine Dronsz

Uta C. Schmidt (Hg.), *Kirche in der Stadt. Wattenscheider Barock. Gelsenkirchener Appell. Ein bebildertes Lesebuch*, Arachne, Gelsenkirchen 2017, brosch., 223 S., zahlr., farbige Abb.

Das Reformationsjubiläum hat im letzten Jahr viele größere und kleinere Veröffentlichungen zu unterschiedlichen Fragen hervorgebracht. Oftmals wurde der Anlass genutzt, um historische und aktuelle Themen, die in einem indirekten Zusammenhang mit dem Jubiläum stehen, zu bearbeiten. Dies trifft auch auf das hier zu besprechende Buch zur regionalen Kirchen- und Sozialgeschichte von Wattenscheid und Gelsenkirchen zu. Auch wenn das Reformationsjubiläum mehrfach thematisiert wird, ist es mehr noch ein anderer Bezug, der im Mittelpunkt des Buches steht: 2014 wurde das Industrie- und Sozialpfarramt des Kirchenkreises 50 Jahre alt. Die Darstellung von dessen Tätigkeit in einer Zeit des Strukturwandels nimmt breiten Raum ein und ist somit der Kern des Buchprojektes.

Entstanden ist ein reich bebildertes und sehr abwechslungsreiches Buch. Die Herausgeberin und Hauptautorin Uta C. Schmidt hat mit einem Kreis von fünf weiteren Autorinnen und Autoren die unterschiedlichen Themen der regionalen Kirchen- und Sozialgeschichte des Kirchenkreises behandelt. Auch wenn es einen ausführlichen Beitrag von Uta C. Schmidt zur Geschichte Wattenscheids und Gelsenkirchens im konfessionellen Zeitalter gibt, in dem die konfessionelle Vielfalt der Region betont wird, liegt der Schwerpunkt des Buches auf den letzten 150 Jahren, also von der Zeit der Hochindustrialisierung bis zu den gegenwärtigen Umbrüchen. Die Beiträge sind chronologisch geordnet, die einzelnen Autorinnen und Autoren konzentrieren sich dabei auf einzelne regionale Themen bzw. biographische Darstellungen.

In einem einleitenden Artikel beschreibt Schmidt zunächst die Geschichte des Kirchenkreises Gelsenkirchen und Wattenscheid, der quer zu den kommunalen Grenzen liegt und in seiner heutigen „Gestalt letztlich den Steinkohlevorkommen“ (S. 20) zu verdanken ist. Angelika Müller untersucht die Geschichte der vielen zugewanderten evangelischen Masuren und deren besondere Frömmigkeit, die für viel Ablehnung sorgte. Die Rekonstruktion ist deshalb so wertvoll, weil sie zeigt, welche Bedeutung Religion und Glauben für die Fragen von Zuwanderung und Integration haben.

Die Evangelische Arbeitervereinsbewegung nahm ihren Ausgang 1882 in Gelsenkirchen. Uta C. Schmidt stellt deren Geschichte quellennah bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges in einem eigenen Aufsatz vor. In gewisser Weise als kirchliche Ergänzung gelten kann die biographische Studie von Cordula Schlösser-Kost zum ersten Sozialpfarrer der rheinischen Provinzialkirche, Pfarrer Wilhelm Menn, der von 1915 bis 1921 Gemeindepfarrer in Rotthausen (das damals noch nicht zur westfälischen Provinzialkirche gehörte) war und der für eine soziale Verantwortung der Kirchen eintrat. Während Menn eher im liberalen protestantischen Lager zu verorten ist, beschäftigt sich Stefan Goch in seinem Beitrag mit dem Mehrheitsprotestantismus und der Frage, was das „protestantisch-nationale Lager“ zur „Zerstörung“ der Weimarer Demokratie beitrug. Am Gelsenkirchener Beispiel wird deutlich, wie sehr die Ablehnung der

pluralen Weimarer Demokratie den Aufstieg des Nationalsozialismus begünstigte, auch wenn es der „Bewegung“ gegenüber viele Vorbehalte gab. Im Anschluss rekonstruiert Patrick Buber dann die Geschichte des Kirchenkreises in den Jahren von 1933 bis 1945, wobei besonders die Konflikte und „kirchlichen Grabenkämpfe“ (S. 108), die in den einzelnen Gemeinden unterschiedlich verliefen, im Mittelpunkt der Darstellung stehen.

Praktisch den gesamten zweiten Teil des Lesebuches bestreitet dann die Herausgeberin, die sich unterschiedlichen Themen widmet und dabei die Chronologie verlässt. So wird das vielschichtige Thema „Frauen in der Kirche“ in einem weiten Bogen von der Frauenhilfe des Kaiserreiches bis zur Frauenordination und der Wahl der ersten Superintendentin 1996 erzählt. Die Darstellung der Jugendarbeit in den Gemeinden und besonders auf der Ebene des Kirchenkreises konzentriert sich auf die Zeit seit den 1950er Jahren, wobei deutlich wird, wie wichtig eine solche Arbeit in den sozialstrukturellen Umbrüchen der Stadtgesellschaft war. Im längsten Aufsatz des Bandes (letztlich in vier Teile unterteilt) wird dann – gestützt auf Archivmaterial sowie Zeitzeugeninterviews – die Geschichte des Industrie- und Sozialpfarramtes nachgezeichnet, dessen Arbeit unter den verschiedenen Leitern von einer entschiedenen „Parteinahme für Erwerbslose und diejenigen, denen Erwerbslosigkeit drohte“ (S. 164), gekennzeichnet war. Die verschiedenen Aktionen und auch politischen Impulse wie das Bündnis „Gelsenkirchener Appell“, die dargestellt werden, beeindrucken. Sie zeigen eine sehr politische und aktive Kirche. Der letzte Beitrag von Ulrich Althöfer unternimmt dann eine „Exkursion in die Kirchenlandschaft“ und stellt sehr unterschiedliche Kirchen vor. Hier begegnen wir dann auch dem Wattenscheider Barockaltar von 1694, dessen Existenz ja bereits im Untertitel angedeutet war.

Die Lektüre des Buches ist ein Gewinn. Allein die vielen Bilder und Karten, in der Regel hier erstmals veröffentlicht, machen das Buch zu einem lehrreichen Lesevergnügen. Der weitgehende Verzicht auf eine rein innertheologische oder innerkirchliche Darstellung von Ereignissen ist eine Stärke des Buches, gelingt es auf diese Weise doch, die Kirche ganz in die Lebenswelt des Ruhrgebietes zu stellen.

In konsequenter Weise verlässt das Buch immer wieder auch die kritische Distanz des Historikers und stellt besonders die Arbeit des Industrie- und Sozialpfarramtes in Sympathie und Zustimmung dar.

Die Lektüre des Buches lohnt sich, nicht allein für den an der Geschichte des Kirchenkreises und des Reviers interessierten Leser.

Norbert Friedrich

Manfred Gailus, Friedrich Weißler. Ein Jurist und bekennender Christ im Widerstand gegen Hitler, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, geb., 316 S.

Seit über 30 Jahren bemühen sich Theologen, Juristen und Historiker darum, das gründliche und mahnende Gedenken an den vorbildlichen Juristen und Mann der Bekennenden Kirche (BK) jüdischer Herkunft Friedrich Weißler

wachzuhalten bzw. dort, wo es nicht vorhanden ist, zu wecken. Zu nennen sind dabei besonders der kürzlich verstorbene Kirchengeschichtler Martin Greschat, die Juristen Dieter Miosge und Michael Germann und der Historiker Günter Morsch, aber auch Albrecht Geck (Recklinghausen/Osnabrück). Früh wurde Weißler in die Liste evangelischer Märtyrer des Nazi-Regimes aufgenommen. Dennoch kennen ihn nur allzu wenige, auch in der evangelischen Kirche, obwohl in seiner „Biographie“ „die ‚deutsche Katastrophe‘ des [...] 20. Jahrhunderts wie im Brennglas aufzuzeigen“ ist (S. 217).

Deshalb ist es sehr zu begrüßen, dass Manfred Gailus, Professor am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, nun erstmalig ein ganzes Buch über Friedrich Weißlers Leben, sein Wirken als Jurist und bekennender Christ und sein schreckliches Ende vorgelegt hat. Gailus macht auf breiter Basis Gebrauch vom Nachlass der Familie Weißler, sowohl von der handgeschriebenen 600-seitigen Familienchronik und den Kriegstagebüchern Adolf Weißlers, Friedrichs Vater, als auch von Friedrichs Tagebüchern 1906–1909 und 1914–1921 sowie seinen zirka 80 Seiten umfassenden Lebenserinnerungen aus dem Jahr 1936. Darüber hinaus standen Gailus Tagebücher von Weißlers älterem Sohn Ulrich, das Büchlein „Die Weißlers“ (2011) seines jüngeren Sohnes Johannes und die Autobiographie von Ernst, Friedrichs Bruder, zur Verfügung. So wird – und das ist das eigentlich Neue und Bedeutsame des Buches von Gailus – die Lebensgeschichte Friedrich Weißlers eingebettet in die Geschichte einer Familie jüdischer Herkunft in Preußen-Deutschland lange vor und auch nach der Katastrophe des Jahres 1937. Dadurch bekommt auch die dramatisch-tragische Zeit von 1933 bis 1937 immer wieder ein normales familiäres Gesicht.

In den ersten drei Kapiteln verfolgt Gailus den Weg der Familie vom jüdischen Großvater Salomon, Sohn eines Rabbiners in Myslowitz (Oberschlesien), über die von Friedrichs Vater Adolf (* 1855) systematisch betriebene Assimilation in das preußisch-protestantische Bildungsbürgertum. Die drei Söhne Otto, Ernst und Georg Friedrich, benannt nach dem geliebten Komponisten Händel, ließ er taufen. Mit dem Umzug aus dem schlesischen Königshütte in die Universitätsstadt Halle (Saale) im Jahr 1893 hatte er sein Ziel erreicht. Die von Gailus benutzten Quellen erlauben ihm, ein facettenreiches Bild des Patriotismus der Familie Weißler im Ersten Weltkrieg zu zeichnen. Alle Söhne nahmen daran als Soldaten teil. Umso mehr traf die Familie die Niederlage – den Vater so schwer, dass er sich angesichts des Versailler Vertrags aus „Trauer um die tiefe Schmach unseres Volkes“ (Zitat aus dem Abschiedsbrief, S. 78) das Leben nahm.

Ganz im Gegensatz dazu verlief das Leben des noch vor dem Ersten Weltkrieg zum Dr. jur. promovierten Friedrich Weißler in der Weimarer Republik. Für das Jahr 1925 zitiert Gailus aus Weißlers Lebenserinnerungen: „Ich fühlte mich jetzt auf der Höhe des Lebens“ (S. 88). Im Sommer 1922 hatte er die Pfarrerstochter Johanna Schaefer aus Plossig (bei Torgau) geheiratet. 1925 und 1928 wurden die Söhne Ulrich und Johannes geboren. Gleichzeitig entwickelte sich Weißlers vornehmlich ethischer Protestantismus hin zu einem bekenntnisorientierten (S. 94). Vor allem aber machte Weißler Karriere als Jurist. Deren Höhepunkt war die Ernennung zum Landgerichtsdirektor in Magdeburg 1932.

In den Kapiteln 4 bis 7 beschreibt Gailus minutiös den in den Grundzügen bekannten Absturz aus dieser beruflichen Höhe. Er begann mit der Suspendierung vom Dienst in Magdeburg im März 1932, betrieben von einer Hetzkampagne des nazistischen Mobs und von NS-Juristen, setzte sich fort in der endgültigen Entlassung aufgrund des berüchtigten Berufsbeamtengesetzes vom 7. April 1933, bekam Momente der Hoffnung durch die Anstellung als juristischer Berater und später als Kanzleichef der Vorläufigen Kirchenleitung der BK der DEK auf Honorarbasis. Als solcher wirkte er auch bei der Erstellung der „Denkschrift an Hitler“ (Ende Mai 1936) mit, deren von ihm nicht beabsichtigte Veröffentlichung in der ausländischen Presse (New York Herald Tribune, Basler Nachrichten u. a.) schließlich in die Katastrophe führte.

Diese Vorgänge werden von Gailus wiederum so dargestellt, dass Berufliches im Wechsel mit Familiärem und Privatem in den Blick kommt. Als „Glück im Unglück“ (S. 106) erwiesen sich die Wohnung in der Meiningenallee 7 und das Umfeld in Westend Berlin-Charlottenburg. Sogar der Sommer des Unglücksjahrs 1936 gestaltete sich mit einem Kuraufenthalt im sächsischen Oberschlema für Weißler so, dass er seine Tagebücher mitsamt den neu verfassten Lebenserinnerungen zu einer positiven „Bilanz meines Lebens“ (S. 143) zusammenfügen konnte.

Doch bald nach diesen erholsamen Wochen nahm das von Gailus minutiös dargestellte Verhängnis seinen Lauf. Weißler geriet in Verdacht, Texte der Denkschrift an die Presse weitergegeben zu haben. Das traf nicht zu, aber er hatte anderen, allen voran dem zwielichtigen ehemaligen Theologiestudenten Ernst Tillich und dem Vikar Werner Koch (beide verfügten über Pressekontakte) informandi causa Vorentwürfe der Denkschrift überlassen. Das war, so Gailus, ein „nicht ungefährliches Spiel“ (S. 158). In der ungeklärten Lage trennten sich Kirchenleitung und Bruderrat der BK im Herbst 1936, einschließlich Karl Koch und Martin Niemöller, mit dem Vorwurf des „Vertrauensbruchs“ (S. 231) mehrheitlich von Weißler und lieferten ihn so dem Nazi-Staat aus. Gailus betont wie vorher Greschat und Geck mit Recht dieses Versagen der BK (S. 217). Im Oktober 1936 kamen Weißler, Tillich und Koch „wegen Verdachts illegaler Betätigung“ (S. 151) in Untersuchungshaft im Polizeigefängnis am Berliner Alexanderplatz, wo den von „Herzrasen“ und Schlaflosigkeit“ (S. 164) Gequälten rührende Briefe der Frau und der Kinder erreichten. Bewegend ist auch, welche Bedeutung Bibel und Gesangbuch für Weißler in jenen Monaten der Haft hatten. Da die Untersuchungen zu keinem Ergebnis für eine förmliche Anklage gegen Weißler und die beiden anderen führten, folgte ihre Überführung am 13. Februar 1937 in das KZ Sachsenhausen, wo Weißler innerhalb weniger Tage regelrecht zu Tode geprügelt wurde.

Sein Tod am 19. Februar 1937 wurde vom Lagerarzt zunächst als Selbstmord vertuscht. Aber eine medizinische Untersuchung ergab, dass er brutal ermordet worden war. Aufgrund der detaillierten Forschung des langjährigen Leiters der Gedenkstätte Sachsenhausen Günter Morsch konnte Gailus auch die Motive und Profile der SS-Wachleute, die Weißler zu Tode quälten, präzise beschreiben. Der Haupttäter SS-Scharführer Guthardt wütete aus persönlichem exzessivem Judenhass (S. 180). Den vier Tätern wurde der Prozess gemacht. Guthardt hat sich genau ein Jahr nach der Tat im Gefängnis Moabit das

Leben genommen (S. 180f.). Ob man von der Predigt von Hans Asmussen zu Weißlers Beerdigung am 25. Februar 1937 auf dem von Zivilbeamten und Uniformierten überwachten Südwestkirchhof in Stahnsdorf ein mutiges politisches Zeugnis hätte erwarten müssen, wie Gailus das tut, scheint mir problematisch. Mit Recht hebt Gailus indessen die Anklage hervor, die aus den dabei verlesenen Texten der Apokalypse spricht (S. 177).

Mit Kap. 7 mündet die Darstellung von Gailus in das Weiterleben der Familie nach der Katastrophe ein. Darin herrscht wieder das Familiäre vor – und dazu ein kritischer Ton gegen die BK-Gremien. Ulrich, der ältere Sohn Weißlers, konnte mit kirchlicher Hilfe nach England reisen, wo er eine neue Heimat fand. Frau Johanna Weißler indessen blieb mit dem Sohn Johannes in Deutschland, wo sie 1978 verstarb. Ihr Grabstein befindet sich neben dem ihres Mannes. Im Unterschied zu den Leitungsgremien der BK hätten einzelne BK-Leute wie Pfarrer Friedrich Middendorf, Superintendent Martin Albertz, Heinrich Schmidt, der junge juristische Mitarbeiter Weißlers, und brieflich aus England der Pfarrer Franz Hildebrandt (ehemals jüdischen Glaubens) der Familie beigestanden. Auguste Weißler, Friedrichs Mutter, im Jahr 1938 getauft, wurde im Juni 1943 nach Theresienstadt deportiert, wo sie dreiundachtzigjährig nach wenigen Monaten starb. Über die weltweite Zerstreung der weitverzweigten Familie gibt das Büchlein „Die Weißlers“ von Johannes Weißler detaillierter Auskunft als Gailus.

In den Dank für das Buch von Gailus mischt sich für den Rezensenten am Ende ein bitterer Beigeschmack, der zu kritischen Rückfragen führt. Im Anhang veröffentlicht Gailus einige in der Forschung bekannte und genutzte persönliche Dokumente. Sehr viel hilfreicher wäre es indes gewesen, Auszüge aus Weißlers bislang kaum genutzten Tagebüchern und Lebenserinnerungen abzudrucken. Sachlich gravierender sind Fragen wie: Warum unterlässt es Gailus, die Biographie des Juristen Weißler deutlicher in die Geschichte der Unrechtsjustiz und der furchtbaren Juristen während des Nazi-Regimes sowie ihrer zögerlichen Aufarbeitung nach dessen Ende einzuzeichnen, obwohl es dazu gute Vorarbeiten gibt? Mehr noch: Warum nutzt der Antisemitismusforscher Gailus sein Werk nicht, Folgerungen aus dem Schicksal Weißlers zu den Begleiterscheinungen des neu aufgebrochenen Antisemitismus in Beziehung zu setzen? Schließlich: Findet die Distanzierung Weißlers von der BK schon im Titel des Buches „Jurist und bekennender Christ“ statt, so Greschat, wird „Jurist der Bekennenden Kirche“ dem Selbstverständnis Weißlers gerecht? Der einseitige Fokus des von Gailus formulierten „Resümees“ auf dem Versagen der BK gegenüber Weißler und die Mahnungen bloß an die evangelische Kirche im Reformationsjahr 2017 machen aus seinem wichtigen Buch leider eine moralisierende Tendenzschrift.

Wilhelm Hüffmeier

Albrecht Geck (Hg.), Das „Dreifachjubiläum“ im Evangelischen Kirchenkreis Recklinghausen. 500 Jahre Reformation – 200 Jahre Preußische Union – 110 Jahre Evangelischer Kirchenkreis Recklinghausen (Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen 7), LIT-Verlag, Münster 2018, geb., 183 S., 14 zum Teil farbige Abb.

Ist das Reformationsjubiläum noch zu toppen? Ja, Recklinghausen hat es geschafft, indem es das Jubiläum der Jubiläen, die 500 Jahre Reformation, verbunden hat mit zwei weiteren Jubiläen, nämlich dem für den Ort sehr bedeutsamen 200. Jubiläum der Kirchenunion sowie dem 110. Jubiläum der Gründung des Kirchenkreises. Dass die Idee von Albrecht Geck, dem rührigen Leiter des Instituts für Kirchliche Zeitgeschichte Recklinghausen (IKZG-RE) und Kirchengeschichtsdozenten der Universität Osnabrück, gut war, zeigt ihr Erfolg: Mehr als 200 Personen nahmen am „Dreifachjubiläum“ teil, darunter Prominente wie die Superintendentin Katrin Göckenjan, der Vizepräsident der Evangelischen Kirche von Westfalen Albert Henz, der Bürgermeister Christoph Tesche. Aber auch aus wissenschaftlicher Sicht lässt sich sagen: Ja, es ist richtig, eine Linie zu ziehen von der Reformation 1517 zur Kirchenunion 1817 und zur Kirchenkreisgründung 1907 und weiter bis in die Gegenwart – die meisten Beiträge sprechen deshalb auch aktuelle kirchliche Fragen und Herausforderungen an.

Die Idee war gut und wurde meines Wissens andernorts weder vorgebildet noch imitiert, freilich muss zunächst darauf hingewiesen werden, dass eine Reformation im eigentlichen und strengen Sinn in Recklinghausen nicht stattfand. Die Region Recklinghausen war vor 500 Jahren ein „Vest“. Die nur selten vorkommende, dem nicht fachkundigen Leser leider an keiner Stelle des Buchs erläuterte Territorialbezeichnung meint den Bezirk eines Gogerichts. Das Vest erstreckte sich westlich Recklinghausens und südlich der Lippe und gehörte seit dem 12. Jahrhundert zum Erzstift Köln, war aber von 1446 bis 1576 an die Herren von Gemen und ihre Erben, die Grafen von Schaumburg, verpfändet. Nach verschiedenen kurzen Zwischenstufen kam es 1815 an Preußen (vgl. Erich Bayer, Wörterbuch zur Geschichte, 4. Aufl., 1980, S. 529; Gerhard Köbler, Historisches Lexikon der deutschen Länder, 6. Aufl., 1999, S. 511). Die Reformation fasste im Vest Recklinghausen nur spärlich Fuß. Flaesheimer Stiftsdamen und die Pfarrer von Herten, Buer und Henrichenburg besaßen reformatorische Flugschriften, in Recklinghausen selbst gab es Anhänger der Reformation unter den Bürgern, auch in der Ober- und Führungsschicht. Um 1560 wirkte ein evangelischer Prädikant, eingestellt von der Stadt, an der Petruskirche. Albrecht Geck berichtet von diesen Ereignissen überblicksartig in seinem populär gehaltenen nachgedruckten Zeitungsartikel „Recklinghausen – eine Lutherstadt?“ (S. 137-141) im Anhang des Buches. Ins Detail geht Matthias Kordes in seinem gleich am Anfang des Buches präsentierten gründlichen Beitrag über „Die Reformationszeit im kurkölnischen Vest Recklinghausen“ (S. 17-46). Er untersucht, warum die Reformation in Recklinghausen nicht Fuß fassen konnte, und nennt dafür fünf wesentliche Gründe: Die erst schwach entwickelten städtischen Strukturen, den nicht vorhandenen Buchdruck, fehlende Einflussnahmen des Landgrafen Philipp von Hessen, die enge Bindung an den Kölner Dom und den großen Einfluss der Theologischen Fakultät Köln.

Während das Jahr 1517 also in Recklinghausen nur eingeschränkt Anlass zum Feiern gibt, ist das Jahr 1817 ein wirklich herausragendes Datum für die dem Vest Recklinghausen benachbarte Grafschaft Mark: Das Reformationsjubiläum 1817 bildete den Anlass für Schritte zu einer Vereinigung der dortigen lutherischen und der reformierten Kirche zu einer einheitlichen evangelischen Kirche. Jürgen Kampmann stellt die Ereignisse im Detail dar und untersucht insbesondere die „bedingte Vereinigung“ in der Grafschaft Mark (S. 54), wo am 16. September 1817 in Hagen in der Johanniskirche die Vereinigung der beiden Provinzialsynoden durch eine festliche Abendmahlsfeier vollzogen wurde. 116 Pfarrer und 3.000 weitere Personen nahmen am Gottesdienst teil. „Bdingt“ war die Vereinigung, weil die Frage der künftigen Kirchenordnung noch offen war und es in der Grafschaft Mark Vorbehalte, ja Widerstand gegen die vom preußischen König kommenden Entwürfe gab, die Synoden ohne kirchenregimentliche Befugnisse und ohne die Beteiligung von Ältesten vorsahen. Erst 1835 wurde eine „Kompromisslösung“ (S. 69) erreicht. Kampmann skizziert ferner die in der Literatur bereits häufig und gründlich dargestellte Geschichte der preußischen Unionskirche, schlägt aber auch interessante Brücken in die neuere Geschichte, indem er die Situation der rheinisch-westfälischen Unionskirche 1934 und 1937 im Kontext der Bekennenden Kirche und 1953 im Zusammenhang der bearbeiteten Kirchenordnung beleuchtet. Ein vorläufiges Ende erreichte die Bekenntnisdiskussion in Westfalen 1959 mit dem Dokument „Bekenntnis und Einheit der Kirche“ (S. 80). Kampmann betont aber abschließend: „Auch wenn es Mühe macht, ist es unverzichtbar, über Dissens und Konsens in Bekenntnisfragen kontinuierlich im Gespräch zu bleiben.“ (S. 81). Angereichert wird der Beitrag durch sehr schöne, aussagekräftige Abbildungen wie den Siegelabdruck der evangelischen Kirche von Fröndenberg mit zwei sich einander reichenden Händen über einer aufgeschlagenen Bibel (S. 67) und die goldene Unionsmedaille mit Luther neben Calvin im Profil (S. 68). Außerdem finden sich im Anhang die wichtigsten Dokumente, darunter Auszüge aus den einschlägigen Quellenpublikationen bislang nicht leicht verfügbaren Beschlüssen der märkischen Gesamtsynode 1817 (S. 83f.).

Der Herausgeber Albrecht Geck selbst wendet sich der Geschichte des Kirchenkreises zu, untersucht aber nicht – wie der Titel des Bandes eigentlich erwarten lässt – dessen Gründung 1907, sondern den „Mentalitätswandel“ (S. 91) der 1960er Jahre und damit exemplarisch eine spannende, bislang erst wenig behandelte Epoche der neueren Kirchengeschichte. Wichtige Themenaspekte sind die Debatten über die Theologie Rudolf Bultmanns, die Bekenntnisbewegung, die Ostdenkschrift, die Außerparlamentarische Opposition (APO). Während „APO“ jeder versteht, bleibt die auch schon im Titel des Beitrags vorkommende Abkürzung „ASO“ dem Leser unverständlich, bis das Geheimnis am Schluss gelüftet wird: „Außersynodale Opposition“ (S. 105). In Recklinghausen hat es diese aber nach Gecks Recherchen nicht wirklich gegeben, nur manche Gruppen, die ihr nahestanden.

Der vierte Hauptbeitrag des Bandes stammt von Wolfgang Huber. Er publizierte allerdings nicht seinen in Recklinghausen frei gehaltenen Vortrag, sondern ein Kapitel aus seinem neuen, 2017 erschienenen Buch „Glaubensfragen“. Über den Inhalt des Vortrages informiert in allerdings nur wenigen Sätzen

Wolfgang Günther in seinem Tagungsbericht (S. 130f.). Dieser gibt auch einen Einblick in die auf die anderen drei Hauptvorträge folgenden Diskussionen.

Am Schluss des Buches finden sich insgesamt sieben kürzere, überwiegend bereits an anderer Stelle publizierte Beiträge zum Reformationsjubiläum aus der Feder des Herausgebers, wobei sowohl die Auseinandersetzung mit den Luther-Zwergen Ottmar Hörls (S. 133-136) als auch der Aufsatz über das Lutherverständnis in der NS-Zeit (S. 143-147) besondere Erwähnung verdient haben. In „Luther und die Juden“, einem weiteren Beitrag, wird die Wallmann-These von der geringen Wirksamkeit der antijüdischen Schriften Luthers zustimmend referiert (S. 157-159), obwohl Geck sich auch kritisch mit der zum Beispiel von Volker Leppin vertretenen Gegenposition auseinandersetzt (S. 157 Anm. 27). Wallmanns Position widerspreche ich hier erneut und heftig, denn – wie schon mehrfach gezeigt – im 16., 17. und 18. Jahrhundert wurden unter Berufung auf und Zitat aus Luthers Judenschriften sehr wohl Vertreibungen gefordert und auch durchgesetzt. Richtig ist es jedoch, die Bezeichnung „Antisemit“ nicht auf Luther anzuwenden (S. 151), wie es sich in gewissen Kreisen jüngst eingebürgert hat. Lokalgeschichtlich höchst interessant sind die in diesem Aufsatz auch enthaltenen Informationen über die Entfernung des Davidsterns aus einem Kirchenfenster der Gustav-Adolf-Kirche in Recklinghausen im Jahr 1938.

Fazit: Hier liegt ein interessanter, an verschiedenen Stellen die Fachwissenschaft bereichernder Band vor, der zugleich exemplarisch deutlich macht, wie man Regionalkirchengeschichte öffentlichkeitswirksam inszenieren kann. Der Band ist auch ansprechend und sorgfältig gestaltet. Verzichtet wurde leider auf Register – zumindest ein Personenregister wäre möglich und sinnvoll gewesen. Etwas unüblich und unschön ist die die Anmerkungen einleitende und deshalb groß geschriebene Abkürzung „S.“ für „siehe“.

Martin H. Jung

Andreas Lange, Lena Krull, Jürgen Scheffler (Hgg.), Glaube, Recht und Freiheit. Lutheraner und Reformierte in Lippe (Schriften des Städtischen Museums Lemgo 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2017, geb., 408 S., 144 Farbfotos und 18 Schwarz-Weiß-Fotos, 50 Bildtafeln

Eines wird jedem, der diesen Band in die Hände nimmt, unmittelbar auffallen: Das vorliegende Buch ist ausgesprochen schön! Der großformatige, gebundene Band (27 cm x 21 cm) ist in einem ansprechenden Farbschema gestaltet (Einband und Rahmung in Türkis; Überschriften in kräftigem Rot), und das Cover ziert ein passendes Foto der Christusfigur aus dem Giebel des sogenannten Lemgoer „Hexenbürgermeisterhauses“. Der Text wird zweiseitig und mit viel Platz an den Rändern geboten, wodurch er sehr aufgeräumt wirkt. Die zahlreichen, hochwertigen Abbildungen und Bildtafeln lockern den Textfluss nicht nur auf, sondern lassen das Buch zu einem echten Schmuckstück werden.

Aber auch inhaltlich hat der Band einiges zu bieten. Nach einer Einleitung von Lena Krull (S. 11f.) enthält er insgesamt 23 Beiträge verschiedener Autoren,

die sich auf je eigene Weise mit der (Kirchen-)Geschichte der Grafschaft Lippe befassen. Der weit gewählte Titel des Bandes „Glaube, Recht und Freiheit. Lutheraner und Reformierte in Lippe“ wird durch die tatsächlich gebotene Themen- und Perspektivenvielfalt dann auch abgedeckt: Die Beiträge erstrecken sich vom Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert und nehmen dabei theologische, juristische und soziologische Aspekte in den Blick.

Im ersten Beitrag beschreibt Ulrich Meier die lippische Stadt Lemgo vor der Reformation unter der programmatischen Überschrift „Herrlich wie eine Bischofsstadt“ (S. 19f.). Dabei stellt der Autor die alte Hansestadt mit ihren Klöstern, Bruderschaften und Stiftungen vor und beschreibt deren Verbindung zum Bistum Paderborn und zum lippischen Adel. Das hier gezeichnete Bild eines „eher bunt[en] und vielfältig[en] mittelalterlich[en] Leben[s]“ (S. 33) mündet allerdings in ein etwas zwiegespaltenes Fazit zur Reformationsgeschichte der Stadt, in dem der Autor erhebt, was die Reformation der Stadt „brachte“ bzw. was mit ihr „verloren ging“. Das hier gezeichnete Bild wird durch den nachfolgenden Beitrag von Heye Bookmeyer und Christof Spannhoff dann nochmals überboten. Sie ordnen die lippische Reformation in ihren „überregionalen“ – das meint: westfälischen – Kontext ein und befinden: „Hier [in Westfalen] existierte im Jahr 1517 noch eine relativ ‚heile katholische Welt‘ [Werner Freitag]“ (S. 40). Bei ihrer Deutung der theologischen Grundlagen der Reformation definieren die Autoren diese „im lutherischen Sinne“ als „ein vom Katholizismus in wesentlichen Punkten abweichendes [...] Bekenntnis [Werner Freitag]“ (vgl. Bookmeyer/Spannhoff, S. 40). Das trifft wohl nicht das Selbstverständnis der Reformatoren (vgl. CA 1). Es bleibt bei der Darstellung dann aber auch unklar, warum man sich in Lippe überhaupt der Reformation anschloss. Abschließend stellen die Autoren nachvollziehbar dar, dass die Ideen der Reformation in Lippe schon „relativ früh Einzug hielten, dass es jedoch „zu keinem plötzlichen Umsturz der altkirchlichen Verhältnisse kam“ (S. 52).

Thematisch hieran anschließend stellt der Beitrag von Ulf Zastrow „Reformation als Identitätsgewinn“ (S. 59f.) überzeugend dar, dass Luthers Freiheitschrift auch eine „Grundlage bürgerlicher Selbstentfaltung“ gewesen ist (S. 59). Durch sie habe die Freiheit eine „religiöse und damit das ganze Leben fundierende Begründung und Rechtfertigung“ erhalten. Weil Theologen, Bauern, Bürger und Adelige ihre Identität unterschiedlich konstituierten, waren Konflikte freilich vorprogrammiert. Roland Linde stellt die handelnden „Akteure der Reformation in Lemgo“ (S. 77f.) vor und beschreibt zehn Personen in ihrem familiären wie sozialen Kontext. Nachvollziehbar verortet er lutherische und altgläubige Protagonisten der Reformation als Vertreter „neue[r] aufstrebende[r] [Kaufmanns-]Familien“ mit hohem Bildungsgrad (S. 86). Der Beitrag von Christian Helbig liefert einen guten Überblick über das literarische und kirchenpolitische Werk Hermann Hamelmanns, des lutherischen „Theologe[n] und Geschichtsschreiber[s] in Lemgo“ (S. 93f.).

Wie es dazu kam, dass es überhaupt Lutheraner und Reformierte in der Grafschaft gab und gibt, zeichnen die folgenden Beiträge nach. Bartolt Haase thematisiert die „Herausbildung der zweikonfessionellen Struktur der lippischen Kirche“ (S. 109f.) und beschreibt die Einführung des reformierten Be-

kennntnisses in der Grafschaft unter Graf Simon VI. (1554–1613). Unter Berücksichtigung auch neuerer Forschung zeichnet sich für den Autor ein „differenzierteres Bild“ (S. 119) dieses Vorgangs ab, als es der alte Begriff einer „Zweiten Reformation“ (Heinz Schilling) auszudrücken vermochte. Es wird vielmehr deutlich, dass sich die „verantwortlichen Theologen um Simon VI. ausdrücklich darum [bemühten], die Erneuerung als eine konsequente Weiterführung der einen [!] Reformation darzustellen [...]“ (S. 119). Schade ist nur, dass die meisten anderen Autoren des Bandes die seit Jahrzehnten überholte These einer „Zweiten Reformation“ – widerlegt zum Beispiel durch Wilhelm Neuser 1986, Harm Klüeting 1985, 1987 und zuletzt 2003 – unbeirrt wiederholen.

Aus einer etwas anderen Perspektive beschreibt Lennart Pieper die konfessionelle Ausrichtung des Fürstentums. Er thematisiert unter der Überschrift „Große unruhe, newerung undt wiedrigkeit“ (S. 125f.) das „Grafenhaus zur Lippe zwischen konfessioneller Einheit und dynastischen Krisen (1536–1650)“. Dabei gelingt dem Autor trotz der vielen Namen und Bezüge eine übersichtliche und kurzweilige Beschreibung, bei der deutlich wird, ein wie „fragiles Sozialsystem“ (S. 134) die lippische Dynastie darstellte. Die gebotene „genealogische Übersicht“ (S. 126) hilft dem Leser bei der Orientierung. Nicolas Rügge erhellt die Vorgeschichte und Ereignisse der „Lemgoer Revolte“ des Jahres 1609 (S. 141f.), in der sich die Einwohner der Stadt gegen den sogenannten Pfingstvertrag und damit „gegen den eigenen Rat und die neu eingesetzten [reformierten] Pfarrer“ (S. 145) erhoben. Der Autor erzählt die Geschichte spannend und diskutiert die Begriffsgeschichte der „Revolte“ (S. 149f.). Die Streitigkeiten der Lemgoer Revolte fanden ihren juristischen Abschluss erst in dem sogenannten Röhrentruper Rezess von 1617, der eigens in dem Beitrag von Marcel Oeben (S. 155f.) thematisiert wird. Mit diesem Dokument wurde die konfessionelle Sonderstellung des lutherischen Lemgo innerhalb der reformierten Grafschaft sichergestellt. Der Autor führt sowohl in die Entstehungsgeschichte als auch in die Inhalte dieses Dokuments verständlich ein.

Die folgenden Beiträge führen weiter in das 17. Jahrhundert hinein und thematisieren die unterschiedlichen Konfessionen und deren wechselseitige Beziehungen. Zunächst beschreibt Gerrit Noltensmeier „[d]ie Reformierten in Lippe nach dem Röhrentruper Rezess“ (S. 171f.). Er berichtet über das „schwierige Erbe“ des Grafen Simon VII. (1587–1627), die Einführung reformierter Katechismen (Heidelberger Katechismus/Melchior Anger), die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf das „neutrale“ Lippe und die sogenannte „Münstersche Invasion“ sowie die Neue Kirchenordnung von 1684. Lena Krull macht in ihrem Beitrag „St. Johann und die ‚Freiheit‘“ (S. 187f.) auf Probleme aufmerksam, die im Geist des Röhrentruper Rezesses doch eigentlich hätten überwunden sein sollen: Sie untersucht nämlich die durchaus konfliktreiche „Koexistenz von Lutheranern und Reformierten in Lemgo“, wo sich in der „sog[enannten] Freiheit“ Lutheraner und Reformierte „vermischten“ (S. 197). Möglich war das, weil St. Johannis – vor den Mauern Lemgos – dem Landesherrn unterstand und mit diesem reformiert wurde. Der zweite Beitrag von Nicolas Rügge thematisiert die Hexenverfolgungen in Lemgo im 17. Jahrhundert unter der Überschrift „Konfession, Stadtfreiheit, Krieg“ (S. 203f.). Schon der Titel unterstreicht

die Kontexte, in die der Autor die Verfolgungen von Frauen und Männern unter dem Vorwurf der Hexerei einordnet. Er untersucht die Verfolgungswellen unter den Bürgermeistern Heinrich Kerkmann (1628–1666) und Hermann Cothmann (1666–1683) und verdeutlicht, dass der als Hexenbürgermeister verschriene Cothmann die „Politik seines Vorgängers eigentlich nur fortgesetzt“ hat (S. 210f.). Gisela Wilbertz führt mit ihrem Beitrag in das geistliche Gerichtswesen am Beispiel der Eheklage „Hovedissen gegen den Scharfrichter Johann Peter Clauss“ aus dem Jahr 1726 (S. 217f.) ein. Durch den Vergleich mit zwei ähnlichen Fällen in Salzuflen und Brandenburg stellt sie die zeitgenössischen Voraussetzungen einer Eheschließung dar und erläutert, wie eine umstrittene Verlobung schnell zu einem Streit um Familienehre führen konnte. Etwas allgemeiner setzt sich der Beitrag „[d]as lippische Konsistorium und die protestantische Sittenzucht im 17. Jahrhundert“ (S. 235f.) von Iris Flessenkämper mit der Thematik auseinander. Die Autorin deutet zunächst die Rolle der Gemeinde nach Mt 18 „als kollektive Strafinstanz“ und die Sittenzucht bei Martin Luther als „Idee der kollektiven Verunreinigung durch die Sünde der Einzelnen“ (vgl. S. 238), wobei freilich deren theologische Grundlage, die Sündenvergebung, unklar bleibt. Anschließend beschreibt sie den Zusammenhang von Kirchenvisitationen, Einrichtung von Presbyterien und Kirchenordnungen und die Rolle des Fürstentums. Joachim Eberhardt geht der Frage nach, wer Graf Simon VI. gewesen sei, indem er dessen weitestgehend erhaltene Bibliothek (S. 251f.) vorstellt. Dieser ausgesprochen interessante Zugang beleuchtet das Wachstum, die Systematik und den Zweck einer höfischen Bibliothek im 17. Jahrhundert, um so vorsichtig die Orientierungen und Handlungsmaximen des Grafen aufzuschlüsseln. Leider bleibt dem Autor die Frage nach der Lieblingsbibel Simons VI. ungeklärt (S. 257f.). Einen wiederum anderen Zugang zur lippischen Kirchengeschichte wählt Arno Paduch, der sich der „Musikpflege in der Grafschaft Lippe im 16. und 17. Jahrhundert“ (S. 267f.) zuwendet. Bei der Darstellung kommen unter anderem die Musik in den Schulen, „am Hof und in den Kirchen“ und in den „Landgemeinden“ sowie „musikalisch[e] Einflüsse aus Mitteldeutschland“ in den Blick.

Weitere Beiträge widmen sich (religiösen) Minderheiten in der Grafschaft Lippe und führen schon ins 19. Jahrhundert hinüber. Dina van Faassen beschreibt die Geschichte der „Juden in Lippe bis zur Emanzipation im 19. Jahrhundert“ (S. 281f.), Uwe Standera thematisiert „Katholisches Leben in Lippe von der Reformationszeit bis zur Gleichstellung im Jahre 1854“ (S. 301f.), und Jürgen Scheffler weist in seinem Beitrag „Pfarrerwahl, Bekenntniskonflikt und Politik“ (S. 321f.) auf die Gründung einer „Neuen Evangelischen Gemeinde“ – das heißt einer konfessionell lutherisch-erweckten Gemeinde – in Lemgo zwischen 1840 und 1860 hin.

Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich mit der lippischen Kirchenverfassung. Andreas Lange untersucht unter der Überschrift „Vom ‚Anhängsel‘ zur gleichberechtigten Konfession“ (S. 337f.) das „Werden“ lutherischer Kirchenstrukturen im 19. Jahrhundert. Er zeigt auf, wie es trotz unterschiedlicher Interessen der lutherischen Gemeinden in Lemgo und Detmold (Hofgemeinde) zur Einrichtung einer Lutherischen Klasse in der Landessynode kam. Entscheidend hierfür war das Wirken des Lemgoer Pfarrers Hugo Rothert

(1846–1936). Zeitlich daran anknüpfend beschreibt Arno Schilberg die „Synodale Kirchenleitung von Reformierten und Lutheranern in Lippe“ unter der Überschrift „[i]n geistlicher und rechtlicher Einheit“ (S. 353f.). Es gelingt dem Autor, die Geschichte der Kirchenverfassung der lippischen Kirche verständlich zu erklären. Der Aufsatz setzt sich kritisch mit der Herkunft des Begriffs der „Kirchengewalt“ in der lippischen Kirchenordnung auseinander.

Die beiden abschließenden Beiträge beziehen sich auf die Gegenwart. So stellt Claas Cordemann systematisch-theologische „Überlegungen zu Martin Luthers Freiheitsbegriff“ (S. 371f.) an. Nach einer Analyse der Freiheitsschrift kommt der Autor zu dem treffenden Schluss: Luthers Impulse haben „gewirkt und sich gewissermaßen von ihrem Ursprungsort emanzipiert“. Die „freiheitliche säkulare Gesellschaft als unmittelbare Folge von Luthers Freiheitsbegriff anzusehen“, ist von daher „ebenso abwegig“, wie „ihr jeden Einfluss darauf abzusprechen“ (S. 381). Thematisch fügt sich dieser Aufsatz zwar nicht direkt in das Konzept des Bandes, doch bereichert er ihn um beachtliche theologische Aspekte. Mit dem abschließenden Beitrag von Michael Beintker wird Lippe schließlich europäisch. Unter der Überschrift „Lippe, Leuenberg und die Freude, reformiert oder lutherisch zu sein“ (S. 389f.) beschreibt der Autor den Inhalt und den „Erkenntnisprozess“ der sogenannten „Leuenberger Konkordie“, der seit 1973 die Abendmahlsgemeinschaft reformierter und lutherischer Christen ermöglicht.

Es zeichnet alle Beiträge des Bandes aus, dass sie für sich stehen können, gut lesbar sind und dass auf Fremdwörter und Fachbegriffe weitgehend verzichtet wurde. Inhaltlich gibt es aber auch manche Redundanzen. Bedauerlich ist das Fehlen eines Registers. Die historische Qualität der einzelnen Beiträge ist unterschiedlich, das theologische Urteil nicht immer kundig. Ebenso problematisch ist, dass längst überholte und als unzutreffend erkannte Begrifflichkeiten („Zweite Reformation“ oder „Zwei-Reiche-Lehre“) so selbstverständlich weitertransportiert werden. Das Monierte trifft zwar nicht auf alle Autoren zu, fällt aber leider bei der Lektüre des Bandes immer wieder auf.

Dessen ungeachtet liefert der schöne Band aber doch 23 facettenreiche Aufsätze zur lippischen Kirchengeschichte. Das gilt auch für die „Zehn Quellen zur Reformation in Lemgo und Lippe“, die die Herausgeberin Lena Krull unter www.glauberechtundfreiheit.de kostenlos zur Verfügung stellt. Die PDF liefert auf 42 Seiten und in dem gleichen hochwertigen Design wie der gedruckte Band wichtige Quellen zur lippischen Kirchengeschichte. Diese werden erläutert, mit Literaturhinweisen versehen und zum Teil übersetzt. Auch hier überzeugen Darstellung und Bildmaterial.

Wolf Tilmann Marek

Werner Freitag, *Die Reformation in Westfalen. Regionale Vielfalt, Bekenntniskonflikt und Koexistenz*, Aschendorff, Münster 2016, geb., 383 S., 32 Abb., 2 Karten in den Innenklappen

Das Reformationsjubiläum hat auch in Westfalen seine Schatten mit einem Band vorausgeworfen, der recht früh erschien. Bei seinem Verfasser handelt es sich um den Inhaber des Lehrstuhls für Westfälische und Vergleichende Landesgeschichte am Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er ist zugleich Vorstand des Instituts für vergleichende Städtegeschichte, das seinen Sitz ebenfalls in Münster hat. Allein schon die Tatsache, dass er damit das Erbe des 1997 verstorbenen Heinz Stoob verwaltet, weckt hohe Erwartungen an seine Studie. Den Faden zu Stoob, der als ausgebildeter Archivar in sein Amt kam, sieht man jedoch früh schon abgetrennt, wenn der Vf. sein Lesepublikum bereits in der Einleitung mit folgender Einsicht belehrt: „Der Gang in die Archive ist aber aus Zeitgründen nicht möglich.“ (S. 20). Dabei lag das Staatsarchiv Münster mit seinen zahlreichen Territorialarchiven ihm geradezu vor der Haustür, und selbst das Staatsarchiv Marburg mit dem besten erschlossenen „Politischen Archiv Philipps des Großmütigen“ hätte ihm schon selbst dann nützliche Dienste erwiesen, wenn er nur in die gedruckt vorliegende Erschließung durch Friedrich Küch und seine zahlreichen Mitarbeiter geschaut sowie auf die Vollendung des umfangreichen Archivkorpus durch Walter Heinemeyer zurückgegriffen hätte. Dies musste schon insoweit angeraten erscheinen, als der hessische Bezugspunkt – wie nicht anders zu erwarten – den gesamten Band durchzieht, und dies auch noch nach dem Tod des Reformationslandgrafen im Jahr 1567.

Schränkt der nur schwer nachvollziehbare Verzicht des Autors auf die Nutzung ungedruckter Quellen den Wert des Bandes von vornherein ganz erheblich ein, so erweckt das Inhaltsverzeichnis den Eindruck, als seien die Problemfelder weithin abgedeckt. Der Band gliedert sich nach der Einleitung in weitere zehn Abschnitte, die mit folgenden Überschriften versehen sind: II. Heile katholische Welt um 1520? III. Der Ruf nach dem „reinen und unverfälschten Gotteswort“; IV. Erfolgreiche Stadtreformation; V. Gescheiterte Stadtreformation; VI. Die landesherrliche Reformation; VII. Zwischen den Bekenntnissen; VIII. Die Reformation auf dem Land; IX. Die Pfarrei in den Jahrzehnten nach der Reformation; X. Fromme Erfahrungen und fromme Praxis; XI. Bikonfessionalität und liturgische Mischformen. Allerdings beginnen die Probleme des Bandes dann nicht erst im Textteil, sondern schon in der Einleitung. Wenn nämlich der Autor, immerhin Inhaber eines landesgeschichtlichen Lehrstuhls, schon früh ausführt, er wolle sich auf die Behandlung des „historischen Westfalens“ beschränken (S. 11), hätte es einer sofortigen näheren Bestimmung bedurft, was er unter diesem Begriff versteht. Allerdings bleibt dies aus, was sofortige Irritationen im Blick auf Fragen der Zugehörigkeit einzelner Gebiete zum „historischen Westfalen“ auslöst. Für den Landeshistoriker stellt sich natürlich gleich die Frage, weswegen Lippe von ihm einbezogen ist, hingegen nicht die an Lippe angrenzende Grafschaft Holstein-Schaumburg, die im Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreis lag und insofern nicht nur während des Reforma-

tionszeitalters, sondern auch später mindestens bis zum Ende des Alten Reiches eindeutig dem westfälischen Raum zuzuordnen ist.

Auch bei anderen scheinbaren Grenzregionen fällt es dem Verfasser trotz aller landeshistorischen Meriten schwer, sie eindeutig zuzuordnen. So bewegt er sich im Falle Waldecks, das im Oberrheinischen Reichskreis lag, ganz eindeutig aus seinem frühen Versprechen heraus, nur das „historische Westfalen“ abhandeln zu wollen. Zieht er sich bei Waldeck noch in der Weise aus der Bredouille, dass er es mit einer neuen Begrifflichkeit in den „Kommunikationsraum Westfalen“ verlegt (S. 162), so gerät er auf völlig brüchiges Eis, als er mit dem Siegerland und seinem Zentrum Siegen auf neue Probleme stößt. Er bezeichnet die Stadt 1595 ausdrücklich als „eine reformierte Hochburg in der Nachbarschaft Westfalens“, wobei dem Leser schon der Grund für diese Einordnung vorenthalten wird, nämlich die kurzfristige Verlagerung der Herborner Hohen Schule nach Siegen. Wenn einschlägige Untersuchungen hierzu in nicht geringer Zahl vorliegen, so verstört es geradezu, dass die Stadt an der Sieg urplötzlich in die „Nachbarschaft Westfalens“ verlegt wird, wo sie doch eindeutig Westfalen zugehörte. Es mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, dass die Grafschaft Nassau-Dillenburg (bis auf den kleinen Beilsteiner Bereich) einschließlich ihres 1607 verselbständigten Siegener Teils dem niederrheinisch-westfälischen Reichskreis angehörte, aber auch das Selbstverständnis der Einwohner in der frühen Neuzeit ganz nach Westfalen wies. Angesichts solcher gravierender Defizite spielt es nur eine geringe Rolle, dass im genannten Zusammenhang der Vorname des kurzfristig in Unna wirkenden Pfarrers Jodocus Naum (Nahum) in die Irre führt. Dies wäre zu vermeiden gewesen, wenn der Vf. die jüngere Forschung zur Kenntnis genommen hätte, wie es vollmundig bei der Vorstellung des Bandes behauptet wird (S. 18). Die Biographie Nahums, der ab 1595 in Hanau-Münzenberg die „zweite Reformation“ durchführte, ist unter anderem in einer Kurzbiographie bestens greifbar, die in der von der Historischen Kommission für Nassau veröffentlichten „Nassauischen Biographie“ leicht zugänglich ist.

Könnten solche Fehler leicht als randständige Punkte abgetan werden, so berühren sie gleichwohl das methodische Gerüst jenes Faches, das der Vf. an der Universität Münster als einziger noch verbliebener Vertreter der Landesgeschichte in Nordrhein-Westfalen nach Streichung des Bonner Lehrstuhls vertritt. Insofern ist es noch weit misslicher als die landesgeschichtlichen Mängelerscheinungen, dass die kirchengeschichtlichen noch weit stärker ins Gewicht fallen, ja geradezu ein Ärgernis darstellen. Er verfällt nämlich an allzu vielen Stellen in eine kaum mehr erwartete tendenziöse römisch-katholische Historiographie, wie sie seit der Nachkriegszeit überwunden schien. Dies beginnt schon damit, dass er die Reformation ausdrücklich als „Trennung von der katholischen Kirche“ bezeichnet, nicht aber als Rekonstruktion eines von zahlreichen, schwer übersehbaren Mängeln gekennzeichneten Kirchenwesens. Während dies gerade auch von der katholischen Kirchengeschichtsschreibung mit Joseph Lortz voran als *communis opinio* anerkannt wurde, behauptet der Vf. mit seinem durch die Eingrenzung der Quellen getrübbten Gesichtskreis fast schon mit verklärender Inbrunst am Ende seiner Untersuchung, dass die „alte Kirche“ in Westfalen „wenig Anlass zur Kritik“ gegeben habe (S. 345), vielmehr

eine „hohe Akzeptanz der katholischen Heilsangebote“ bestanden habe (S. 23). Zitiert er einmal kritische Positionen, die der Pfarrerschaft beispielsweise anlasteten, „in Hurerei leben“ zu leben, dann flüchtet er sich meist in Anführungsstriche, um offene kritische Distanz gegenüber der Behauptung anzuzeigen (unter anderem S. 324). Mit einer solchen Attitüde, die sich leicht durch zahlreiche weitere Beispiele ergänzen ließe, schreibt sich der Vf. in die Steinzeit der Geschichtsschreibung über eine Epoche zurück, die – nicht nur in der borussischen Historiographie – als großer Aufbruch und nicht – wie in dieser Publikation – als drastische Fehlentwicklung gedeutet wird. Dies bestätigt er noch einmal dadurch, dass er die „erfolgreiche Rekatholisierung“ seit 1620 insbesondere durch die Jesuiten als großen Erfolg feiert (S. 352). Die konfessionelle Voreingenommenheit des Vf. und seine Apathie, um nicht von Blindheit gegenüber den in die Zukunft weisenden Erfolgen der Reformation zu sprechen, kommen auch dadurch zustande, dass er begleitenden Phänomenen wie dem großen Bildungsaufbruch mit der Einrichtung von Stadtschulen (wie in Dortmund unter Johann Lambach) oder aber der gegen Ende des 16. Jahrhunderts erfolgten Gründung einer Akademie mit universitären Qualitäten (wie in Burgsteinfurt) keinerlei Aufmerksamkeit schenkt. Was, so wird man fragen dürfen, wäre aus dem westfälischen Schulwesen ohne den großen Bildungsschub der Reformation geworden?

Ohne Frage muss man das vorliegende Unternehmen wohl als vertane Chance bezeichnen. Obwohl über längere Zeit von der akademischen Lehre freigestellt, stellt das Ergebnis – im schnurgeraden Gegensatz zu vielen anderen Publikationen, die auf nationaler wie internationaler Ebene anlässlich des Reformationsjubiläums erschienen – wahrhaft kein historiographisches Glanzstück dar. Daraus ist der Schluss zu ziehen, dass man vielmehr weiterhin zur Lektüre früherer Veröffentlichungen über den gleichen Gegenstand wie Robert Stupperichs „Westfälischer Reformationsgeschichte“ (1993) oder aber Wilhelm H. Neusers „Evangelischer Kirchengeschichte im Grundriß“ (2002) wird anraten müssen. Dass sowohl Stupperich wie Neuser lange Jahre Professuren für Kirchengeschichte innehatten, sei hinzugefügt.

Sucht man nach Positivem, darf man dem Vf. immerhin bescheinigen, dass er sich der jüngeren lokalen und bisweilen auch regionalen kirchengeschichtlichen Literatur intensiver angenommen hat, ohne deren Nutzung die Erstellung des Textes freilich auch kaum möglich gewesen wäre. Doch stößt man beim Lob sofort auf dessen Grenzen, finden sich doch die Quellenwerke und auch die benutzte Literatur gerade einmal in Auswahl im einschlägigen Verzeichnis aufgeführt. Hier findet sich denn auch noch nicht einmal ein so unverzichtbares Nachschlagewerk wie Friedrich Wilhelm Bauks' „Westfälisches Pfarrerbuch“ für die Zeit von der Reformation bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4, 1980), ohne dessen Hilfe sich protestantische Kirchengeschichte in Westfalen kaum denken lässt. Mit den Versäumnissen und Mängeln ließe sich weiter fortfahren, doch sei hier nur noch auf die zahlreichen inhaltli-

chen Fehler im beigefügten sachthematischen Glossar (S. 369ff.) und auf das Fehlen eines Personenindex hingewiesen.

Gerhard Menk

Annette Kurschus, Vicco von Bülow (Hgg.), Die Entdeckung des Individuums? Wie die Reformation die Moderne geprägt hat, Luther-Verlag, Bielefeld 2017, kart., 175 S.

Dieser Sammelband dokumentiert eine Tagung unserer Landeskirche vom März 2017. Einleitend skizziert Annette Kurschus die vielschichtige und auch widersprüchliche Persönlichkeit Martin Luthers als „fremd und nah zugleich“. – Die steilste These vertritt Brad Gregory in seinem Eröffnungsvortrag: „Western modernity, including Western modern individualism, is in its dominant institutions and ideologies a series of reactions to and attempts to manage the unwanted problems inherited from the Reformation era, not an outgrowth of the theology or actions of Martin Luther or any other Protestant reformer.“ (S. 46). Denkt man auf dieser Linie weiter, könnte man formulieren, dass die Reformation ihrerseits zu verstehen ist als Ausdruck des mit der Entdeckung des Individuums beginnenden Prozesses der Individualisierung. Dieser verallgemeinernden zugespitzten Sichtweise widersprechen die dann folgenden Beiträge in unterschiedlichen Akzentuierungen insoweit, als sie durch ihre stärker differenzierenden Beobachtungen nicht nur Ergänzungen, sondern auch Korrekturen vornehmen; diese lassen sich zusammenfügen zu einem Bild sich wechselweise beeinflussender Impulse von entstehender Moderne und Reformation.

Hellmut Zschoch versteht die Reformation als „eine Bewegung der Neujustierung der spannungsvollen Einheit von Individuum und Kollektiv, bei der das christliche Individuum, der Christenmensch, in seiner Glaubensexistenz und seinem Weltauftrag ins Zentrum des Christentumverständnisses rückt.“ (S. 47f.). Es hat gegenüber den spätmittelalterlichen frömmigkeitlichen Individualisierungstendenzen eine andere Qualität, wenn schon zu seinen Lebzeiten Luther durch eine „publizistische Popularisierung“ (S. 59) zum exemplarischen evangelischen Christenmenschen stilisiert wird. Acht wiedergegebene und erläuterte Bilder belegen dies sinnenfälligerweise.

Hans-Walter Schmuhl geht davon aus, dass die Entstehung einer „Ich-Identität [...] zumindest als Massenphänomen eine historisch relativ junge Erscheinung“ (S. 79) ist, die seit dem 16. Jahrhundert immer wieder besondere Entwicklungsschübe erlebte. In ihrem Zuge werden die vormodernen statischen Ordnungen zunehmend aufgelöst. Schrittweise verstärkt sich somit die Notwendigkeit, sich als Einzelne den sich stetig wandelnden und tendenziell egalitären Ordnungen anzupassen. Die damit einhergehende Säkularisierung ist keine Religionslosigkeit, sondern beinhaltet „das Ende unhinterfragter Glaubensüberzeugungen, einen Bedeutungsverlust verfasster Kirchen und schließlich die Individualisierung der Religion“ (S. 85). Eine dabei entstehende frei

floatende Religiosität wandert dabei auch in die Wissenschaften, welche in ihrer sich herauschälenden Deutungshoheit durchaus religiöse Züge annehmen können. Der reformatorische Anstoß zur Individualisierung von Religion war beabsichtigt, ihr Beitrag zur Ausformung des modernen Individuums dagegen geschieht „unwissentlich und unbeabsichtigt“ (S. 88).

Bernd Schröder weist überzeugend nach, welche Momente der Bildungsgeschichte „*ursächlich* mit der Reformation verbunden sind“, und das keineswegs zufällig, denn „sie ist – zu einem guten Teil – *eine erzieherische Bewegung*“. Aus der theologischen „Wiederentdeckung des sachlich unverzichtbaren Zusammenhangs zwischen Taufen und Lernen“ (S. 93) folgern bildungsorientierte Reformatoren ein zunächst allein religiöses Lernen in der Familie sowie im Gottesdienst. Schon 1524 erfolgt geradezu revolutionär eine „Einforderung der staatlichen Schulen als subsidiäre Erziehungs-Institution“ (S. 96), wobei auch Mädchen unterrichtet werden sollen. Dies wird verbunden mit einer auf der Zwei-Regimente-Lehre beruhenden Wertschätzung auch weltlicher Bildungsinhalte. Auf diese Weise hat die Reformation trotz ihrer von Schröder benannten bildungsmäßig konzeptionellen Unzulänglichkeiten in Deutschland „die später folgende Geschichte von Unterricht, Erziehung und Bildung in Theorie wie Praxis tiefgreifend beeinflusst“ (S. 101).

Martin Laube erinnert an Ernst Troeltsch, für den die Reformation ausschließlich einen von kirchlichen Autoritäten entlastenden religiösen Individualismus in sein Recht gesetzt hat, weshalb dies ohne tiefgreifende Folgen für die Entwicklung der Moderne blieb. Max Weber hingegen sieht durch diese Individualisierung den Menschen insofern belastet, als er nun Gott schutzlos ausgeliefert ist. Daran anknüpfend zeichnet Laube „die Ambivalenzen protestantischer Individualitätskultur“ (S. 119) nach, denn nun heißt es nicht nur, „dem eigenen Gewissen folgen zu *können*“, sondern auch „alles mit dem eigenen Gewissen ausmachen zu *müssen*“; als „die *anstrengendere* Gestalt“ hat sie zugleich „das Potential, die *anspruchsvollere* Gestalt des Christentums“ (S. 122) zu sein.

Ute Gause widerspricht der Studie von Lyndal Roper, nach der Luther ein sinnenfroher Mensch gewesen sein soll. Das Gegenteil nämlich zeigt sein Genesis-Kommentar. Nicht nur hier hat Luther den Körper als „den Sünden verfallen, bzw. konkreter als der sexuellen Lust verfallen, und somit als mit negativer Triebkraft ausgestattet“ (S. 133) charakterisiert.

Matthias Benad zeigt in einem konzisen historischen Querschnitt – fast eine Diakoniegeschichte in nuce –, dass das Entstehen der modernen Diakonie und des Wohlfahrtswesens beschrieben werden können „als (Spät)Folgen der Reformation [...], die auf dem Weg der Individualisierung einen fernen, aber wichtigen Meilenstein darstellt“ (S. 156). Er sieht den heutigen, die individuelle Würde betonenden diakonischen Umgang mit Armut und Andersheit nicht zuletzt in jener Individualisierung des Religiösen begründet, wie sie vor allem in Pietismus, Aufklärung und Erweckung mit praktischen Folgen gelebt wurde. Daneben ist vom selben Ausgangspunkt eine weitere diakonische Linie erkennbar, deren Ziel es ist, „sich mit den strukturellen Gegebenheiten von Armut und Andersheit politisch und ökonomisch auseinanderzusetzen und – mit

mehr oder weniger Rücksicht auf individuelle Schicksale – Abhilfe zu schaffen und Ordnung herzustellen“ (S. 156f.).

Michael Krause fragt hintersinnig in seiner Andacht, wie die Geschichte wohl verlaufen wäre, wenn die an einer Wittenberger Kirchentür angebrachten Thesen Luthers vom Küster sogleich entfernt worden wären. Und Gerd-Matthias Höffchen lobt in seinem abschließenden Statement „manche akademische Kostbarkeit“, fügt aber sogleich hinzu: „Wie kann ich unsere Erkenntnisse hier demnächst meiner Friseurin vermitteln?“ (S. 168).

Werner M. Ruschke

Dagmar Freist, Glaube – Liebe – Zwietracht. Religiös-konfessionell gemischte Ehen in der frühen Neuzeit (Bibliothek Altes Reich 14), de Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, geb., 504 S.

Die Oldenburger Professorin für Geschichte der frühen Neuzeit legt mit diesem Buch eine aktualisierte Fassung ihrer 2003 in Osnabrück angenommenen Habilitationsschrift vor, die für die westfälische Kirchengeschichte und Kirchengeschichtsschreibung in mehrfacher Hinsicht von großem Interesse ist: Methodisch zeigt Freist die Tragfähigkeit jüngster historiographischer Fragestellungen, welche Geschichte aus praxeologischer Perspektive rekonstruieren und damit auch für die Frömmigkeitsgeschichte sowie für die Geschichtsschreibung praktisch-theologischer und religionspädagogischer Themen neue Wege aufzeigen, indem sie das Paradigma der Performativität methodisch zur Geltung bringen. Inhaltlich geht es mit religiös-konfessionell gemischten Ehen um ein Phänomen, welches die interreligiösen, interkonfessionellen und interkulturellen Ver- und Entwicklungen der Neuzeit auf der historischen Makroebene „wie durch ein Brennglas“ (S. 4) auf der Mikroebene darstellt und zu verstehen hilft. Dabei steht in den Konflikten um religiös-konfessionell gemischte Ehen regelmäßig die Tragfähigkeit der 1648 im Westfälischen Frieden ausgehandelten Gewissensfreiheit sowie der freien Religionsausübung im Rahmen des Normaljahrs 1624 auf dem Spiel. Territorial bezieht sich eine der drei Fallstudien auf das Fürstbistum Osnabrück, das im fraglichen Zeitraum der Untersuchung von 1555 bis 1806 Westfalen zugerechnet werden kann. Aktuell liest sich dieses Buch schließlich als eine paradigmatische Analyse der Komplexität interreligiöser Fragestellungen, die global wie lokal zunehmend dringlich werden. In diesem Buch kommt so eine Reihe der Forschungsschwerpunkte von Dagmar Freist zur Geltung, die für die westfälische Kirchengeschichtsschreibung anschlussfähig sind: Globale Mikrogeschichte, Diaspora, Praktiken religiöser Koexistenz, Historische Praxeologie, Subjektivierungsforschung.

Schon der „analytische Begriff religiös-konfessionell gemischte Ehen“ (S. 7) macht deutlich, worauf es Freist ankommt: auf die „Überwindung des Gegensatzes von normativ gesetzter Konfessionalisierung als obrigkeitlichem Top-down-Prozess und im Alltag verankerten religiösen Praktiken“ (S. 5), wodurch „die Kontingenz der Praxis, die Kreativität des Handelns und das Miteinander von Routinen und Reflexivität in Praktiken“ (S. 6) wahrgenommen wird. Diesem „perfor-

mativen Verständnis des Sozialen“ korrespondiert der Begriff der „Subjektwerdung“ im Gegenüber zum Identitätsbegriff, wie er weite Teile auch der Kirchengeschichtsforschung durchzieht, wenn zum Beispiel von konfessionsverschiedenen Ehen gesprochen wird, was ein „metaphysisches, substanzontologisches“ Subjektverständnis voraussetzen würde, „das Diskursen und diskursiven Praktiken vorgängig sei oder von dem die Tätigkeit des Konstruierens – etwa einer konfessionellen Identität – ausgehen würde“ (S. 6). Im Begriff „religiös-konfessionell“ kommen sowohl die Selbstverortung von Menschen zur Sprache als auch „das wechselseitig Konstitutive von konfessioneller Formung und religiöser Subjektivierung“ (S. 7). Diese bildet sich nur teilweise durch „kognitive Aspekte von Glaubenswissen“, sondern vielmehr durch eine Vielzahl von Praktiken in Form von Artefakten, Ritualen, Klängen etc. im Kontext von selten eindeutigen Lebenswelten.

In fünf unterschiedlichen Perspektivierungen führt Freist ihre Fragestellung durch. Das erste Kapitel fragt nach „Umgangsweisen mit religiöser Differenz in der Familie“ und beleuchtet dabei „Rechtsetzung als Handlungsanleitung“ (S. 20-128) und weniger als Voraussetzung für den Frieden. Dabei zeigt Freist, wie Kompetenzstreitigkeiten, unterschiedliche Theologien und Kirchenrechtsbestimmungen in unterschiedlichen Gebieten wirkten. Die westfälischen Gebiete kennzeichnet dabei eine große konfessionelle Durchmischtheit auf engem Raum mit einem protestantischerseits „relativ toleranten Religionswesen“ (S. 95), das aber aufgrund der vielen Streitigkeiten letztendlich in Preußen dazu führte, dass die bis 1803 existierende relative Vielzahl von Möglichkeiten, Kinder in Mischehen zu erziehen, auf eine Variante beschränkt wurde, so dass Kindererziehung nun „ausschließlich in der Konfession des Vaters“ (S. 97) zu erfolgen hatte. Damit waren andere etablierte Modelle hinfällig: die geschlechterkonforme Erziehung, also Söhne in der Konfession des Vaters und Töchter in der Konfession der Mutter, oder ehevertraglich anderweitig festgelegte Modelle. Der Kölner Mischehenstreit, der auch Westfalen tief bewegte, war dann ein letztes konfessionelles Aufbäumen in Bezug auf ein jahrhundertelang schwelendes Problem. Anhand der Mischehen entwickelten sich ab 1555 und verstärkt ab 1648 zwei ungelöste Probleme: Zum einen konnte das Religionsrecht das Rechtsprinzip der *patria potestas*, der väterlichen Gewalt unterlaufen. Zum anderen entstand insbesondere aufgrund häufiger Kindesentführungen die Frage der *annos discretionis*, also der Frage, ab welchem Alter Menschen über ihre Konfessionszugehörigkeit angemessen entscheiden können. Diese Frage blieb ungelöst, weil die Katholiken dem evangelischen Vorschlag, das Alter der Religionszugehörigkeit auf 14 Jahre festzulegen, widersprachen, weil hierbei keine Altersgrenze festgelegt werden könne. Freist zeigt schließlich, dass 1648 keinesfalls die aktive Konfessionspolitik der Herrscher aufhört, sondern anhand der Mischehenfrage bis weit ins 19. Jahrhundert greifbar wird.

Das zweite Kapitel fragt nach „Praktiken religiös-konfessioneller Formung“ in Form von „Fremd- und Selbstverortungen“ (S. 129-185). Anhand der Mischehenkonflikte stellt sich die Frage danach, woran sich eine Zuordnung der gerichtlich Befragten zu einer Konfession festmachen lässt. Dabei spielen vor allem Artefakte und Praktiken eine große Rolle, wobei die „Langsamkeit der Reformation“ (S. 149) in der „Laienfrömmigkeit“ (S. 152) deutlich wird. Mit dem von Thomas Kaufmann

geprägten Begriff der Konfessionskultur holt Freist dabei die „von der Konfessionalisierungsforschung ausgeblendete Wahrheitsfrage in die historische Erforschung frühneuzeitlicher Religiosität“ (S. 165) zurück.

Diese Fragestellungen werden im dritten Kapitel „Mischehen im Kontext religiös-konfessioneller Pluralität“ anhand von „drei Fallstudien“ (S. 187-299) konkretisiert, wobei Freist mit dem Fürstbistum Osnabrück (S. 189-239), mit der Kurpfalz (S. 239-273) und mit Kursachsen (S. 274-299) drei deutlich unterschiedene konfessionelle Gemengelagen untersucht. Dabei zeichnet sich Osnabrück gegenüber den anderen Territorien dadurch aus, „dass sich hier die Anhänger beider Konfessionen ihrer Rechte sicher fühlten durch die in der *Capitulatio perpetua Osnabrugensis* speziell für das Fürstbistum festgeschriebenen Gebote der Parität und der Gewissensfreiheit, so dass sich in Konflikten beide Parteien immer wieder darauf beriefen und die Konfessionsparteien gezwungen waren, in Verhandlung zu bleiben. Die *Capitulatio perpetua Osnabrugensis* konnte Konfessionskonflikte nicht verhindern, aber sie spielte eine zentrale Rolle in der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens“ (S. 238).

Das vierte Kapitel „Glaube – Liebe – Zweittracht“ (S. 301-371) untersucht die Mischehen vor dem Hintergrund des Hauses als Sozialgebilde, das im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts zunehmend von der Familie abgelöst wird. Freist zeigt dabei, dass Liebe als emotionale Beziehungsgröße schon vor der Romantik eine wichtige Rolle gespielt hat, auch wenn die Quellen kaum Auskunft darüber geben, warum religiös-konfessionell gemischte Ehen angesichts der vielen Widerstände und Schwierigkeiten überhaupt zustande kamen. In Osnabrück betraf dies teilweise jede fünfte Ehe. Dabei widerspricht sie Eva Heller-Karneth und Peter Zschunke, die allein aufgrund statistischer Beobachtungen zur konfessionellen Kindererziehung bei Mischehen die Schlussfolgerung gezogen hatten, dass „Reformierte und Katholiken ihren eigenen Glauben nach strengeren Regeln lebten“, weil dabei der „Einfluss katholischer Geistlicher und Amtsleute“ (S. 310) unterschätzt wird. In diesem Zusammenhang reflektiert Freist auch die Frage, was es für die gesellschaftliche Pluralisierung sowie die Stellung der Frauen bedeutet, dass in Mischehenkonflikten „die Grenzen der väterlichen Gewalt sichtbar“ (S. 326) werden. Sie zeigt dies unter anderem anhand des Falls der Mennonitin Barbara Maurerin in Lautern (S. 346-355) oder anhand der Zwangskonversion jüdischer Kinder zum katholischen Glauben in Mannheim (S. 355-360).

Das fünfte Kapitel beschreibt schließlich „Religionskonflikte in Mischehen“ als „ein Politikum auf Reichsebene“ (S. 373-452), wobei der Fall von Graf Ernst Wilhelm von Bentheim und seiner 1661 gehehlachten Frau Gertrud van Zelst (S. 400-403), der neben Westfalen auch die Niederlande betrifft, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der rechtlichen Klärungen auf Reichsebene deutlich werden lässt.

Freists Buch liest sich spannend wie ein Krimi und zeigt „durch das Prisma der Mischehe [...] die schwierige Aufgabe religiöser ‚Toleranz‘ im Alltag – und die zögerliche Umsetzung der Forderungen nach religiös begründeter Gewissensfreiheit auf der Ebene von Staat und Kirche“ (S. 453). Dabei scheint mir die katholische Kirche insgesamt allerdings vielfach mit härteren Bandagen zu spielen und durchweg zögerlicher in der Gewährung subjektiver Freiheiten zu sein. Deutlich wird aber in jedem Fall: „Konflikte in religiös-konfessionell gemischten Ehen erregten

deshalb so viel politische und öffentliche Aufmerksamkeit, weil sich hier das schwierige Gleichgewicht der Konfessionen im Staat noch einmal im Kleinen in der Familie, dem Inbegriff des Staates im Staat, abbildete, und jede Verletzung dieses Gleichgewichts paradigmatisch einer Verletzung des reichsweiten Religionsfriedens und der Gewissensfreiheit gleichkam.“ (S. 459).

Mit ihren Forschungen liefert Freist methodische und inhaltliche Impulse und Anregungen für die kirchen- und religionsgeschichtliche Mikroforschung in der in vielerlei Hinsicht durchmischten Region Westfalen.

Harald Schroeter-Wittke

Werner Greiling, Holger Böning, Uwe Schirmer (Hgg.), Luther als Vorkämpfer? Reformation, Volksaufklärung und Erinnerungskultur um 1800 (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 5), Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, geb., 400 S.

Unter den zahllosen Publikationen zum Reformationsjubiläum sticht obiger Titel gleich aus mehreren Gründen hervor: An dieser Sammlung von fünfzehn Beiträgen zu einer wissenschaftlichen Tagung, die vom 2. bis 4. Juli 2015 im Museum der Stadt Gera stattfand, war lediglich ein Theologieprofessor, der Kirchenhistoriker Thomas K. Kuhn aus Greifswald, beteiligt, zudem mit einem Beitrag zur Lutherrezeption bei dem reformierten Pfarrer Georg Joachim Zollikofer (1730–1788) aus Leipzig; ansonsten behaupteten Vertreter unterschiedlichster Geisteswissenschaften wie Germanisten, Bibliothekswissenschaftler, Presseforscher, Pädagogen etc. das Feld. Das hatte zur Folge, dass die ausgetretenen Wege der kirchenhistorischen Lutherforschung, noch immer dominiert von den Werturteilen des späten 19. Jahrhunderts, verlassen und ein ebenso überraschend ergebnisträchtiges wie vielschichtiges Lutherbild zum Jahr 1817 präsentiert werden konnte.

Hinter der Vereinnahmung Luthers als nationalkonservativ konnotiertes Denkmal durch die Kirchengeschichtsschreibung der Sieger über die gescheiterte Revolution von 1848, der Sieger in den deutschen Einigungskriegen sowie der Reichsgründung von 1870/1871 und ihrer geistigen Erben erscheint nunmehr – vor allem konzentriert auf Thüringen als Zentrum der deutschsprachigen Republique des Lettres – ein älteres, volksaufklärerisches, freisinnig-demokratisches Verständnis des Luthertums als Bildungsmacht. Man verstand Luther als Initiator einer Emanzipationsbewegung von europäischer Strahlkraft. Damit verbunden war die Forderung nach Pressefreiheit, bürgerlichen Rechten, Gemeinnützigkeit und politischer Teilhabe. All das geriet durch die autoritär-obrigkeitliche Weichenstellung nach 1848 zugunsten eines auch kirchlich gepflegten Hurra-Patriotismus diverser Pietisten- und Posaunengenerale mit entsprechenden vereinschristlichen Organisationen ins Hintertreffen und wurde bis 1945 allenfalls als qualifizierte Minderheitenmeinung weitergeführt. Anknüpfungspunkte zum volksaufklärerischen Pressewesen boten weniger die theologischen Schriften Luthers im engeren Sinne als vielmehr die Flugschriftenliteratur.

Diverse Beiträge zu den Bückeburger Landessuperintendenten Johann Gottfried Herder (1744–1803) und Justus Friedrich Froriep (1745–1800), zu Rudolf Zacharias Becker (1752–1822), Johann Peter Hebel (1760–1826), Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761–1851), Freiligraths posthumem Schwiegervater Johann Gottfried Melos (1770–1828), Karl Gottlieb Bretschneider (1776–1848) oder Johann Friedreich Röhr (1777–1848) bestätigen auf breiter Linie ein volksaufklärerisches Lutherbild, wie es etwa noch in Heinrich Heines „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (1834) *opinio communis* gewesen ist. Hingegen liest sich der Beitrag von Joachim Scholz zu Martin Luther in der preußischen Volksschulpädagogik um 1800 auf weite Strecken wie die Beschreibung eines noch weitgehend unbeackerten Forschungsfeldes zu Gustav Friedrich Dinter (1760–1831) oder Ludwig Natorp (1774–1846); gleiches gilt für die übrigens ausgezeichnete Darstellung von Jochen Krenz zur Lutherrezeption in der katholischen Publizistik.

Der westfälische Beitrag beschränkt sich auf ein Dossier von Fritz Achelpöhlner zu dem Aufsatz von Reinhart Siegert zum Lutherjubiläum von 1817 als Sprengstoff für die volksaufklärerische Ökumene, die das Reformationsjubiläum als Mittel zum Zweck einer obrigkeitlich durchaus gewollten Rekonfessionalisierung im Vorfeld der Karlsbader Beschlüsse von 1819 deutet. Achelpöhlner bietet wie zur Illustration hierzu Aktenmaterial zur Reformationsfeier 1817 in Paderborn mit antikatholischem Affekt, die 1821 zur Strafversetzung des verantwortlichen reformierten Pfarrers an der dortigen Abdinghofkirche nach Vlotho führte. Der Beitrag von Alexander Krünes zur Haltung thüringischer Volksaufklärer zum Katholizismus hatte ähnliche Phänomene für den dortigen Bereich konstatiert, insbesondere im Blick auf das prominente Wartburgfest, so dass beim auf solcherart provozierten Ende einer schon sehr weitgehenden volksaufklärerischen Ökumene von einer zeittypischen Gesamterseinerung auszugehen ist.

Rezensent bekennt freimütig, dass er sich durch die unerhört anregende Lektüre dieses Tagungsbandes auf die Spur westfälischer Seitengänger wie Georg Gieseler (1760–1839) und dessen „Jubelbüchlein“ (Lemgo, Werther 1817) oder die „Lebensbeschreibung Dr. Martin Luthers“ von Peter Heinrich Holtzhaus (1759–1831) aus dem Jahr 1806 (Nachdruck 1816) hat führen lassen. Er glaubt mittlerweile die entscheidende Weichenstellung zum volksaufklärerischen Verständnis Luthers in Möser's „Sendschreiben an den Herrn von Voltaire über den Charakter des Doctor Martin Luther und Seine Reformation“ aus dem Jahr 1750 dem westfälischen Bereich zuordnen zu können (vgl. Stückemann, Justus Möser's Lettre à Mr. de Voltaire: Apologie pour le Dr. Martin und „Tonnenmärchen“, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 2017, S. 293–307). Westfalen als publizistische Hochburg volksaufklärerischer Ökumene wird von den Kirchenhistorikern beider Konfessionen noch intensiv zu erforschen sein.

Frank Stückemann

Buchbesprechungen

Peter Florens Weddigen, Lesebuch, zusammengestellt von Walter Gödden und Frank Stückemann (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 70), Aisthesis, Köln 2017, kart., 174 S.

Es ist – wie der Titel sagt – ein Lesebuch! Wir dürfen ohne wissenschaftliche Verbrämungen und Aufenthalte lesen, und das ist gut so. Mit vielen „kleinen“ und „großen“ Texten des Lehrers und Pfarrers, Dichters und Publizisten Peter Florens Weddigen (1758–1809), mit großen Anteilen von Prosa in verschiedensten Formaten vom Aufruf bis zum ziemlich ausführlichen Reisebericht und einem weitgespannten Anteil von Gedichten mit sehr unterschiedlichen Motiven. Die Herausgeber Walter Gödden und Frank Stückemann sind ausgewiesene Kenner jener Zeit und der in ihr wirkenden Protagonisten sowie der hier in den literarischen Zeugnissen dokumentierten Wirksamkeit Weddigen. Die ausgewählten Texte erfassen etwa ein Vierteljahrhundert (1783–1807). Sie führen in ein Netzwerk für Bildung und Aufklärung des kulturellen und sozialen Lebens und Umfeldes auch wenig gebildeter Bevölkerungskreise, in deren Zusammenhängen und für die Weddigen denkt, schreibt und wirbt, um Aufklärung über ihre Lebenssituation und deren Verbesserung zu vermitteln und in Gang zu bringen. Das Ziel seiner Arbeit beschreibt Weddigen im Zusammenhang mit einem Bericht über die Errichtung von sieben Lesegesellschaften in Bielefeld 1783 so: „Daß diese Gesellschaften zu Ausbreitung mancher nützlichen Kenntnisse, zu Aufklärung des Verstandes, Verbesserung der Sitten und Veredlung des Herzens vieles beigetragen haben.“ (S. 19.96f.) Dazu will er ein „Westphälisches Magazin“ gründen mit dem „Zweck, durch dasselbe Materialien zu einer künftigen vollständigen topographisch-historisch-statistischen Beschreibung des Niederrheinisch-Westphälischen Kreyses mitzutheilen.“ (1784, S. 22).

Die Herausgeber haben große Umsicht walten lassen, um dem Leser aus der Fülle der Veröffentlichungen Weddigen Texte und Zusammenhänge seines Denken und seiner Arbeit und damit ein Bild von seiner Persönlichkeit zu vermitteln. Dass er nicht allein stand mit seinem Anliegen, zeigen zwei eingestreute Texte etwa von dem ebenfalls der Aufklärung und Volksbildung zugehörigen Juristen, Historiker und Publizisten Justus Möser, der sich zu alten Münzfunden in Westfalen äußert (1783, S. 20f.) und zu „Voltaire's Urteil über Westphalen“ mit einer recht kritischen „kurzen Zurechtweisung“, die Weddigen abschließend dem entsprechend ergänzt (1786, S. 40-45).

Wir sind mit diesen Hinweisen in dem ersten großen Teil des Lesebuchs unter dem Thema „Der Historiograf und Volksschriftsteller“ (S. 9-66). Weddigen richtet hierin in der Tat seine Aufmerksamkeit auf Westfalen; neben einer biographischen Einlassung über Hermann Adolph Meinders erläutern die meisten der hier wiedergegebenen Berichte Weddigen das Westfälische an Zuständen, Begebenheiten und Persönlichkeiten sowie im zweiten Teil des Buches an Ortschaften und Städten in Minden-Ravensberg mit kurzer Erwähnung einiger ihm wichtiger Persönlichkeiten klar und verständlich mit dem Anspruch der Wahrhaftigkeit.

Unser Lesebuch beginnt mit einem farbigen sehr lesenswerten Bericht über den ländlichen Bereich „Von den Sitten und Gebräuchen der Ravensbergischen

Bauern“ (1783, S. 9-17) und dem gegenüber aus dem Bereich des ravensbergischen Bürgertums und der Bildung der Lebensbericht des Juristen und Historikers Hermann Adolph Meinders (1665–1739, S. 27-37), womit die Herausgeber die Spannung westfälisch-ravensbergischer Lebensbereiche in den Blick nehmen. Weddigen will jedoch mit seinem Engagement für die offensichtlich nötige Aufklärung und Bildung *ganz* Westfalen unter den verschiedensten Gesichtspunkten erfassen und beschreiben. Dem sollen hier verschiedene Nachrichten und Notizen, Sendschreiben, Ankündigungen und Aufrufe zu literarischen Unternehmungen und wissenschaftlichen Projekten dienen, – und das alles im Sinne „gemeinnütziger Bemühungen“ zur zukünftigen Beschreibung Westfalens (S. 38). Deren Wiedergabe lassen schon für sich genommen in ihren jeweiligen Zweckbestimmungen den Willen zu Weiterbildung, Aufbruch und Erneuerung zum Wohlergehen der dort lebenden Menschen erkennen.

Eine Reihe von Texten beschreibt die Gründung des „Westfälischen Magazins“, 1784 (S. 22-24), später „Neues Westphälisches Magazin zu Geographie, Historie, und Statistik“ 1788 (S. 57). In diesem erscheint ganz offensichtlich in dem Bemühen um Klarheit und Verständnis der „Westphälischen Provinzialismen“ als einer eigentümlichen deutschen „Volkssprache“ in einzelnen Lieferungen das „Idiotikon“ (andere Schreibweisen wie „Idocticon“, „Idictikon“ haben sich nicht durchgesetzt), ein Lexikon der „Westfälischen Volkssprache“ (S. 52-54), die „so viel Eigenthümliches“ an Bedeutungen der Wörter und in Hinsicht auf die Entwicklung der Sprache birgt, dass auch der heutige Leser gern einige darin enthaltene Besonderheiten zur Kenntnis nehmen würde, wenn sie nicht nur in wenigen Beispielen dargeboten würden.

Weitere Projekte nimmt Weddigen in Angriff: Einen „Westphälischen Atlas“, eine Sammlung „Westphalische historisch-geographische Literatur“, eine „Westphälische Bibliothek oder historische und kritische Anzeigen von Schriften, die in und über Westphalen geschrieben sind.“ (S. 51). Die offiziellen Belobigungen der Regierung durch den preußischen Kultusminister Johann Christoph Woellner (S. 54, S. 63) und die anerkennenden Briefe des Königshauses (S. 65f.) lassen die hoch geachtete Stellung Weddigens als eines wissenschaftlichen Publizisten erkennen.

Der zweite Teil des Buches „Der Reiseschriftsteller“ (S. 67-101) teilt aus sechs der acht „Briefe eines Reisenden über Westphalen“ das in Stadt und Land auf die Weise mit, wie er es in seinen Aufrufen und Ankündigungen zu den Inhalten etwa des „Westphälischen Magazins“ gefordert hatte: die „vollständige topographisch-historisch-statistische“ Beschreibung. Weddigen durchwandert Minden-Ravensberg auf der Achse von Bückeburg (!) über Minden, durch die Kirhdörfer „Edingsen“ (heute: Eidinghausen), Gohfeld ins Ravensbergische nach Herford und Bielefeld. Alle Orte werden im Einzelnen je nach ihrer Umgebung und Lage, der Wohnsituation der Menschen und der Erwerbsmöglichkeiten skizziert. Weddigen beschreibt ihre Bauten, Kirchen, Häuser, deren Geschichte und baulichen Zustand, nennt die Zahl der Einwohner, deren Schulen und weiterer Bildungseinrichtungen mit besonders kritischer Beachtung von „Frauenzimmerschulen“, die in Bielefeld fehlten (S. 99)! Da müsse denn, „wenn dem Staat die Aufklärung des schönen Geschlechts werth ist, sehr wohl ein Verbesserung vorgenommen werden“ (S. 100). Er erwähnt den Streit

um die Einführung des neuen Berliner Gesangbuchs und die Differenzen zwischen aufklärerischem und pietistisch geprägtem Denken, verbindet sie mit den Pastoren von Gohfeld, Franz Karl Rischmüller, der sich besonders für die Verbesserung der Schulsituation eingesetzt hat, und mit dessen Vorgänger Friedrich August Weihe, der diese völlig verrohte und in religiösen Dingen ungebildete Gemeinde durch großen Fleiß in einen besseren Zustand habe führen können (S. 77-79), und zollt ihm als dem „seligen Weihe“ sogar einen gewissen Respekt.

Drei Gedichtsammlungen bilden den dritten Teil des Buches, zunächst aus zwei Gedichtbänden in entsprechender Bündelung und abschließend einige einzeln veröffentlichte Gedichte sehr unterschiedlicher Thematik und dichterischer Art. Im eröffnenden Konvolut finden sich 14 Gedichte aus dem Gedichtband „Morgenstunden der Grazien“. Sie lassen die Weite der Bildung und des Denkens Weddigens erkennen. Nach der Art der Fabel geht es im Horizont antiker Stoffe wesentlich um Zeit- und Kulturkritik. Neun Gedichte sind den „Geistliche[n] Oden und Lieder[n] für Christen“ entnommen. Sie bringen in geistvoller Weise die Themen von „Religion“, „Werth des Christenthums“ oder Grundfragen des menschlichen Daseins zur Sprache. In der hier wiedergegebenen „Vorrede“ (S. 128) bestimmt Weddigen die Problematik und den Zweck dieser „geistlichen Dichtung“ so: „Man urtheilet daher nicht mit Unrecht, daß die Gattung des religiösen Gesangs, wenn er auf Beyfall der Kenner Anspruch machen, und seinen Hauptzweck, *Belehrung* und *Erweckung* der Andacht, durch Verbreitung echter Grundsätze unserer geheiligten Religion nicht verfehlen will, nicht zu den leichten Gattungen der Dichtkunst gehöre.“ (S. 128) In manchen Passagen kommt Weddigen um dieser „*Belehrung* und *Erweckung* durch die Verbreitung echter Grundsätze“ willen in die Nähe dogmatischer und pietistischer Worte und Sprachbilder, die allerdings immer in einer großen Klarheit und ungekünstelter Einfachheit ihre Botschaft mitteilen.

Am Ende des unbedingt lesenswerten und zum Verständnis des Lesebuches sehr dienlichen Nachwortes der Herausgeber, besonders auch hinsichtlich der „Geistlichen Oden und Lieder für Christen“, wird der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. zitiert in einer Adresse an Weddigen: „Sie werden durch ihren faßlichen, gründlichen und angenehmen Ton gewiß zur beabsichtigten Beförderung religiöser Gesinnungen beytragen; und ich danke dem Verfasser für die mir durch gefällige Mittheilung derselben bezeigte Aufmerksamkeit verbindlich.“ (S. 168). Eine größere Anerkennung konnte Weddigen kaum erwarten!

Wer in Erfahrung bringen will, aus welchen Verhältnissen vor etwa 250 bis 200 Jahren das nordöstliche Westfalen, damals Minden-Ravensberg, zum heutigen Ostwestfalen herangewachsen ist, der sollte die ersten beiden Teile des Buches in Ruhe lesen. Er würde großen Respekt vor der zielgerichteten und umfassenden Aufklärungsarbeit von Peter Florens Weddigen bekommen. Und im dritten Teil würde er erfahren können, aus welchem Geiste diese Zukunftsarbeit Weddigens ihre Lebendigkeit erhalten hat.

Es lohnt sich, das Buch zu lesen und den Einsatz der Herausgeber zu würdigen, Peter Florens Weddigen aus dem Schatten, in den er geraten war, ins Licht zu holen. Er war ein ehrlicher Makler und Förderer aufklärender Bildung

Buchbesprechungen

ohne Verachtung dessen, was er für die „echten Grundsätze unserer geheiligten Religion“ hielt und benannte. Das Nachwort der Herausgeber und das Literaturverzeichnis bieten Möglichkeiten zum Verstehen des Werkes von Weddigen, das seiner weiteren Erschließung harrt.

Christof Windhorst